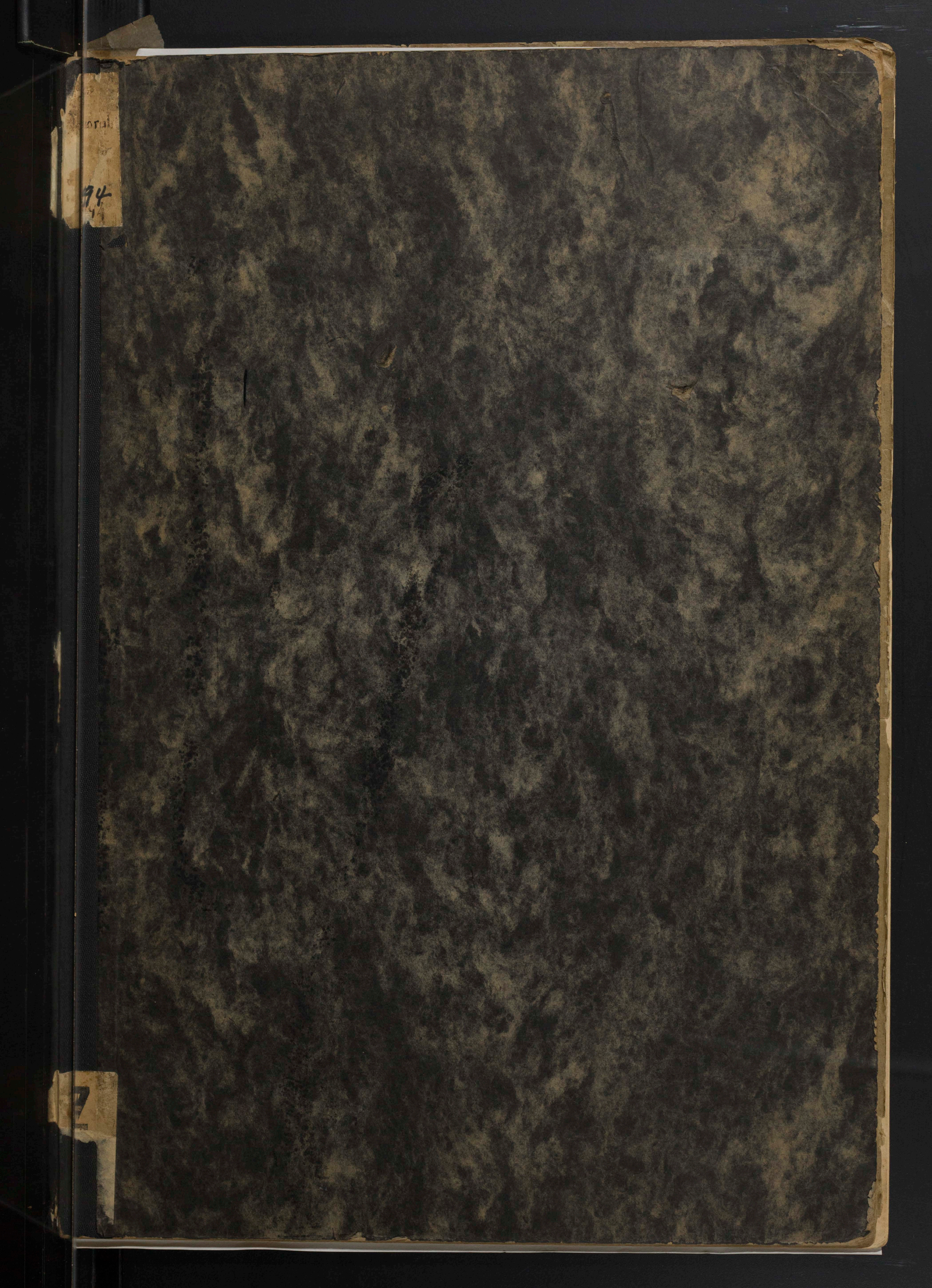
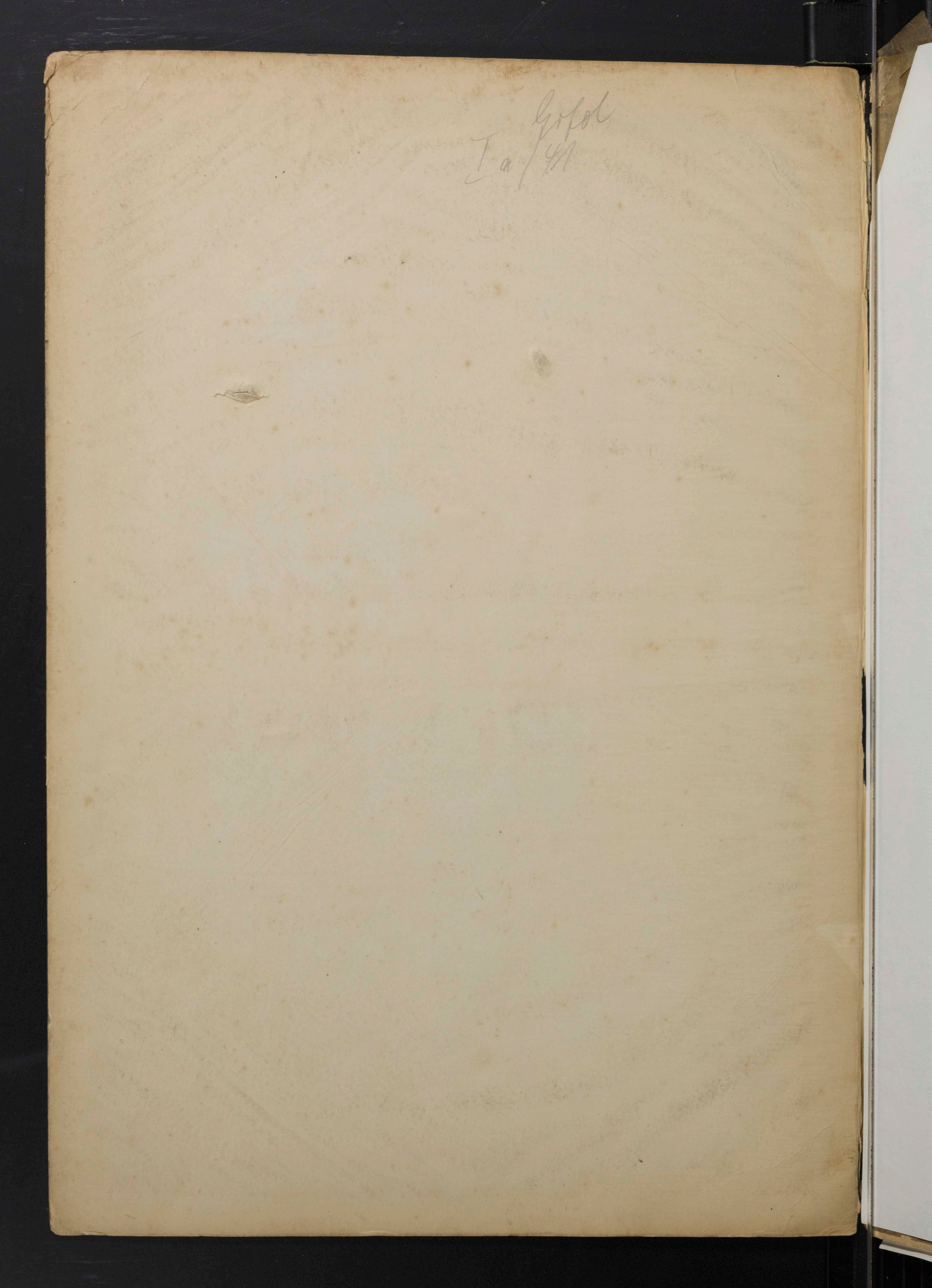
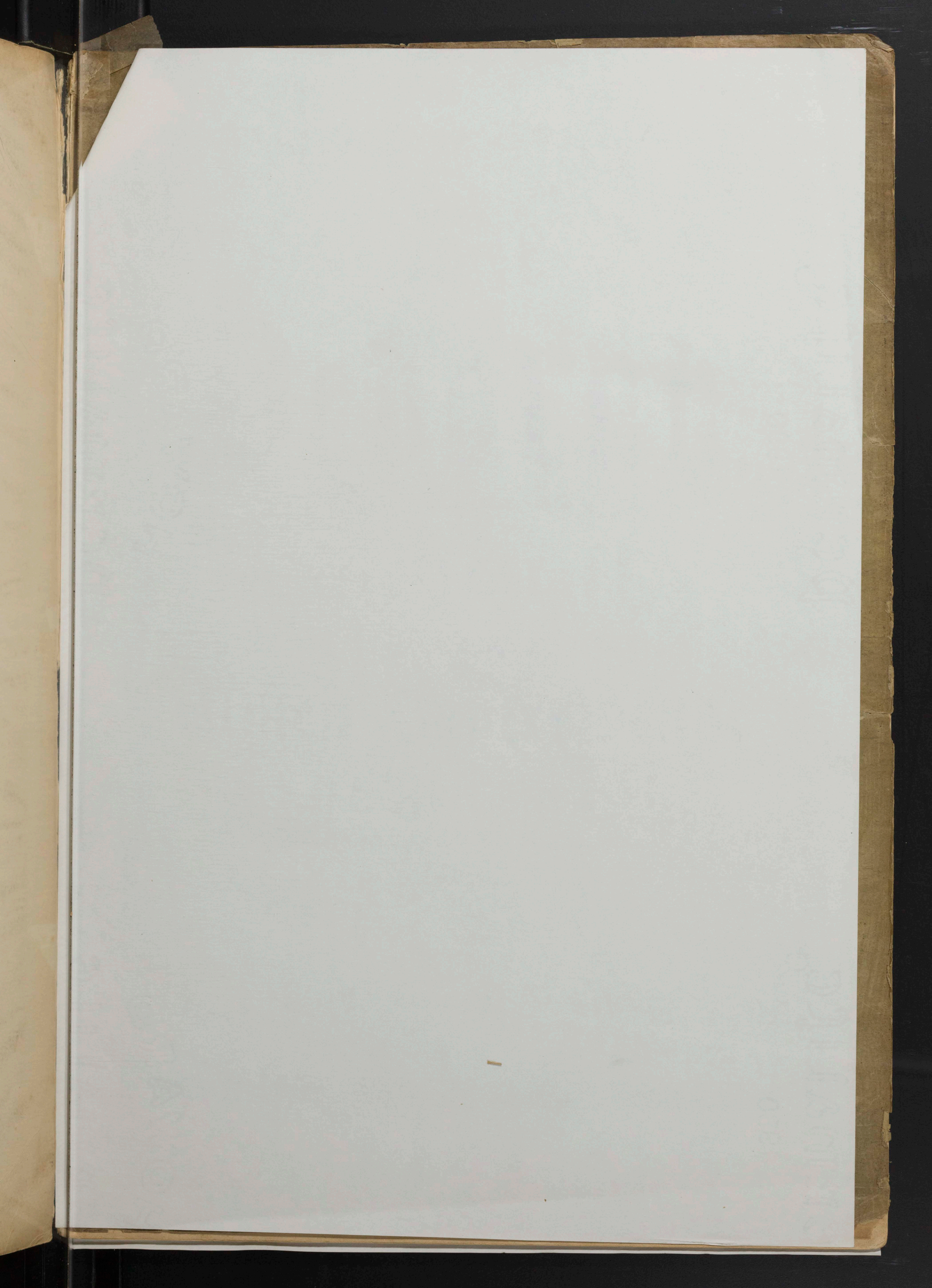
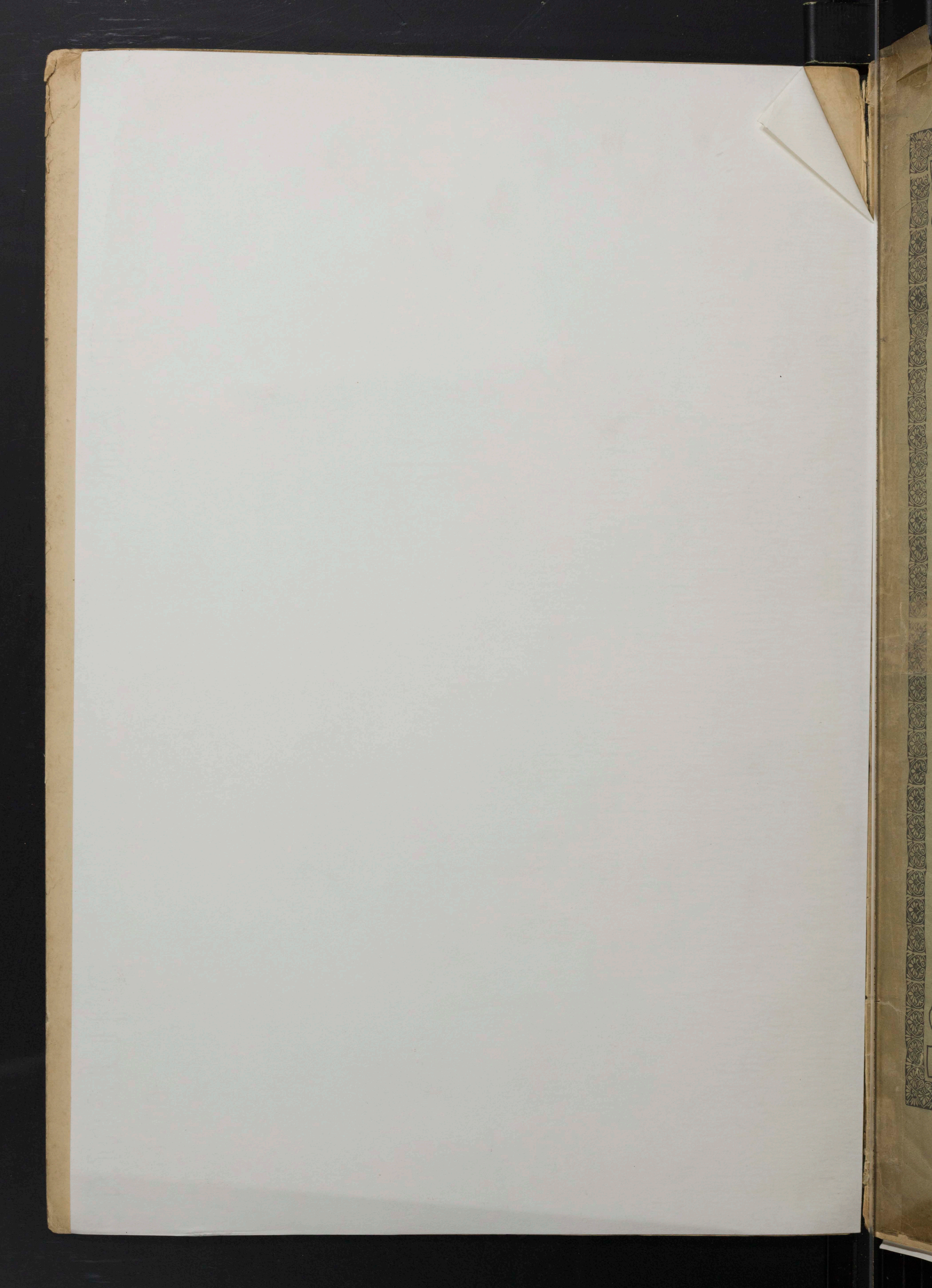
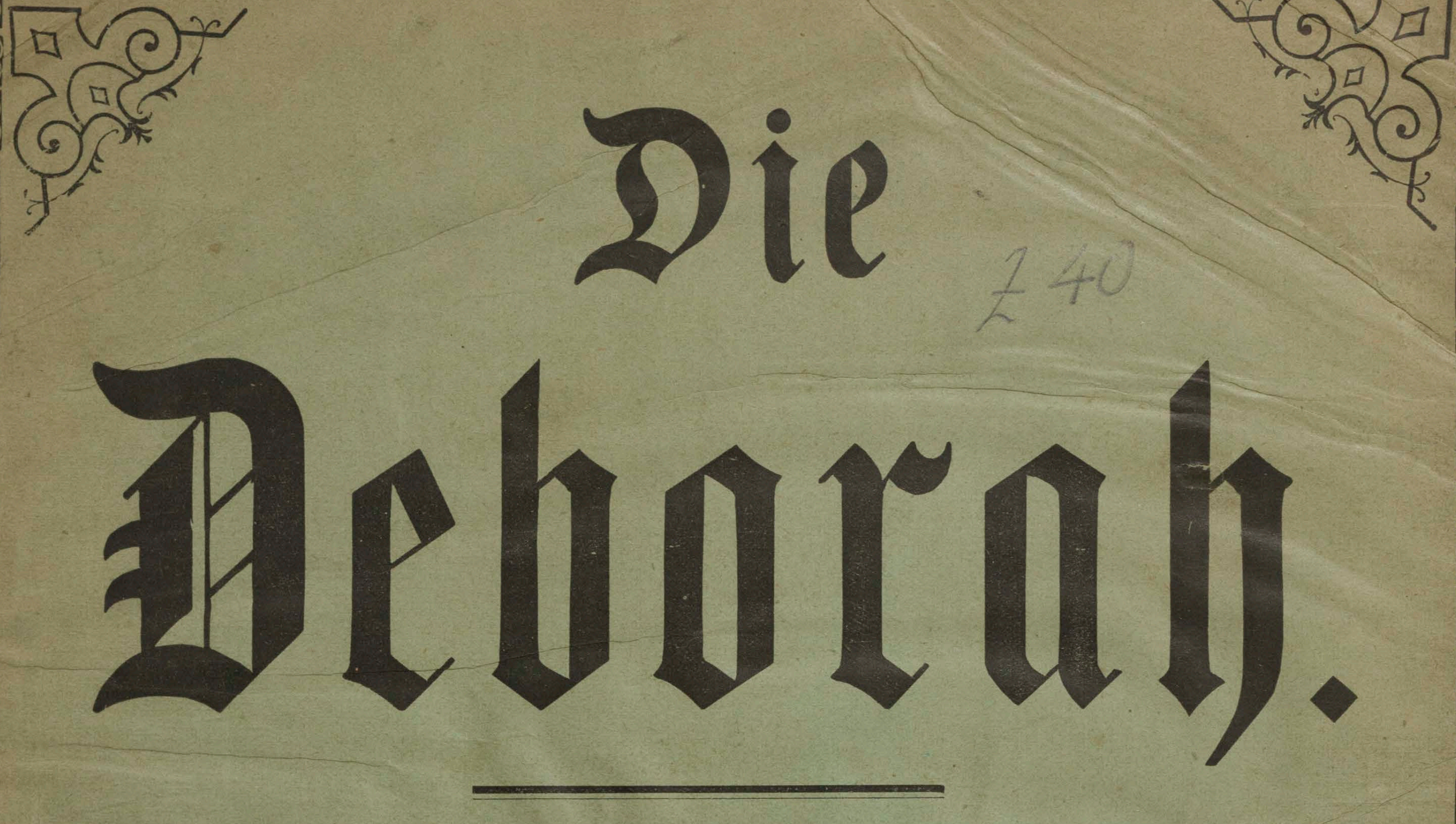










Festschrift

zu ihrer

40sten Jahreswende,

1. Juli 1894.

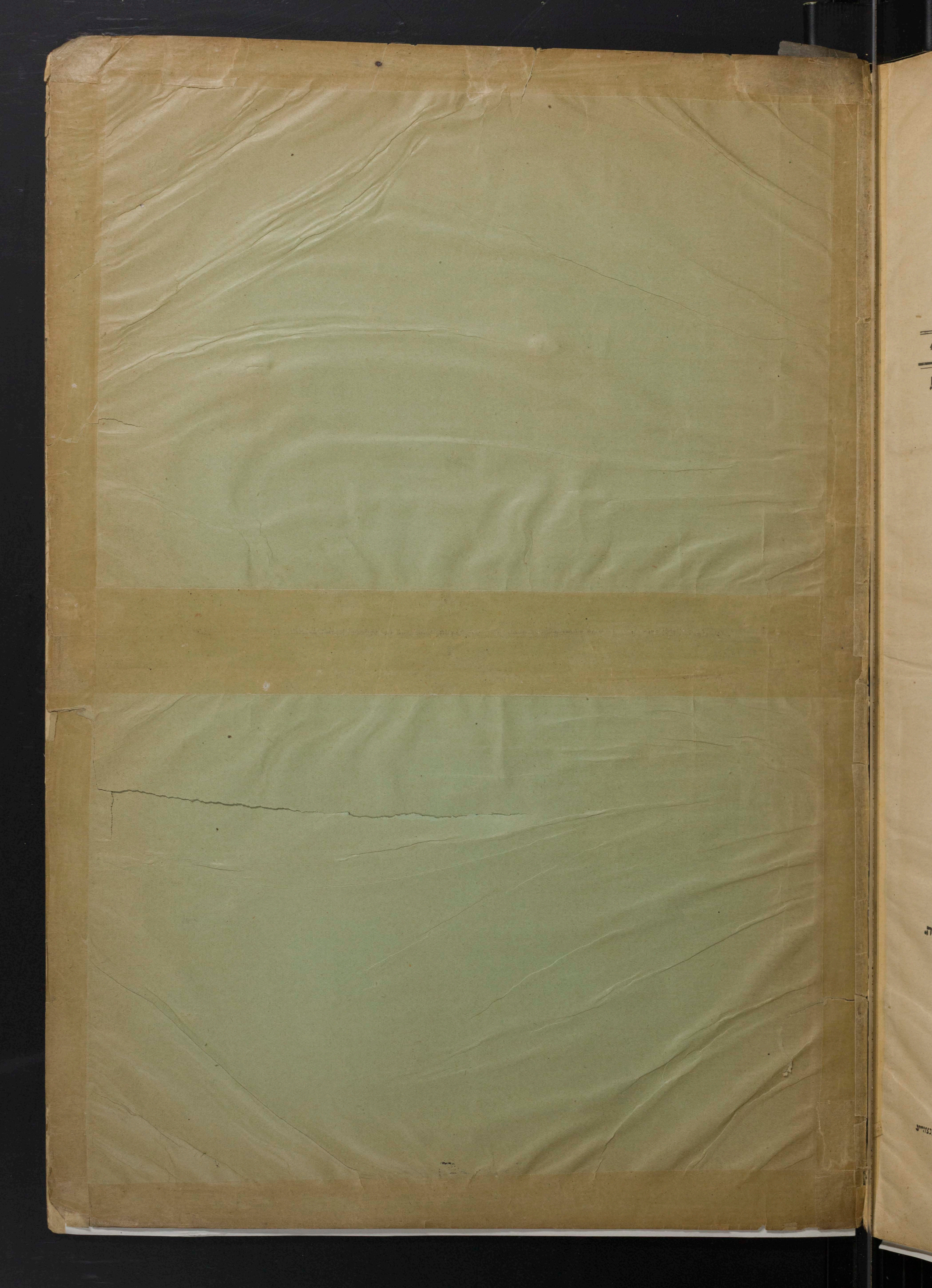
Herausgegeben

von



Prof. Dr. G. Deutsch.







Die Deborah.

Jüdisch-Amerikanische Familienzeitung.

Vorwärts! meine Seele. תִּדְרְכִי נַפְשִׁי עֹז Vorwärts, mit Macht.

40. Jahrgang. Cincinnati, O., den 5. Juli 1894. Nummer 1.

עוּרִי עוּרִי דבורה!

דְּבוֹרָה, אַתְּ בְּשִׁמֵךְ
מַה־יָּקַרְתְּ בְּעַמֵּךְ!
עֹז רוּחַ טַעְמֵךְ
וּמֶתֶק דְּבַשׁ דְּבוֹרָה;
וּמָה עוֹד יָקַרְתְּ
כִּי שְׁמֵךְ זֶה שָׁמַרְתְּ
עֹז וָנֹעַם בָּחַרְתְּ
כִּדְבוֹרָה וּדְבוֹרָה. —
אַרְבָּעִים שָׁנָה
עֹז לְעַמָּהּ נָתְנָה,
הַנְּבִיאָה הַנֶּאֱמָנָה
אֵם בְּיִשְׂרָאֵל דְּבוֹרָה;
וּשְׁנוֹת אַרְבָּעִים
עֹז חָכְמָה וּמַדָּעִים
נָתַתְּ לוֹ לִרְגָעִים
דּוֹרֶכֶת עֹז דְּבוֹרָה!
וּכְמוֹ מְעוֹפֶפֶת
עַל פְּרָחִים מְרַחֶפֶת
וְצוּפִים אוֹסֶפֶת
הַחֲרוּצָה הַדְּבוֹרָה,
כֵּן אָסַפְתְּ אֲמָרִים
נָעֲמוּ לַיְשָׁרִים,
וַתְּעַקְּשִׁי לַנִּבְעָרִים
כַּאֲשֶׁר תַּעֲשֶׂה הַדְּבוֹרָה.
לְאַחַיִךְ כְּצִנָּה
הָיִית פֹּה בַּמְּדִינָה,
לָכֵן לִשְׁנוֹת בִּינָה
בְּעֵת הַגַּעַת דְּבוֹרָה!
חִזְקִי אַל תָּגוּרִי
מִדַּרְכֵּךְ אַל תָּסוּרִי,
וְרֹב שָׁנִים עוֹד שׁוּרִי,
עוּרִי, עוּרִי דְּבוֹרָה!

גרשׁן ראָזענצווייג

Sei wach, sei wach, Deborah!

Nach dem hebräischen Gedicht Gerson Rosenzweig's.

Von Louise Mannheimer.

Deborah du, dein Namen
Werth uns, die ihn vernahmen,
Erfrischet, die erlahmen,
Wie Honigseim der Biene.
Du bist geliebt, geehrt,
Den Namen du bewahrt,
Uns süßen Trost gewährt,
Deborah, wie die Biene.

Dem Volk durch vierzig Jahre
Gab Kraft dein Geist, der klare,
Prophetin treue, wahre,
Mutter in Israel, Deborah.
Ja vierzig Jahre lang
Zu jeder Zeit erklang
Dein kraftvoll Wort, dein Sang,
Lieblich, voll Weisheit, Deborah.

Wie auf Schwingen sich erhebend,
Ueber Blumenkelchen schwebend,
Den Honig zu sammeln strebend
Sich regt die fleiß'ge Biene;
So sammelt ernst zur Pflicht
Das Volk dein Wort so licht,
Das Widerspenst'ge sticht,
Wie der Stachel einer Biene.

Du wurdest uns zum Schilde,
„Vorwärts mit Macht" und Milde
Ruft in Amerika's Gefilde
Seit vierzig Jahren Deborah;
Ziehn Jahre auch vorbei,
Bleibst du nur selbst dir treu,
So siegst du stets auf's Neu',
Sei wach, sei wach; Deborah!

„Die Deborah"

vollendet ihr vierest Decennium. Ist eine solche Thatsache in unserer raschlebigen Zeit für jede periodische Publication von Bedeutung, so ist das mit unserem Blatte noch mehr der Fall. Trotz des naturgemäßen Verlustes, den die deutsche Sprache in Amerika durch das Aussterben der älteren Generation erleiden muß, trotzdem der Nachschub an Einwanderern deutscher Zunge ein immer schwächerer geworden ist und die russische Einwanderung eher für die englischen Journale als für unser Blatt Leser stellt, endlich trotz der Aversion, welche in Folge des deutschen Anti-Semitismus viele Juden der Pflege deutscher Art und Sprache engegenbrachten, hat die „Deborah" ihren Platz behauptet.

Sie ist nicht nur für diejenigen amerikanischen Juden, welche der englischen Sprache nicht vollkommen mächtig sind, das Medium zur Weckung und Verbreitung jüdischer Gesinnung; sie ist auch für die alte Heimath der Dolmetsch des jüdischen Lebens jenseits des Oceans. Aus ihr sollen die europäischen Glaubensgenossen die Entwicklung des Judenthums bei völliger Befreiung von staatlicher Bevormundung kennen lernen; aus ihr sollen die deutschen Juden, welchen das Judenthum seine Regeneration verdankt, über die Fortführung ihres Werkes unterrichtet werden, aus ihr sollen selbst die Feinde des Judenthums erfahren, wie grundlos der Vorwurf der Vaterlandslosigkeit ist, der uns gemacht wird, und wie der Jude auch im fernen Lande das heiligste Erbe des Menschen, die Sprache der Väter, hochhält.

So blicken wir mit Dank auf das zurück, was uns die Gnade Gottes geleistet hat. Unsere Jubiläumsnummer ist ein Eben ha-ezer, ein Denkmal, bei dessen Aufrichtung wir bewegt sprechen: „Bis hieher hat uns der Herr geholfen." In der festen Ueberzeugung, welche Claude G. Montefiore in unserem Blatte ausgesprochen hat, daß dem amerikanischen Judenthum die Führerschaft in Israel zufallen wird, ja schon zugefallen ist, wollen wir unser Werk fortführen zur Verbreitung der Kenntniß vom Judenthum im eigenen und im fremden Lager, zur Entwicklung unserer Religion im Sinne der Freiheit und wahren Frömmigkeit, zur Bekämpfung ungerechter Vorurtheile und willkürlicher Entstellungen, immer getreu unserem Deborah-Motto: „Vorwärts, meine Seele, vorwärts, mit Macht!"

Cincinnati, 1. Juli 1894.

Isaac M. Wise,
Gotthard Deutsch.

☛ Diese Nummer ist nur ein Theil unserer Jubiläumsausgabe, da wir wegen der Fülle des Materials nicht Alles auf einmal drucken konnten. Wir bitten unsere geehrten Mitarbeiter um Nachsicht und versprechen in den nächsten Wochen Alles nachzutragen, um es dann mit dem Vorliegenden in einer Lieferung gesammelt, auszugeben. Am Schlusse derselben werden biographische Notizen über die Verfasser der Beiträge folgen.

Redaction der „Deborah."

Das Judenthum in Amerika.

Von Dr. G. Deutsch.

1. Statistik.

Zur Zeit als die englischen Colonien Nord-Amerika's sich unabhängig erklärten, war die Anzahl der Juden im Lande eine sehr geringe. Auf sechs Gemeinden vertheilt, dürften sie kaum mehr als einige Hundert betragen haben. Auch nach Beendigung des Unabhängigkeitskrieges war die jüdische Einwanderung eine so schwache, daß ein gewisser W. D. Robinson, wahrscheinlich ein Landspeculant, in einer im Jahre 1819 erschienenen Broschüre sich wundert, daß die Juden dem Drucke, welchem sie in Europa unterworfen seien, sich nicht durch Auswanderung nach dem Lande der Glaubensfreiheit entziehen, wozu er ihnen durch ein großartiges Colonisationsproject am Mississippi behilflich sein will.

Erst mit den dreißiger Jahren, als die Enttäuschung über den trotz der Theilnahme der Juden an den Freiheitskriegen fortdauernden Druck, viele zur Verzweiflung an der Zukunft des Liberalismus brachte, noch mehr im Gefolge der Revolution kam der breite Strom jüdischer Einwanderer aus Deutschland an. Seit der Thronbesteigung des gegenwärtigen Czaren, besonders seit den Verfolgungen im Jahre 1882, begann die Einwanderung aus Rußland, die im Jahre 1891 die größten Dimensionen angenommen hatte, so daß man die jüdische Bevölkerung der Vereinigten Staaten wohl auf eine Million Seelen veranschlagen dürfte.

Eine genaue Ziffer ist schwer zu erreichen, da der offizielle Census das Religionsbekenntniß unberücksichtigt läßt. Meine Berechnung stützt sich auf folgende Daten: Nach dem Census-Bulletin vom 5. Februar 1892 giebt es in den Vereinigten Staaten 533 Gemeinden mit 130,496 Mitgliedern. Da man als Mitglieder nur die Familienhäupter zählt und etwa fünf Personen auf eine Familie rechnen kann, so gäbe das 650,000 Seelen. Diese Aufstellung ist aber jedenfalls zu niedrig, denn nach Erfahrungen, die ich aus einzelner Anschauung gemacht habe, ist z. B. ein Tempel, der 800 Personen faßt, an den hohen Feiertagen überfüllt, obwohl die Gemeinde nur 80 Mitglieder zählt. Die Mitgliederanzahl mit 10 zu multiplicieren, dürfte doch wieder zu hoch gegriffen sein, da diese Verhältnisse mehr in den Großstädten vorkommen, während in den Kleinstädten der überwiegende Theil der jüdischen Bewohner der Gemeinde angehört.

Einen anderen Weg zur Berechnung giebt die Statistik über die Räumlichkeiten der Betlocale an die Hand. Danach fassen die Synagogen und gemietheten

Betlocale 157,711 Personen. Berechnet man, daß sowohl in großen Städten, welche eine starke jüdische Bevölkerung haben als auch in kleinen Städten, die es zur Bildung einer Gemeinde noch nicht gebracht haben, bloß für die hohen Feiertage Betlocale errichtet werden, die in diesem Census nicht einbegriffen sind, so wird man es nicht übertrieben finden, wenn ich die Zahl der Synagogensitze als den sechsten Theil der jüdischen Bevölkerung annehme.

Eine Analogie mögen unsere europäischen Großstädte bieten. Wien hatte nach dem letzten Census etwa 120,000 jüdische Einwohner, doch hat es nur 5 Gemeinde- und 25 Privatsynagogen. Wer die Natur der letzteren kennt, die häufig nur aus einer einzigen Stube bestehen, wird einsehen, daß diese 30 Gotteshäuser noch nicht 20,000 Sitzplätze fassen können, daß also der Coffizirent ein sehr mäßiger ist. Auch darf man nicht vergessen, daß hier Juden mehr als in irgend einem anderen Lande zerstreut wohnen, und daß seit Abschluß des Census im Jahre 1890 eine sehr starke Einwanderung stattgefunden hat, die während des Jahres 1891 mindestens 50,000 betrug, und unvermindert fortdauerte, bis zuerst die Cholera von 1892 die willkommene Handhabe zu restrictiven Maßregeln bot, welche dann in Folge der geschäftlichen Krise des Sommers 1893 ganz überflüssig wurden. So bleibt der Census von einer Million ein nicht allzuhoher.

Außer den „Vereinigten Staaten“ kann nur noch Canada in Betracht kommen, wo nach dem Berichte des Rabbiners Meldola de Sola in Montreal, dem ich für manche Mittheilungen verpflichtet bin, etwa 20--30 Gemeinden mit 10,000 Seelen existiren.

Außerhalb Canada's und der Vereinigten Staaten sind kaum noch nennenswerthe jüdische Niederlassungen in dieser Hemisphäre. Mexico hat wohl einzelne Juden, die aber nirgends zu einer Gemeinde vereinigt sind. Hier ist trotz der offiziellen Gleichberechtigung der Confessionen, und trotzdem die Regierung in den Händen von Freidenkern ist, die Masse des Volkes noch so sehr unter dem Einflusse des spanischen Katholicismus, daß die Juden an die Errichtung einer Gemeinde nicht denken dürfen. Ebenso liegen die Verhältnisse in den central- und südamerikanischen Republiken, wozu noch der Umstand kommt, daß die unsicheren politischen Verhältnisse eine Prosperität des Handels nicht aufkommen lassen. Gemeinden jüngeren Ursprunges sind in den Haupthafenstädten Südamerika's, in Buenos Ayres, in Montevideo und Pernambuco; vereinzelte jüdische Familien finden sich auch in Ecuador, in den Vereinigten Staaten von Columbien u. s. w., doch ist es mir nicht gelungen, etwas Näheres über sie in Erfahrung zu bringen. Es scheint jedoch, daß diese Vorposten durch Wechselheirathen dem Judenthum verloren gehen. Aeltere Gemeinden existiren meines Wissens nur auf der im Besitze Englands befindlichen Insel Jamaica, auf der niederländischen Insel Curassao und in der Küstenstadt Surinam, an der Küste von Niederländisch Guyana.

2. Geschichte.

Die Ansiedlung der Juden in Amerika läßt sich auf dem Wege, den der Gedanke der Religionsfreiheit genommen hat, verfolgen. Unsere ersten geschichtlichen Nachrichten finden die Juden in Brasilien unter holländischer Herrschaft. Sie waren im 16. Jahrhundert, als Brasilien portugiesisch war, als Neuchristen eingewandert, hatten beim Wechsel der Regierung unter den Holländern (1624) offen ihr Judenthum bekannt, und mußten deshalb, als das Land wieder portugiesisch wurde, (1654) sich auf die Suche nach einer neuen Heimath begeben. New-York, damals eine Besitzung der Holländer, unter dem Namen Neu-Amsterdam, schien wegen der im Mutterlande ausgesprochenen Duldung ihr natürliches Ziel, doch sollten sie auch hier nicht ohne Kämpfe ihr Niederlassungsrecht erlangen. Der Gouverneur der Colonie Stuyvesant war ihr entschiedener Gegner und verlangte von den Directoren der holländisch-ostindischen Compagnie, daß es den Juden verboten werde, das Colonialgebiet „zu behelligen“. Dieses Gesuch wurde als „der Vernunft und Gerechtigkeit zuwider“ abgelehnt, doch sollten die Juden denselben Gesetzen unterworfen bleiben, unter welchen sie im Mutterlande standen, und besonders ward ihnen Kleinhandel verboten. Ein Jahr nach ihrer Landung reichten die jüdischen Ansiedler ein Gesuch um Gestattung der Errichtung eines Friedhofes ein, das anfänglich abschläglich beschieden, im Jahre 1656 aber genehmigt wurde. Erst um 1690 wurde die erste Synagoge errichtet. Inzwischen war offenbar durch manche behördliche Plackereien den Juden die Erkenntniß aufgegangen, daß Neu-Amsterdam nicht jenes Ideal der Freiheit verwirkliche, welches sie sich erträumt hatten, und darum wandten sie sich nach der Colonie Rhode Island, wo der englische Baptistenprediger, Roger Williams, völlige Religionsfreiheit proklamirt hatte. Sie ließen sich in Newport nieder, welches vor der Revolutionszeit ein wichtiger Seehafen war, nach der Befreiung aber in völlige Bedeutungslosigkeit herabsank, so daß die jüdische Gemeinde nur aus dem Minister bestand, der durch die Stiftung Juda Touro's des großen Philantropen, erhalten wurde. Das war im Jahre 1657. Der Zuwachs dieser Gemeinden während des 17. und 18. Jahrhunderts war ein sehr unbedeutender. Er recrutirte sich aus England und Holland, die damals eine nur geringfügige jüdische Bevölkerung hatten; doch fanden auch Marannen aus der pyrenäischen Halbinsel ihren Weg hierher, denn Mordecai Manuel Noah erzählt, daß seine Tante lebenslang an ihren Armen die Narben der Stricke zeigte, mit welchen sie auf die Folter gespannt worden war.

Die nächste Niederlassung der Juden wurde in Savannah, Georgia, gegründet. Diese Colonie wurde durch den englischen Philantropen, General Oglethorpe, 1733 in's Leben gerufen, mit der Absicht, Sträflingen, welche ihre Strafzeit verbüßt hatten, Gelegenheit zum Beginne eines neuen Lebens zu geben. Englische Juden hatten, dadurch angeregt, ein Schiff ausgerüstet, welches einige Monate nach der Gründung der Colonie daselbst eintraf. Die Patrone dieses Unternehmens in England waren von diesem Zuwachs auf's unangenehmste überrascht; sie fürchteten, daß die jüdische Gemeinde dem guten Rufe der Spitzbuben-Colonie schaden könnte, obwohl sie über die Juden, unter denen sich ein aufopferungsfähiger Arzt, Dr. Nunes, befand, nur Gutes gehört hatten. Unter diesen Einwanderern findet sich auch ein Name polnischer Herkunft, Sheftall, wohl eine familiäre Berechnung für Sabbatai.

Von Savannah aus wurde Charleston, Süd Carolina, besiedelt. Was die Auswanderung veranlaßte, ob es die Feindseligkeit der englischen Gesellschaft oder das natürliche Gesetz der Colonialbewegung war, ist nicht bekannt. Die Gründung dieser neuen Gemeinde fand im Jahre 1750 statt. Charleston spielt in der inneren Geschichte des Judenthums in Amerika und des modernen Judenthums überhaupt eine nicht zu unterschätzende Rolle. Hier wurde im Jahre 1842 die erste Reformgemeinde auf amerikanischem Boden gegründet, beeinflußt offenbar durch die gleichzeitigen Vorgänge in London und Hamburg. Diese Thatsache ist auch dadurch bemerkenswerth, daß hier ein Fall vorliegt, wo eine ausschließlich portugiesische Gemeinde den Weg der Reform betrat.

Etwas dunkler sind die Anfänge der nachher zu großer Bedeutung gelangten Gemeinde in Philadelphia. Ihr erster Tempel, Mikweh Israel, wurde im Jahre 1781 eingeweiht; doch hat es schon im Jahre 1738 einen jüdischen Beerdigungsplatz gegeben und die Anwesenheit eines Juden, Namens Arnold Bamberger, ist schon aus dem Jahre 1726 amtlich bezeugt.

Außer den Genannten gab es vor dem Unabhängigkeitskriege wohl nur noch eine Gemeinde in den Colonien, die von Lancaster, Pennsylvania. Erst im 19. Jahrhundert, durch die verstärkte Einwanderung seit den dreißiger Jahren, bildeten sich jüdische Gemeinden im Westen, deren älteste die B'ne Israel-Gemeinde in Cincinnati ist. Im Jahre 1824 trennte sich die erste deutsch-polnische Gemeinde von den Portugiesen in New-York ab, und sie war zugleich die erste Gemeinde mit englischer Predigt, als sie Reverend Samuel M. Isaacs zu ihrem Minister wählte. New-Orleans hatte schon in den zwanziger Jahren, und San Francisco im Jahre 1841 eine jüdische Gemeinde. So war bereits vor Abschluß der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts das Judenthum über das ganze Gebiet der Vereinigten Staaten verbreitet.

Aphorismen über Religion und Judenthum.

Ein Beitrag zur Psychologie des heutigen Judenthums.

Wo die Naturwissenschaft mit ihrer Weisheit zu Ende ist, da setzt die Philosophie ein, und wo die Philosophie mit ihrem Latein zu Ende ist, da setzt die Religion ein.

Wer Gott sucht, ist ihn zu finden werth, wer ihn nicht hat, hat ihn noch nie begehrt.

Du kannst den Gott nicht denken, den du glaubst; glaube den Gott, den du denken kannst.

„Führe mich nicht in Versuchung“ ist ein schlechtes Gebet. Auf der Werfte ist jedes Schiff gut: in Sturm und Wetter muß es sich erproben.

Die schlimmsten Feinde der Religion sind nicht die Radikalen, auch nicht die Frömmler, selbst nicht die Lauen, sondern die, welche ehrlich zu sein sich einreden und nicht einmal gegen sich selbst den Muth der Wahrheit haben; ihre Zahl ist Legion.

Wir haben zu viel Religion und zu wenig Religiosität.

Wenn Orthodoxie die kraftvolle Auflehnung gegenüber Verleugnung jüdischer Individualität, gegenüber Verflachung des geschichtlich ausgeprägten Seins bedeutet, alle Hochachtung. Aber warum das falsche Schlagwort, wo doch nur der dunkle Willensdrang vorhanden, die Individualität zu wahren?

Wie kann man Jude sein, ohne Jude zu sein? Der moderne jüdische Nationalismus ist die Lösung dieses unlösbaren Problems. Sie haben dem Judenthum den Geist ausgetrieben, daß ihnen nur das Fleisch geblieben ist, von dem sie stammen, und das erheben sie zum Princip. Weil ihnen das Judenthum nicht Glaube ist, nicht Ueberzeugung, nicht Idee, nicht geistiges Lebensprincip, ist es ihnen Nation geworden. — Oder der Nationalismus ist unreife Romantik, knabenhafte Schwärmerei, abgeguckter Chauvinismus!

Die Wissenschaft des Judenthums, das gehätschelte Schoßkind der Väter der jüdischen Rennaissance, ist nicht der Messias geworden, den man in ihr sah. Das kommt, weil die ganze so hoch gepriesene Wissenschaft nur Philologie ist, Alterthumswissenschaft. Ein trauriges Zeugniß. Als wenn das Judenthum nur alt und nicht auch neu wäre! Als wenn es kein modernes lebendiges Judenthum gäbe! Aber das moderne lebendige Judenthum ist ein Blümchen: Rühr' mich nicht an!

Epigonen einer produktiven Periode zu sein, ist bedrückemd, und nun gar Epigonen einer philologischen Periode! Zunz ist todt, Frankel ist todt, Grätz und Jellineck und Perles sind todt, und sie haben uns an den Knochen jüdischer Wissenschaft kein Fleisch zum nagen mehr gelassen.

Saadia hat das Judenthum mit dem gebildeten Bewußtsein seiner Zeit versöhnt, Maimonides hat sein Judenthum nach seinem philosophischen Gewissen modifizirt, wann erscheint der neue Führer der Irrenden, der das Judenthum mit dem modernen Zeitbewußtsein vermählt?

Wenn die alten Riesen ihre Mutter, die Erde, berührten, so erhielten sie neue Kraft. Wunderbares Bild für Israel: Wenn der Sturm des Hasses sich wider Israel erhebt, schleudert er es zurück in die Arme seiner Mutter, die Religion, und die verleihet ihren Kindern neue Kraft.

Dr. Caesar Seligmann.

Zum vierzigjährigen Jubiläum der Deborah.

Gewidmet von Minna Neuer.

Deborah, du tapfere Heldennatur,
Du Israels Zierde und Wonne,
Du muthest uns an wie die blühende Flur
Im Glanze der strahlenden Sonne.

Du zogest mit Barak zum Kampfe hinaus
Und Gott ließ den Sieg dich erringen,
Zu Ehren gelangte da Israels Haus,
Froh konnte dein Loblied erklingen.

Auch sprachst du als Richterin weise das Recht
Im Schatten von Palmengezweigen,
Dem mächtigsten Fürsten, dem niedrigsten Knecht,
Ward gleiche Gerechtigkeit eigen.

Und wie die Prophetin das Volk einst belehrt,
Mit Weisheit und Tugend beglückte,
Hast du auch „Deborah“ den Lesern bescheert,
Was stets sie erbaut und entzückte.

Auch du hattest immer zu Israels Heil
Die Fackel des Geistes getragen,
Und wenn auch den Feind nicht mit Nagel und Beil—
Doch tüchtig auf's Haupt oft geschlagen.

Und was du nun viermal zehn Jahre gethan,
Das sei dir noch lange beschieden:
Dem Fortschritt zu ebnen die weiteste Bahn,
Die Menschheit zu lenken zum Frieden!

Americana–Nicotiana.

Von Moritz Steinschneider.

Die orientalische Literatur liegt begreiflicherweise weit ab von der westlichen Halbkugel, nicht wegen der räumlichen Entfernung, die ja von der anderen Seite auch eine große Nähe ist, sondern weil man überhaupt die Literatur Amerika's erst mit dem XVI. Jahrhundert beginnen kann. Hingegen ist es nicht uninteressant zu untersuchen, wann und wie weit die Kunde von Amerika in die orientalische Literatur eingedrungen ist. Ich weiß nicht, ob in der jetzt so großen Literatur der Amerikaner schon Jemand dieses Thema bearbeitet habe. Was ich in der folgenden kurzen Notiz bieten will, ist die Nachricht über eine arabische Schrift eines Juden, eine der ältesten über den Tabak, der selbst zu den ältesten Errungenschaften Europa's aus Amerika gehört.

Es dürfte von Interesse sein, die Wirkungen amerikanischer Erzeugnisse auf die Kultur der alten Welt überhaupt zu verfolgen; dabei drängt sich die Frage auf, wie sich der betreffende Einfluß auf die Juden insbesondere gestalte, die Kehrseite der, jetzt auf der Tagesordnung stehenden Frage über die Theilnahme der Juden an der Entdeckung Amerika's. Ich stelle hier beispielsweise dem Tabak zwei andere Gegenstände an die Seite. Für die Kartoffel hat Bensew's deutsch-hebr. Wörterbuch (Wien 1807) nur eine hebräische Uebersetzung von „Erdäpfel“ (תפוח הארץ wie pomme de terre und pomo di terra), stünde also richtiger unter diesem Schlagworte, welches in Oesterreich die gewöhnliche Kartoffel bezeichnet, während „Kartoffel“ dort nur die blaue heißt, die von den Juden am Freitagabend mit süßer Zuthat genossen wurde. Die neue Erdfrucht ist wahrscheinlich ohne besonderes Aufsehen in die jüdische Küche gezogen; denn die große, auch langweilige, Encyclopädie, welche Lampronti der jüdischen Gesetzliteratur, insbesondere der Jahrhunderte der neuen Zeit, gewidmet hat, bietet meines Wissens kein Schlagwort dafür.

Auf Amerika führt man häufig eine Seuche zurück, welche jede europäische Nation gerne nach einer anderen benennt; der Ausdruck חולי הערפתי („Franzosen“) erscheint in einem Anhange des bekannten Chronisten Josef Kohen zu seiner Uebersetzung einer Sammlung von spanischen Recepten des Meir Alguadez (ms. Halberstam, s. meine Beschreibung im Magazin f. d. Wiß. des Jud. X, 1883 S. 168) und in dem Münchener ms. 207, wo ein jüdischer Arzt seine christliche Praxis verzeichnet; der Kranke hieß Signor Severe und wohnte, wie es scheint in der Porta sant Angelo, der Ort ist noch aufzufinden. [1]) Das „jüdische Erbe“ (ירושה) nannte man die sog. „goldene Ader“, und eine christliche, wunderliche Exegese hat dieses, allerdings erbliche Leiden, welches auch der Laie in der Medicin durch die beengten Lebensverhältnisse erklären kann, aus einem besonderen Fluche ableiten zu müssen geglaubt. [2])

Man hat sich aber meines Wissens nicht mit der Frage beschäftigt, ob und warum die Lustseuche unter den Juden im Allgemeinen bis auf die neueste Zeit kaum bekannt war.

Sickler (1797) hat allerdings die Lustseuche schon in Numeri 25, 1–10 finden wollen, und das rühmlich bekannte Werk von Jul. Rosenbaum in Halle, welches 4 Auflagen erlebte („Die Lustseuche im Alterthum“, Halle 1839, S. 26) [3]) führt dies an zur Unterstützung seiner allgemeinen Ansicht, daß diese Krankheit bei den alten Völkern existirte, und im XV. Jahrhundert nur dem „genius epidemicus“ die weite Ausdehnung verdankte. Der berühmteste Historiker der Medicin, Kurt Sprengel, sah in den Marannen (Scheinchristen) die „Stammväter der Krankheit“. Aber noch im Jahre 1880 vertreten zwei Franzosen entgegengesetzte Ansichten. Dr. Denis Dumont (De la Syphilis, Leçons etc. recueillies par M. Lesigne, Paris, p. 25) vertritt den amerikanischen Ursprung; Dr. James Tartensen (La Syphilis, Paris,) erledigt einen §: „chez les Juifs“ (!) mit einer Hinweisung auf Baal Peor, ohne auch nur die Bibelstelle anzugeben!

Solche Kulturfragen verdienen eine sorgfältige Quellenforschung, auf die hier hingewiesen ist.

Der Tabak, weder so nützlich wie die Kartoffel, noch so schädlich wie die Lustseuche, ist ein Luxusartikel, der, wie viele, sich zu einem Hauptbedürfniß gesteigert hat. Mein seliger Onkel, der bekannte Arzt und Schriftsteller Dr. Gideon Brecher, pflegte die Frage aufzuwerfen, wie das Rauchen zur Gewohnheit werden konnte, da es ja zuerst Erbrechen bewirkte. Er erklärt dies als Arzt durch die Vermuthung, daß der erste Versucher das Rauchen zum zweiten Mal als Brechmittel anwenden wollte, und bei verfehlter Wirkung den Geschmack dafür bekam. Das ließe sich auch auf den Schnupftabak anwenden, der allerdings im Volke noch vielfach als Medicin gilt. Wir werden uns hier hauptsächlich mit dem Rauchen beschäftigen und auch den Ursprung berühren.

Fangen wir mit dem Worte an: „Das Rauchen“ übersetzt Bensew l. c. mit der, nur einmal (Exod. 19, 18) vorkommenden Namensform עשן; für das transitive Zeitwort wußte er wahrscheinlich keinen entsprechenden Ausdruck. Wenn es wahr ist, daß das Rauchen der Urindianer ein Räucheropfer war, dann wäre הקטיר ein etymologisch gerechtfertigter Ausdruck. Nach der Analogie anderer Verba müßte man ein Hifil העשין bilden. Es gab aber schon damals einen, allerdings dem Arabischen nachgebildeten Ausdruck, der auch heute noch kaum bekannt sein dürfte, nämlich שתה „trinken“, wie im Arabischen שרב (wovon bekanntlich „Scherbet“ abgeleitet ist). Diesen Ausdruck gebraucht der erwähnte Lampronti unter dem italienisirten Schlagworte Tabacco [טאבקו], welcher zwei Spalten in Folio umfaßt und uns mit den religiösen Skrupeln bekannt macht, mit welchen der neue Gegenstand die Gesetzlehrer erfüllte. Die Lorbeeren auf diesem schlüpfrigen Gebiete den wohlgerüsteten Kämpfern überlassend, will ich hier nur einige Angriffspunkte darlegen.

Es frägt sich zunächst, ob für's Rauchen ein Segensspruch geboten sei, da man den eingezogenen Rauch gleich von sich gebe, obwohl der Rauch sättige, — diese Auffassung der Wirkung des Rauches ist eigenthümlich; daher auch die Frage, ob das Einziehen (שאב und שאף) des Rauches oder das „Trinken“ des Tütün (טוטון weiter unten) am Fasttag des 9. Ab. gestattet sei. Ferner ob man die Pfeife an einem Talglichte anzünden dürfe, welches wegen des Fettes nicht genossen werden darf. Der Gebrauch, in der Synagoge die Tabakdose zu präsentiren, wird als unangenehm bezeichnet; er führe zu allerlei Unzuträglichkeiten; das Schnupfen an sich ist am Versöhnungstage gestattet. Es fragt sich, ob man am Pesach rauchen dürfe, da die Tabaksblätter in Bier geweicht würden. Daß am Sabbat Tabak anzünden und in Brand zu erhalten, verboten sei, bedurfte keiner Erörterung, so lange der Chasidismus nicht existirte. — Geraucht wurde sehr viel, die Beschäftigung der Juden gestattete es den meisten, insbesondere den Gelehrten, welche die Spuren dieser Nebenbeschäftigung, durch welche man eben so wohl dem Kopfe als — dem Unterleibe eine Anregung zuzuführen glaubte, in Büchern und Handschriften hinterlassen haben. [4])

Als ich vor vierzig Jahren in dem "Oppenheim-room" der Bodleiana in Oxford meinen Catalog verfertigte, öffnete sich von Zeit zu Zeit die Thüre, ein Beamter rief den von ihm geführten Fremden zu: "All Hebrew" (Alles hebräisch)! und nachdem dieser bemerkt hatte: "What a smell" (welcher Geruch)! schloß sich die Thüre wieder. — Dieser Geruch ist allerdings nicht bloß ein Rest harmlosen Pfeifendampfes; er ist großentheils ein ewiger Denunciant der an Menschen und Büchern verübten Ruchlosigkeit.

Auch die Araber besitzen Schriften in Prosa und in Reimen, welche den Gebrauch des Tabaks von verschiedenen Gesichtspunkten aus betrachten, um für oder gegen ihn einzunehmen. Was ich gelegentlich aus Catalogen von mss. notirt habe, geht nicht über das XVII. Jahrhundert hinauf; z. B. in Berlin, (s. Ahlwardt, Verzeichniß Bd. V, 1893. S. 51–54, wo ein Verzeichniß von 7 Schriften seit 1624); das älteste ms. n. 5491 v. J. 1616 nennt in ms. Springer den Tabak אלתבג ואלתתן; das Rauchen erscheint daselbst als eine neue Sitte; anderswo kommt auch der Namen תנבאך (Tabak) vor. Zum Teil andere Schriften sind enthalten in mss. des Brit. Museum n. 8875 (Aussprüche von Rechtsgelehrten über den Gebrauch von Tabak und Kaffee); ms. des Khedive, im kleinen Catal. S. 281, und im Anhang S. 49. Eine, im Jahre 1092 der Hedjra beendete arab. Abhandlung von Abdal-Gani-al-Nablusi (Hadji Khalfa III p. 396) Brit. Mus. nach 1158, s. Catal. der mss. in Tunis von Houdas u. Basset, Paris 1884 p. 74 n. 145, wonach Ahlwardt n. 5494 zu ergänzen ist) lobt im Eingange Gott, „der die Anwendung des Rauches des Tütün nützlich gemacht hat.“

Danach ist es sehr wahrscheinlich, daß eine der ältesten bekannten arabischen Schriften über den Tabak von einem Juden herrühre, und zwar von einem Karaiten, was für den Literaturhistoriker noch eine andere Merkwürdigkeit darbietet. Die Karaiten, die den christlichen Protestanten darin ähnlich sind, daß sie auf die Bibel zurückgehen, vertreten in der hebräischen Literatur des Mittelalters auch nur eine einseitige Theologie mit Ausschließung aller profanen und exakten Wissenschaft. Erst im XV. Jahrh. wurden sie von Rabbaniten der Türkei zu den mathematischen Wissenschaften geführt. Unter den Hunderten von Uebersetzungen profaner Schriften in verschiedenen Sprachen, welche mein Werk (1893) behandelt, ist keine einzige von einem Karaiten übertragen. In dem Schriftchen, zu welchem der Leser geführt werden soll, tritt uns zuerst ein karaitischer arabischer Uebersetzer entgegen, dessen Zeit und Vaterland wir aus seinem Werkchen zu erfahren versuchen werden.

Unter den hebr. Handschriften, welche der unglückliche Shapira im J. 1881 der Kön. Bibliothek in Berlin anbot, wovon eine Auswahl auf meine Empfehlung angekauft wurde, waren mehrere in arabischer Sprache, darunter ein Band, der vorzugsweise Medicinisches enthält und jetzt „ms. or. 751 Qu.“ bezeichnet ist. Zuletzt (f. 125–28) findet sich eine kleine Handschrift über den Taback, über welche ich in der Zeitschrift der D. M. G. Bd. 47 S. 373 Näheres mitzutheilen versprochen habe, und das soll hier in Kürze, unter möglicher Vermeidung der Originalsprache, geschehen.

Der zuletzt genannte Schreiber, ohne Zweifel Enkel des Verfassers, nennt sich Daniel, Sohn des Musa, Sohn des Scha'aban, Jude, Karait. Nach der Ueberschrift behandelt die cursorische kleine Abhandlung (Risala) die specifischen Eigenschaften des Tabaks, welcher „arabisch: Dukhan, türkisch: Tuetuen (תתן) [5]) indisch: מוּשׁאלט heißt, der geschnittene: טאבקו.“ Das Schriftchen beginnt mit dem üblichen Lobe Gottes und der (nicht: des) Propheten, worauf der Verf. Scha'aban ibn Ishak, genannt ibn Djani (גאני) al-Israili, der Arzneikunde beflissen, in einem kurzen Vorwort sich über seine Arbeit ausspricht. — Hadji Khalfa (III 395), der ohne Zweifel eine Copie in arabischem Schriftcharakter benutzte, giebt die Hauptsache wieder, aber den falschen Namen „ibn Khani“ und „Mutarus (s. unten). Das ganze Vorwort soll in der Fortsetzung des Catalogs der Handschriften mitgetheilt werden; hier genüge ein Auszug des uns interessirenden Inhalts.

Der Verf. hat bemerkt, daß zu seiner Zeit sogar Frauen sich gewöhnt haben, den Rauch (Dukhan) der Pflanze zu schlürfen (שרב), welche „Tabak“ (das Wort ist verstümmelt: טבנא קשא) und bei den Kennern „al-Tabadja“ heißt. Sie kennen aber den Nutzen und Schaden desselben nicht und bezwecken beim Schlürfen nicht die wahre Hygiene recht; der Rauch komme in den Magen und schade den schwangeren Frauen. Der Verf. sah eine gereimte Abhandlung, [6]) in welcher diese Pflanze sehr gerühmt wird; es fehlte aber die Kenntniß der Beschaffenheit dieser Pflanze, wie sie allerdings nur vom Arzte verlangt werden dürfe. Er citirt bei dieser Gelegenheit Avicenna. Wie viele Menschen, ruft er aus, sind in ihrer Unkenntniß daran gestorben! Zur vollständigen Be-

---

1) In ms. München 286 ist aber die „Heilung der Franzosen“ der französischen Aerzte; Hebr. Uebers. S. 739.

2) צריו אחור, Psalm 78 v. 66, wird übersetzt: Percussit eos in posteriora dorsi! (Hebr. Bibliographie XVII, 174). Das überbietet jeden Midrasch! — Delitzsch, Jüd. Handwerkerleben (1879) S. 18 leitet aus Schekalim V, 1 ab, daß es im Tempel einen „Specialarzt“ für Unterleibsleiden gegeben habe. Dort heißt es על ממונה אחיה בן חולי מעיים Der kalte Tempelboden bewirkte leicht dergleichen; der „Specialarzt“ ist modern.

3) § 3 zählt beinahe 50 Qellenschriften auf; n. 10 ist: La America vindicada de la calumnia etc. Madrid 1785 — S. 86 wird erörtert, daß die Hebräer nicht Bordelle hatten.

4) Bei dieser Gelegenheit mag eine Anekdote überliefert werden, welche eine gewisse Frömmigkeit trefflich illustrirt. Ein Talmudjünger belauscht, nach dem Vorbilde des Ben Azzai (Berachot f. 62) seinen „Rebbe“ an einem gewissen Orte am Sabbat und hört ihn mit dem Munde paffen, als ob er rauchte. Staunend frägt er, was das bedeute und erhält die schlaue Antwort: „Ich foppe den Jezer hora“ — d. h. ich erziele die Wirkung des Rauchens, indem ich den Versucher täusche, als ob ich am Sabbat wirklich rauchte.

5) תותון oder תותן in Zenker's Diktion. Turc-Arabe p. 318.

6) Ein Fragment einer solchen schaltet Abd-al-Gani ein; s. auch Ahlwardt S. 54 col. 2.

lehrung habe er sich eine Zeitlang in der ärztlichen Literatur umgesehen und einen Autor in Spanien (אסבאנ׳ה) gefunden, welcher Monadres (מונאדרים) heiße, und in seiner Schrift jene Pflanze nach Wesen und Beschaffenheit schildere; er beschloß, diese Schrift in's Arabische zu übersetzen.

Hierauf beginnt die Schrift selbst mit den Worten: „Es spricht Monadres, der Arzt in Spanien“ u. s. w.: die Tabadja gehört zu den alten Heilmitteln im Lande Sind (!) ihre Wirkung war aber Geheimniß u. s. w. Am Ende versichert Verfasser, daß Alles, was er über den Nutzen der Pflanze erwähnt, durch Erfahrung bestätigt sei.

Die spanische Schrift des Monadres gehört in der That zu den ältesten Drucken über Tabak, wie ich aus Bragge, Bibliotheca nicotiana (Birmingham 1880, nicht im Buchhandel) ersehe, wo natürlich von der arabischen Uebersetzung nicht die Rede ist. Hadji Khalfa starb 1658 im türkischen Reiche; der Uebersetzer, ein Karaite, der den Namen Tütün als türkisch kennt,[7]) hat also wohl noch Ende des XVI. oder Anfang des XVII. Jahrh. in Aegypten gelebt. Dahin kommen wir auch auf anderem Wege. Der Schreiber Daniel nennt sich in demselben Manuscript Daniel b. Moses b. Jesaia הנקראים בית פירוז mit dem Datum 1666; er kommt noch 1681 vor; der Fälscher Firkowitz hat Daniel Firuz um 200 Jahre hinaufgerückt, und Fürst (Kar. III, 74, 76) weist ihm Kahira als Wohnort an, ohne Beleg. Der Großvater Daniels heißt hebräisch Jesaia, arabisch Scha'aban; dieser Namen, der mir noch bei keinem anderen Juden vorgekommen ist, scheint nur wegen der Aehnlichkeit mit ישעיה gewählt, tout comme chez nous! Jedenfalls ist der Platz dieser Schrift in Ahlwardt's Ergänzung mit dem fehlerhaften „Khani“ [aus H. Kh.] nicht unter n. 7, sondern eher unter n. 1.

Jesaia oder Sha'aban Firuz hat wohl auch ein Plätzchen in diesem Gedenkbuch verdient.

Berlin im April 1894.

---

7) Dieser Namen ist wohl mit der Sache über Ungarn nach Deutschland mündlich überliefert und daher ungenau umschrieben worden.

Aphorismen zur Religionsgeschichte.

Von Oberrabbiner Dr. M. Güdemann in Wien.

Die Gründung und Entwickelung des Christenthums ist mit dem Umbau eines alten Hauses zu vergleichen. Zuerst werden nur einige Ausbesserungen und Veränderungen beabsichtigt, unter der Hand entsteht ein völliger Neubau, an dessen Front aber das alte Schild wieder angebracht wird, das zu dem Innern nicht mehr stimmt. So befindet sich an der Stirnwand des Christenthums die alte Inschrift von der Einheit Gottes, im Innern aber waltet die Dreifaltigkeit.

Hagenbach (Encyclopädie und Methorologie der theol. Wissenschaften, 6. Aufl., S. 168) sagt: „Wie nur ein dichterisches Gemüth den Dichter zu erklären vermag, so kann nur ein religiöser Sinn einen religiösen Schriftsteller, näher ein christlicher einen christlichen auffassen und verstehen.“ Richtig. Eben deswegen hat das Christenthum das Judenthum mißverstanden.

Das Judenthum in Bulgarien.

Von Dr. Ruben Bierer, in Sofia.

Jener große Theil des Balkan-Gebietes, das man das Vereinigte Bulgarien nennt, beherbergt in seinen 99,276 Quadrat-Kilometern unter 3,154,375 Einwohnern über 23,000 Juden spanischer und etwa 2000 deutsch-polnischer Abkunft, welche im Ritus der Synagoge, in Sitten und Gebräuchen wie in ihrer Stellung zum Staate und zu einander in vielen Stücken sich unterscheiden. Ueber die Zeit des Auftretens der Juden auf der Balkanhalbinsel gibt es keine zuverlässigen Aufzeichnungen und man ist geneigt, dieselbe schon sehr frühe zu datiren. So sollen in der alten Königsstadt Tirnovo, welche seit Langem keine Juden besitzt, noch jüdische Grabsteine sich vorfinden und Jirzeczek spricht die Vermuthung aus, daß es eine Communication mit den südrussischen Juden gegeben haben müsse. Die halbwegs günstige Position der Juden während der Türkenherrschaft lockte auch Juden aus Griechenland, Rom, Ungarn und Deutschland herbei, welche sich hier zu eigenen Gemeinden als Khal Francos, Khal Gregos constituirten, während die übrigen als Aschkenasim sich in Gemeinden conzentrirten und den Sphardim nicht pariren wollten — ja die Opposition gegen die in größerer Zahl aus Spanien im Jahre 1492 eingewanderten Emigranten bis um das Jahr 5328 aufrecht hielten. In dem obenerwähnten Jahre aber bekamen die spanischen Juden, welche sehr einflußreiche Männer am Hofe zu Adrianopel besaßen, die Oberhand und gleichzeitig die bis heute noch giltige Verfassung, demgemäß die Chacham Baschi's die alleinigen Richter und Strafer in rituellen Angelegenheiten waren. — Da mußten nun alle Juden, ob Einheimische oder Eingewanderte, ihrem Machtworte sich unbedingt accommodiren. Es ist hier nicht der Ort, jene Berichterstattung des Chacham Mosche Almoninono an seine Gemeinde in Form einer Deraschah über den Erfolg beim Sultan mitzutheilen — allein es scheint uns, daß jene Ordnung neben dem strengen Regiment auch das Gute hatte, die Söhne Israels zu einigen und unnütze Streitigkeiten für Jahrhunderte aus dem Leben der Gemeinden geschafft zu haben.

Was die Stellung der Juden anbelangt, hat dieselbe eine ganz andere Physiognomie unter der europäisch christlichen Herrschaft angenommen, als sie unter der mohamedanischen hatte. Den Juden im ehemaligen türkisch-bulgarischen Reiche erging es oft besser als den Christen. Selbst unter der Ungunst der Verhältnisse besaßen sie mächtige Fürsprecher an dem Sitze des Großherrn, welche alle Gewaltakte, alle Willkür seitens der Unterbeamten mit einer Gegenordre des Serails zu Schanden machten. In den letzten Jahren der türkischen Herrschaft nahmen die Juden eine derartig hervorragende Stellung ein, daß dieselben den Rajahs Anlaß zum Haß und zur Feindseligkeit gab. Keine Gerichts- oder Verwaltungsbehörde in Bulgarien und Rumelien, entbehrte jüdischer Beisitzer, neben welchen auch jüdische Männer hohe Ordensträger der Pforte wurden, welche den Paschas gegenüber mit einem gewissen Machtbewußtsein auftraten. Die Dankbarkeit für alle die großen Wohlthaten, welche die Juden unter den Osmaniden genossen, verpflichtete die zu treuem Festhalten und patriotischer Hingebung — ein Umstand, welcher der im Losreißen begriffenen bulgarischen Bevölkerung nicht erwünscht sein konnte, und heute noch liegen verschiedene Keime des Hasses in tausenden bulgarischer Herzen, welche jeder Moment zur blutiger Judenhetze hervorsprießen lassen kann.

Was die gegenwärtige Stellung der Juden in Bulgarien anbelangt, hält sie wohl keinen Vergleich mit der früheren aus — allein sie ist an gewisse gesetzliche Normen gebunden. Die Juden werden als Bürger des bulgarischen Staates in ihren constitutionellen Rechten geschützt, wofür sie neben der Gutsteuer auch die Blutsteuer auf sich nahmen. Die jüdischen Soldaten, welchen unter Battenberg das Lob gespendet wurde, als die Nachkommen der Makkabäer gekämpft zu haben, sind auch gegenwärtig pflichteifrige und gelehrige Vaterlandsvertheidiger, welche obendrein ihre jüdische Kost genießen und ruhig und bescheiden die dreijährige Dienstpflicht mitmachen. Auffallend erscheint der Umstand, daß im Gegensatz zu anderen Ländern im bulgarischen Heere es keine oder höchstens sehr wenige Unteroffiziere gibt, dafür aber ist das Offizierscorps, nicht ganz judenrein, und es dürfte wohl 2 bis 4 jüdische Offiziere geben.

In anderen Fächern gibt es kaum irgend welche Spagniolen, die eine höhere Staatsstellung einnehmen, wohingegen die russischen Juden zwei Professoren der Hochschule, unter denen Herr Dr. Benkowski, ein bekannter Zionist, dann noch mehrere Bezirksärzte aufweisen. Ebenso liefert Oesterreich einige Apotheker und einen Arzt jüdischen Stammes, ebenfalls von zionistischer Gesinnung. Zwei andere Aerzte haben ihr Judenthum im Weihwasser der orthodoxen christlichen Kirche ersäuft. — (In Serbien haben sich fast acht Zehntel der jüdischen Aerzte getauft.

Wie wir oben erwähnten, gehören alle Juden dem rabbanitischen Judenthume an. Die Sphardim ordnen sich in manchen rituellen Dingen ihrem Landsmann Masam (?) b. Josef unter, welcher in Nikopol an der Donau gelebt und gelehrt hat, bis er in's heilige Land zog. Mit ihm scheint aber alle Gelehrsamkeit aus dieser und anderen Städten ausgezogen zu sein und sein Sefer Thorah, das er der Gemeinde hinterließ, wurde im russisch-türkischen Krieg von den Russen geraubt. Nur die tiefen Steinfundamente, welche ein reißender Bergstrom bloslegte, legen Zeugniß ab, daß hier einst eine große Jeschiwah und ein Gotteshaus gestanden und eine von den Mohamedanern und Bulgaren fast heilig gehaltene Quelle dieses Städtchens, einstmals eine große Handelsstadt, wird gezeigt, in der Masam b. Josef sich täglich untertauchte.

Der Gottesdienst unterscheidet sich nicht blos in der Zugabe und Versetzung mancher Gebete und Psalmen bei den Sphardim von dem Ritus der Aschkenasim, sondern auch durch Hinzufügung ganzer Gebetstellen und Uebersetzungen von Gebeten und Haftaroth in spagniolischer Sprache. Dieses ist in der weisen Voraussicht, daß eine Zeit kommt, an der das hebr. Wissen nicht mehr geläufig sein wird.

Aber auch die Aussprache des Hebräischen weicht derart ab, daß der geübteste Hebräer aus dem Westen nur mit Mühe dem Vorbeter folgen und eine hebräische Unterredung mit den Sphardim halten kann. — Nimmt man noch den Vortrag des Gebetes, welcher eine nicht ganz getroffene Nachahmung der Tonart der Türken darstellt, wird man begreifen, wie es den Aschkenasim verleidet werden muß, in einem Sphardim-Gotteshaus zu beten.

Indeß scheint es mir wichtig, darauf aufmerksam zu machen, daß die Sphardim bei ihrem conservativen Charakter sehr alte Gesänge besitzen, welche ich auch in Serbien und Bulgarien vernommen. Der Gottesdienst wird von Beginn bis zum Schlußgebete von einem Chazan vorgetragen oder nach dem liturgischen Brauch gesungen, dem die ganze Gemeinde folgt. Nur das Vorlesen der Thora macht hiervon eine Ausnahme. Wir können des Raummangels halber in die Details nicht eingehen, zumal dieselben wohl auch bekannt sein dürften, und wenden uns zur Gemeindeverwaltung.

Mit dem Sturze der türkischen Regierung wurde die alte Gemeindeordnung in vielen Stücken nach europäischem Muster abgeändert. Statt des Chacham Baschi wurde nach Wunsch des Fürsten Ferdinand ein europäisch-gebildeter Großrabbiner von Bulgarien, richtiger der Juden Bulgariens eingesetzt, dem ein Consistorium aus 57 Mitgliedern als berathendes und Executiv-Committee zur Seite steht. Letzteres darf kaum für sich in Anspruch nehmen, daß es vom Baume der Erkenntniß in einer paradiesischen Schule genascht habe. Wir müssen auch in Bezug auf dieses Consistorium das bekannte Sprichwort anwenden: Jedes Land hat das Consistorium, das es verdient. —

Steht es mit der Wahl der geeigneten Männer als Rathgeber für den Großrabbiner ziemlich schlecht, so steht es mit der Auswahl eines Großrabbiners womöglich noch verzweifelter, zumal eine solche die nöthige Sachkunde im Schoße der gesammten bulgarischen Judenschaft voraussetzt, während thatsächlich nur Zufälligkeiten, als das Aeußere der Candidaten und eingezogene Erkundigungen bei Leuten, welche in der Regel es nicht sehr rigoros mit den rabbinischen Interessen nehmen, Alles entscheiden. — Schließlich wird hierdurch den Sprachkenntnissen der Grandrabbiner zuliebe das rabbinische Wissen hintangesetzt, was heutzutage eine wesentliche Rolle spielt. — Mag sein, daß die Gesammtheit sich auf einer sehr niedrigen Stufe des Wissens befindet, der Rabbiner aber soll ihr geistiges jüdisches Licht sein in dieser Wüste. Kein Wunder, wenn der letzte Grandrabbi nach kaum dreijähriger Function diesen sehr gut dotirten Posten räumen mußte. Wir wollen hoffen, daß die Bedingungen eines Grandrabbiners, eines wahrhaft großen Rabbiners und großen Gelehrten, sich schließlich doch in irgend einen europäischen Succedenten realisire, dessen Herrschaft von langer und wirkungsvoller Dauer sein wird.

Das Schulwesen war in türkischer Zeit folgendermaßen organisirt: Eine Gemeinde-Talmud-Torah, dann Talmudschule in eigenen Midraschim und eine höhere Kategorie dieser Art, die Jeschiwoth in den großen Gemeinden von Adrianopel, Fatruck, Jerusalem. Gegenwärtig gibt es neben Talmud Torah in den kleineren Städten auch Allianceschulen. Der Sofia'er Gemeindevorstand machte den Versuch, die 1500 jüdischen Schulkinder der Regierungsschule zu unterstellen, was als ein sehr mißlungener, unglücklicher Versuch von der Gemeinde desavooirt wurde, welche um Wiedereinführung der specifisch jüdischen Schule wie in Paris und London wirbt. Unsere Meinung ginge dahin, daß die All. Is. Un. eine eigene ganz unabhängige hebräische Schule mit deutscher und französischer Sprache, welche auch den armen deutschen Juden zugänglich und von großem

Nutzen und bleibendem Bestand wäre, schaffen sollte.

Erwerbsquellen. — Die Erwerbsquellen der Spagniolen befinden sich meist in der niedrigen Skala zwischen Hamal, (Lastenträger) Schuhputzer und Zeitungsausträger (für die jüngeren) bis zum Kaufmannsstande. Auch das Handwerk ist mit einigen Fächern, wie Schneider, Schuster, Blecher, Riemer (wenig), Metzger, vertreten. Im Kaufmannsstande gibt es selbst angesehene Firmen, meist aber Kleinkrämer und Hausirer; zahlreiche Familien leben vom Saraf-(Wechsler)-wesen. Von der blauen Donau bis zum Bosporus findet man die Sarafs melancholisch vor ihrem Glaskästchen stehen, um die Umsetzung der Geldwerthe zu besorgen. Diesem Zweige gesellen sich noch zwei Nebenverdienste zu, die Münzen-Antiquitäten und das Geldverleihen. — Neben diesen Kästchen-Sarafs gibt es aber schon auch Banquiers, welche vor einem Schalter sich verbarricadiren.

Unsere deutscher (sogenannte) oder auch polnischen Juden oder Todescos gehören allen Richtungen der Windrose an und setzen sich zusammen zumeist aus Handwerkern, Blecher, Tapezierer, Maler, Tischler, Drechsler etc., aber auch aus Handelsagenten und Kaufleuten; zwei große jüdische Handelsfirmen, Dreifuß aus Paris und Heller & Co., beschäftigen bei ihren über ganz Bulgarien und Serbien wie in der Türkei ausgebreiteten Commanditen neben europäischen auch spagniolische Juden. Auch an Vertretern der Intelligenz wie Aerzte, Ingenieure und Advokaten fehlt es nicht. Das aschkenasische Gemeinwesen ist nur in Rustschuk organisirt, in Sofia aber erst in Bildung begriffen. Es verdient verzeichnet zu werden, daß die hiesigen Spagniolen als eine Gemeinde von 1200 Seelen es nicht verschmähen, von den Todescos 2—300 Frcs. für die Ueberlassung eines Betlokals für die hohen Feiertage zu fordern. Mir scheint dieses Vorgehen aus der inneren Abneigung der Sphardim gegen die Todescos hervorzugehen.

Typus, Charakter, Sitte und Gebräuche. — Der Typus stellt die Resultate dar zwischen Stammes-Eigenthümlichkeit und den übrigen Componenten als klimatische, historische und ethische Momente. Dieser Typus prägt sich wohl bei Völkern am lebhaftesten aus, die durch lange Reihen von Jahrhunderten gemeinschaftlich allen jenen Einflüssen ausgesetzt sind.

Wie rein muß aber erst unser Stamm erhalten sein, wenn Volkselemente, die in verschiedenen Welttheilen wohnen, noch immer in der Physiognomie die alte Prägung bewahren! Unsere spanisch-sphardischen Brüder, welche von den Ufern des Jordans, vom östlichen Gestade des mittelländischen Meeres nach der pyrenäischen Halbinsel versetzt, von da nach etwa einem Jahrtausend auf die noch kältere Balkanhalbinsel, und doch blieb ihnen der jüdische Typus erhalten, ein Typus, welcher Milde, Weichheit des Gemüthes, aber auch den Ausdruck herben Schmerzes verräth.

Der russische, der polnische und der spagniolische Jude ähneln sich in den Hauptmerkmalen, und es kam mir oft vor, als sähe ich in Serbien und in Sofia dieselben Stammesgenossen oder deren Geschwister aus Lemberg. Es versteht sich von selbst, daß die Körperpflege und die klimatische Einwirkung, wie nicht minder der durch Studium erworbene Intellekt die Physiognomien in etwas beeinflussen.

Der Jude auf dem Balkan ähnelt den Stammesgenossen in anderen Ländern durch seine Mäßigkeit, Nüchternheit und Sparsamkeit. In seiner Bedürfnißlosigkeit aber übertrumpft der Spagniole alle anderen. Wie sein türkischer Nachbar, bewohnt er ein oder zwei niedrige, verfallene Holzbuden, in denen in den meisten Fällen nichts von den dürftigsten Möbelstücken zu sehen ist, außer ein sogenanntes Minderlick, ein bankartiger Bretterverschlag, um die Wände des Zimmers herlaufend, welches oft mit landesüblichen Teppichen belegt ist, um den Gästen als Ehrensitz zu dienen, da sonst auch dieser Ehrensitz gegen einen Sitz auf dem Boden eingetauscht wird. Dieser Boden hat aber noch eine sehr wichtige Aufgabe im Haushalte, nämlich als Schlafstätte zu dienen, eventuell auch als Speisetisch. Indessen gibt es zwei Geräthschaften, welche wohl die Weihe eines Cultusgeräthes seit Jahrhunderten erhielten, das eine, ein Miniaturtischchen, welches rund und viereckig geformt, von sehr kurzen Füßen getragen, das aber nur für Sabbath und Feiertage als Speisealtar dient. Ueber demselben hängt am rostigem Eisenkettchen eine vasenartige Lampe, in welcher brennende Oelkerzchen herumschwimmen, um das fahle Licht auf die Familienmitglieder so sanft, so melancholisch als möglich auszuschütten. Endlich kommt der vom Wochencostüme befreite Signor aus dem Bethause. Der Kiddusch wird stehend verrichtet, dann lagern sich alle um dieses Tischchen und niemals hörte ich über צר לי המקום klagen. Auch der Säugling nimmt an diesem feierlichen Mahle Theil; die Mama verpflegt ihn indeß mit ihrer Naturalien. Selbst der Aermste bereitet mehrere Gerichte, was freilich überall in Miniatur ausgemessen wird.

Indeß gewinnen diese Mahle dadurch einen etwas lagerartigen Anstrich, daß mehrere verwandte und befreundete Familien in einem Hause sich vereinigen, wodurch jedes Gefühl der Einsamkeit in heiteren Gesprächen sich auflöst, und so zieht sich ein derartiges Festmahl mehr bei Gespräch als bei Speise und Trank oft bis um Mitternacht hin. Die Gesellschaft geht wohlgemuth auseinander. Die Döchtchen flimmern aber noch lange nach, um mit mattem Schimmer das Schlafgemach zu beleuchten, oft noch bei'm Morgengrauen, bis die männlichen Glieder der Familie in's Gotteshaus gezogen sind, um ihren Tribut an Dankbarkeit der Gemeinde durch Geldspenden bei'm Kaufen von Mizwoth zu zollen. Dieses das Durchschnittsbild von acht Zehntel der spagniolischen Juden. Neben dieser strengen Einfachheit in der Lebensweise theilen wiederum andere den Fortschritt der Zeit. Hier und da findet sich ein Bett, ein unbeholfener, simpler Tisch und bei Reichen oft fortschrittlicher, sogar europäischer Luxus. Leider scheint es, daß die Klage unseres Lehrers Mosche auf die spagniolischen Brüder ihre volle Anwendung findet. Mit dem Reichthum und dem Forschritt geht der Abfall vom Judenthum und unserer Tradition Hand in Hand, und man kann dies in einer mathematischen Form unwiderleglich aufstellen. Je mehr Fortschritt im europäischen, desto mehr Rückschritt im jüdischen Sinne. Natürlich sind Ausnahmen wohl zuzugeben.

Was den Charakter der Spagniolen anbelangt, unterscheidet er sich nicht viel von dem der übrigen Stammesgenossen, doch ist ihr Intellect bedeutend unter dem Nieveau der Aschkenasim, und verstanden sie es nicht, wie die Bulgaren, ihre Kinder in Europa auszubilden und zu der neuen Aera sich vorzubereiten. Möglich, daß sie an den Sieg der Türken glaubten, möglich aber auch, daß sie nicht das nöthige Geld besaßen, um ihre Söhne in's Ausland zu senden.

Gegenwärtig geschieht wohl Alles, um europäischem Wissen mehr Eingang zu verschaffen, ob aber dieser jüdische Nachwuchs gegebenen Momentes vor einem Numerus clausus stehen wird, wer möchte diese bange Sorge verscheuchen?

Man kann von Sitten der Spagniolen nicht recht sprechen, da diese fast türkischen Ursprungs sind, sofern dieselben nicht ächt jüdische, das ist religiöse Gebräuche, vorstellen; das Sitzen auf dem Fußboden, das Ausziehen der Schuhe, das Tragen türkischer Gewänder zur Türkenherrschaftszeit, ja das Schlagen des Tamburins und Singen türkischer Gesänge, seitens der Frauen das Färben der Haare (auch der Nägel zu gewissen Zeiten), das Tabakrauchen.

Dank dem mitleidsvollen, weichen Gemüthe, betheiligen sich Männer und noch mehr Frauen „en masse", wo es gilt, traurige oder freudige Ereignisse in der Gemeinde mitzuempfinden. Die spagniolische Frau, welche somit auf dem „qui vive" steht, kann sich aber auch diesen Besuchen hingeben, da dieselbe einmal in der Woche und zwar am Donnerstag, ihre Kochpflicht für die ganze Woche erfüllt. Dieses antihygienische Verfahren steht aber nicht einzig da, dazu gesellen sich lange Säugeperioden bei mangelhafter Kost und schweren häuslichen Verrichtungen. Diese Schädlichkeiten untergraben frühzeitig das Leben und die Gesundheit der Frauen und beeinträchtigen die Schönheit der Race, welche bei dreißig Jahren zu einem kaum menschenähnlichen Individium degeneriert. Aber auch die Männer gehen durch die knappen und schlecht zubereiteten, scharf würzigen Speisen frühzeitig zu Grunde, weshalb es verhältnißmäßig viele frühzeitige Wittwen gibt.

Manche interessante Gebräuche möchte ich hervorheben, welche von asiatischem Geschmack zeugen. Vor allem stellt der Trauhimmel mehr ein reich geziertes Zelt aus Sammt und Goldstickereien dar. Dieses Zelt, Boda, wird dann im Hause des Bräutigams als Ehrenzelt aufgestellt, wo das neue Paar während der Hochzeitstage beim Empfange der Gäste verweilt. Die Ordnung der Tage geht dahin, um möglichst alle Altersklassen zum gemeinschaftlichen Mahle zuzulassen. Die männliche und weibliche Jugend hat ihren bestimmten Festtag zum Reigentanze und wird von den Eltern nicht beaufsichtigt, wodurch Gelegenheit geboten wird zur Schließung neuer Herzensbündnisse. Das Wesen des Schadchanos ist hier ein ganz unbekanntes, da thun es die Verwandten und Freunde der Braut. Schön ist aber auch das festlich gezierte Paradebett einer Wöchnerin, die Mutter eines Knäbleins, geworden. Da empfindet man das Bedürfniß, einmal sich einen halben Meter über den so unentbehrlichen Fußboden zu erheben. Häßlich und ein Ohrengekreisch ist die Zigeunermusik, welche das junge Paar zur Trauung begleitet, und alle sonstigen freudigen Anlässe in ihre Domäne zieht.

Nun das Kapporeschlagen, wie oft wird das da in Anwendung gezogen. Vor der Trauung, ferner als Heilmittel in schweren Entbindungsnöthen. Man irrt, wenn man glaubt, daß die Kameos ihr Vaterland in Galizien haben — ich habe die Ueberzeugung, daß diese von den heimkehrenden Sababatinanern nach Galizien eingeschleppt sind. Da gibt es nicht ein Haus, erzieht man nicht ein Kind, entbindet nicht eine Frau, welche nicht eine oder mehrere Kameoth tragen würde. Aber auch Mohamedaner und Christen behängen sich mit derlei Dingen, allein bis heute kam ich nicht in die Lage, diese auf ihren Inhalt zu prüfen. Ob Spuren der geistigen Dekadenz von den so energisch betriebenen Heirathen von nächsten Verwandten existiren, kann ich nicht angeben, möglich aber von dem Ausfalle der Pflege des jüdischen Wissens.

In merkantiler Beziehung gilt der Erfahrungssatz, je conservativer und beschränkter ein Kaufmann sein Haus führt, desto sicherer und creditfähiger ist er. — Das Wort „Bankerott", welches in der Türkenzeit fast nie gehört war, kommt leider jetzt in Uebung — gerade bei jenen fortschrittlichen Kaufleuten, welche über den Sabbat und die Feiertage den Stab brechen.

Große Talmudisten und Chachams mögen vor Jahrhunderten hier gewohnt haben, allein nur von sehr wenigen kennt man die Namen und deren Ruhestätte. Zur Schande der Sofiaer Judengemeinde möge es eingezeichnet werden, daß sie einen uralten Friedhof von 270 Jahren vernichten ließ, was während der Türkenzeit nicht geschah. Nach den vorhandenen Steinen sollen Männer von großem Ansehen unter ihnen ruhen. Allein keinerlei Inschrift verräth den Inhalt. Von einigen kennt man die Namen, die ich Ihnen nach Erhalt von competenter Seite übermitteln will. Schriftsteller im Hebräischen sind nur sehr wenige, und im Spangolischen zwei Männer, der eine Samuel Ochar Eha, Herausgeber des „Amigo de pueble", der andere Herr Chaim Kammerman, Schochet und Rabbinatsstellvertreter in Sofia.

Da der Zionismus eine ganze Richtung im Judenthum darstellt, so kann ich nicht umhin, mitzutheilen, daß schon lange die reicheren Leute nach dem heil. Lande fortziehen, hier ihre Liegenschaften verkaufen oder ihren Kindern übergeben; daß ferner mit dem Sturze der Türken viele Chachams in's heilige Land auswanderten, ohne je wieder Bulgarien aufgesucht zu haben. Aber auch der Neuzionismus beginnt die Spagniolen immer mehr zu interessiren, so daß sich Vereine bilden, die Kapitalien zum genannten Zwecke sammeln. Die genannten Colonisationsvereine leiden noch an dem Mangel thatkräftiger Männer, welche in Wort und Schrift propagandiren. Allein dessen ungeachtet kann man sagen: Israel se fara da se. Das Nothwendige propagirt sich selbst. Von einem anderen Vereine will ich sprechen, der von Importanz sein könnte. Dieser Verein, „Ermandad" oder Brüderschaft wurde als Abfallsprodukt in der chemischen Retorte, aus der die Wahl des Grandrabbiners hervorging, mit geboren. Dazumal lastete die Wrazzaer Blutbeschuldigung auf den armen Inden. Da thaten sich alle Gemeinden zusammen und die sechs Familien, denen man ihre Ernährer genommen, wurden verpflegt und gleichzeitig vertheidigt. Die Kosten wuchsen indeß zu einer hohen Summe an, und ein einziger Advokat bedang sich 12,000 Fr. und Nebenspesen aus. Ein Theil dieser Kosten wurde von den Gemeinden Bulgariens, ein großer Theil von der stets offenen Hand der Brüder im Westen gedeckt. Man beschloß daher, einen Verein in's Leben zu rufen, dessen Pflicht es ist, bei derartigen Fällen zu interveniren, und wurde sofort eine ansehliche Summe als Baarfond von den versammelten Mitgliedern der „Assemblee generale" aller jüdischen Ge-

meinden zusammengeschossen; somit kann man mit Recht behaupten, die Juden Bulgariens bilden einen Gemeindebund, welcher bei wichtigen Anlässen gemeinsame Ausgaben bestreitet, und einer der wichtigsten bildet das Gehalt des Grandrabbiners. Alle drei Jahre werden die Gemeinderepräsentanten zu einer Plenarversammlung eingeladen, um über gemeinschaftliche Angelegenheiten zu berathen, wie Rabbinerwahl u. s. w. Dem Präsidenten des Gemeindetages, Herrn Abr. Dar Lews (?) ist dieses Ehrenamt für die nächsten drei Jahre und der Sitz im Consistorium anvertraut worden. Wir wollen noch, ehe wir schließen, über den Antisemitismus kurz erwähnen, daß derselbe hier ein ziemlich einheimisches Thier ist und daß es sogar von Zeit zu Zeit Broschüren nach Antisemitenart spuckt; daß ferner der Antisemitismus Nahrung von dem Auslande erhält und jeder in's Ausland sich begebende bescheidene und unschuldige Schüler als complet ausgebildeter Antisemit heimkehrt. Doch Bulgarien, das offizielle, hat andere Sorgen und darf sich nicht mit antisemitischen Machinationen befassen, da diese nicht blos den Juden, sondern auch ihm selbst gefährlich werden könnten.

Möge Israels Glücksstern vom Osten her dem ganzen Volke erstrahlen. Es ist bereits die höchste Zeit.

Aumerkung. Dr. Bierer, ein um die Förderung seiner Glaubensgenossen hochverdienter Arzt, hat leider eine undeutliche Handschrift, weshalb auch trotz der Sorgfalt des Herausgebers mancher unklare Satz stehen bleiben mußte.

Der Deborah!

Von Gustav Karpeles.

Was kann man einer vierzigjährigen Jubilarin, die noch dazu gut verheirathet ist, zum Geburtstage wünschen? Es ist das wirklich sehr schwer, denn eigentlich werden Damen nie vierzig Jahre alt. Aus den Dreißigern geht es gleich in die Fünfzig, d. h., sie möchten so lange Dreißig bleiben, bis sie endlich Fünfzig sein müssen. Die Deborah unterscheidet sich dadurch vortheilhaft von ihren Namensschwestern; sie gibt ihr Alter wahrheitsgetreu an, denn — je älter sie ist, desto ruhmwürdiger. So wünsche ich denn der verehrten Dame nichts Geringeres, als daß ihr Name und ihr Ruhm sich so lange erhalten mögen, wie der ihrer ältesten Namensschwester!

Noch steht der hoch aufgeschossene, blasse Backfisch mit den blitzenden Augen vor mir, der einmal in der Versammlung eines großen Frauenvereins auf die Erlaubniß der Präsidentin, nach dem Vortrage Fragen stellen zu dürfen, die Frage förmlich herauspolterte: „Wer war die erste Dichterin?“ Zu meiner Beschämung muß ich es freimüthig bekennen, daß ich damals auf diese Frage aus einem solchen Kreise heraus im Augenblick nicht gefaßt war; ich erinnere mich auch nicht mehr — es sind schon an die zwanzig Jahre her — welche Antwort ich den 600 Frauenaugen, die in jenem kritischen Moment auf mich, als den Vortragenden gerichtet waren, an jenem Abend, gegeben habe. Nur soviel weiß ich, daß Frage und Fragestellerin mir seither oft in den Sinn gekommen sind.

Wer war die erste Dichterin? In der That, die Frage klingt nicht übel. Und wäre sie so leicht zu beantworten, wie sie gestellt ist, so wäre Sinn ja in dem Spiele. 'Soviel ist jedenfalls gewiß. Um die erste Dichterin zu suchen, müssen wir in das graue Alterthum hinaufsteigen. Und auch dort ist die Auswahl unter den Literaturen nur eine enge. Die Dame kann nur im Reich der Mitte, an den Ufern des Ganges, oder auf den Fluren des heiligen Landes gelebt haben. Viele Hymnen in den Vedas der alten Feder werden Frauen zugeschrieben und manche sinnige Lieder in dem heiligen Buch der Chinesen, dem Schi-king, verrathen, ebenfalls weiblichen Ursprung. Aber nur wenige Hymnen des Rig-veda, und nur wenige Lieder des Schi-king können sicher ihren Ursprung höher als dreitausend Jahre hinaufführen. Ein einziges Gedicht gibt es in der gesammten Weltliteratur, das die historische Kritik einstimmig zu den ältesten Denkmälern der Menschheit zählt, das unzweifelhaft mehr als dreitausend Jahre alt ist, und das ebenso zweifellos einer Frau angehört. Es ist zwischen 1400—1300 v. Chr. entstanden. Es ist die älteste historische Urkunde über eine Waffenthat mächtiger Stämme, und zugleich eines der bedeutendsten Denkmäler des Alterthums: Das Lied der Deborah im Buch der Richter.

Kein Zweifel, diese Deborah — die ich nicht mit der Heldin des Mosenthal'schen Rührstückes zu verwechseln bitte — war die erste, die älteste Dichterin der Weltpoesie! Kühn trotze ich der Gefahr blitzender Augen, blasser Gesichter und hochaufgeschossener Backfische, indem ich an dem Jubeltage der Namensschwester etwas von dieser Frau und ihrem poetischen Schaffen hier erzähle.

Deborah war die Frau eines uns unbekannten Lappidot. Nebenbei will ich bemerken, daß eine sinnige rabbinische Auslegung das Wort Lappidot, welches auf hebräisch Feuer heißt, der Deborah als Epitheton beilegt, so daß es anstatt „Deborah, Frau des Lappidot“, eigentlich heißen müßte: „Deborah mit dem Feuergeist.“ Und diese Frau war ein Feuergeist, die als Prophetin und Ritterin einem wilden, ungezügelten Volke das Recht sprach. Ihr flammendes Wort genügte, den Landsturm dreier sonst untereinander feindlicher Stämme in den Bergen zu sammeln und zum Kampf mit den Kananitern in der Ebene zu begeistern. Den Sieg über diese feiert jenes Heldenlied.

Schon die ersten Strophen führen uns in die lyrische Grundstimmung ein. Die erste schildert kurz und knapp Anlage und Inhalt des Liedes; die zweite Gegenstrophe schildert das göttliche Walten und die Erscheinung Gottes im Gewitter zur Zeit des Kampfes. Darauf entwirft die Dichterin ein anschauliches Bild der jüngsten Vergangenheit, der Unsicherheit und Unthätigkeit, die unter den letzten Richtern herrschte. Die folgenden Strophen schildern uns Anfang, Entwickelung und Ausgang des Kampfes, der durch den flammenden Aufruf der Deborah bewirkt worden war. Einstimmig haben die Stämme die muthige Frau zur Führerin erwählt; ihr Erstes aber ist, daß sie sie auffordert, laut den Herrn zu preisen. Mit wunderbarer Anschaulichkeit werden hierauf die Einzelheiten des Kampfes geschildert. Zuerst macht die Dichterin die Stämme namhaft, die am Kampfe theilgenommen, und Diejenigen werden verhöhnt, welche zu Hause geblieben. Es folgt die Beschreibung der Schlacht selbst, in der der Himmel selbst mit all seinen Mächten gegen die Feinde stritt. „Vom Himmel her kämpften die Sterne, von ihren Bahnen kämpften sie gegen den Sisera. Der Thalbach Kischon raffte sie hin, der reißende Bach. Da gelobte Dir meine Seele Preis. Dem Preise des Flusses entspricht ein kräftiger Fluch auf die unbekannte Stadt Meroz, die wahrscheinlich den flüchtigen Kananitern behilflich war. Das Gedicht schließt aber nicht mit Fluch, sondern mit Segen. Denn gesegnet wird Jael, das Weib des Kaniten Cheber, deren nationale Heldenthat (sie hat nämlich nichts weniger gethan, als dem kananitischen Feldherrn mit der einen Hand eine Schaale Milch zu reichen und mit der anderen Hand ihn mit dem Hammer zu erschlagen.) die fünfte Strophe mit epischer Anschaulichkeit schildert. Meisterhaft ist vor Allem der ironische Schluß des Gedichtes, der uns in den Kreis der Frauen führt, die auf die siegreiche Rückkehr des getödteten Feldherrn warten. Die klugen Edelfrauen trösten die Mutter Siseras, doch das ahnungsvolle Mutterherz läßt sich durch eitle Vorspiegelungen nicht beschwichtigen. Es ist ein wunderbar poetischer Zug, daß das Gedicht mit dieser Mutterklage, ebenso ergreifend wie wirkungsvoll abschließt.

Hinter dem Fenster
Ließ jammernd sich sehen,
Hinter dem Gitter
Sisera's Mutter.
„Was zögert
Sein Wagen?
Was zaudert
Seines Rosses Tritt?“
Die Klügste ihrer Frauen,
Antwortete ihr:
„Gewiß finden sie Beute,
Sie werden sie theilen
Ein Mägdelein, zwei Mägdelein
Für jeglichen Mann.
Beute von bunten Gewändern
Für Sisera.
Zwei bunte, gestickte Tücher
Für den Hals der Königin
Als Beute!“

Wenn es noch eines Beweises für die Thatsache bedarf, daß nur eine Frau dieses Lied gedichtet haben kann, so böte ihr dieser charakteristische Schluß, indem die bange Stimmung der Mutter, sowie die Siegesfreude der Hofdamen und — die Hoffnung auf neue Kleider so lebhaft und anschaulich geschildert werden. Ein Mann hätte dieses Bild wahrscheinlich anders ausgemalt und das Gedicht auch anders abgeschlossen.

So erscheint uns das Deborah-Lied, ein kriegerischer Gesang und eine religiöse Hymne zugleich, lebendig und schwungvoll, flammend und gewaltig, sowohl als das älteste Werk der Frauenpoesie, wie auch als eines der ältesten Denkmäler der Weltpoesie überhaupt, wie Deborah selbst als eine leuchtende Frauengestalt in geschichtlicher Wahrheit aus den ältesten Tagen histori'cher Kunde vor uns tritt, als eine Prophetin und Sängerin, die zum Kriege führt, und Siegeslieder von wunderbarer Pracht singt, die aber in den Tagen des mühsam errungenen Friedens gleichwohl kein höheres Ziel, kein schmückenderes Lob kennt, als den Namen zu führen: „eine Mutter in Israel!“ Mit ergreifender Schlichtheit schließt ihr mächtig dahinrollendes Siegeslied:

So müssen vergehen
All Deine Feinde, o Herr!
Die aber Dich lieben
Werden sein, wie die Sonne,
Wenn sie aufgeht in ihrer Pracht!

In der That, auf diese Dichterin dürfen die jüdischen Frauen aller nachfolgenden Jahrtausende mit einem Gefühl berechtigten Stolzes hinblicken.

Ich bin zu Ende, und es bleibt mir nichts anderes übrig, als unserer modernen Deborah gleichen Erfolg in Krieg und Sieg, in Kampf und Frieden, in Lehre und Beispiel, im Leben wie im Gedicht, von ganzem Herzen zu wünschen.

Berlin, am Esthertage 5654.

Psalm 130.

Von Prof. Dr. Steinthal.

Der 130. Psalm ist einer der schönsten Perlen in der Reihe der 150 Psalmen, die wir in unserer Bibel besitzen. Im Inhalt tief und innig, in der Form knapp, zierlich und gemessen. Ich setze denselben zunächst in der Uebersetzung hierher.

„1. Aus tiefer Beklommenheit rufe ich zu Dir, Ewiger. 2. Herr, höre auf meine Stimme, laß' deine Ohren merken auf mein Flehn. 3. Wenn du der Sünden gedenken wolltest, Herr wer könnte bestehen! 4. Doch bei dir ist die Vergebung, auf daß man dich fürchte. 5. Ich harre auf den Ewigen, meine Seele harrt und auf sein Wort warte ich. 6. Meine Seele auf den Herrn (harrt), mehr als Wächter auf den Morgen. 7. Hoffe, Israel, auf den Ewigen; denn bei dem Ewigen ist die Gnade, und reichlich ist bei ihm Erlösung. 8. Und er wird Israel von allen seinen Sünden erlösen.“

Ob eine Einleitung in Strophen anzunehmen sei, und wie eine solche ausgeführt werden müßte, ließe sich mit Bestimmtheit nur sagen, wenn wir auch die Melodie dieses Psalmes kennten; und ebenso ob ein Stimmenwechsel stattfindet, z. B. ob je zwei Verse eine Strophe bilden, und ob vom 5. oder vom 7. Verse ab, die Priester das Volk anreden. Nicht ohne Absicht wird es sein, daß der erste und der letzte Vers nur aus einem einem Gliede besteht. Daß ferner V. 5 neben ich noch meine Seele gesagt wird, was blos ein anderer Ausdruck ist für ich, und daß dann unmittelbar weiter V. 6 noch einmal meine Seele, und zwar ohne eigenes Prädicat gesetzt ist, und „Wächter auf den Morgen“ wiederholt wird, wirkt verstärkend und malerisch.

So scheint dieser Psalm fest umrahmt, und innerlich sind die Verse in einander geschränkt. Auch hat die Kritik nie Veranlassung gefunden zu dem Verdacht, daß ein Wort oder gar ein Vers ausgefallen oder eingeschoben sei. Wir haben hier in der That ein einheitliches Kunstwerk vor uns.

Was nun den Inhalt betrifft, so ist es der Begriff der Erlösung, der innern, nicht der äußern Erlösung, der hier seine Erklärung findet. Indem ich hierauf eingehe, muß ich nur zuvor an die Schwierigkeit erinnern, welche es für uns, nach so weit vorgeschrittener Begriffs-Cultur, begreiflicher Weise haben mag, uns in die einfache, kindliche Redeweise des Hebräers zu versetzen. Wenn dies aber nicht sorgfältig beachtet wird, so bleibt man der Gefahr ausgesetzt, bald zu viel, bald zu wenig in dem vorliegenden Text zu finden. Und so hat man in neuerer Zeit den Punkt als charakteristischen Unterschied zwischen Indogermanismus und Semitismus hervorgehoben, daß dem letzteren die Erlösungs-Lehre fehle, wobei ohne weiteres die Annahme gemacht wird, daß Christenthum wie Brahmanismus und Buddhismus, indogermanisch sei, und daß die beiden letzteren Religion seien, während sie ursprünglich Philosophie sind. Auf die mancherlei Irrthümer, die hierbei unterlaufen, kann ich hier nicht eingehen. Nur den Nachweis führen will ich, daß dem Judenthum die Erlösungslehre nicht fehle, und zu diesem Zwecke ist vorstehend der kurze Psalm von mir übersetzt worden.

Hierbei kommt nun besonders in Betracht, daß in der hebräischen Sprache manche Begriffe, die wir völlig scheiden,

mit demselben Wort bezeichnet werden, und so auch Sünde und Strafe. Wie viel Wörter das Hebräische auch für beide Begriffe besitzt, immer bedeutet das Wort für Sünde zugleich auch die Strafe und den Schmerz, das Leid unter derselben. Nun scheint es doch selbst dem Kinde leicht sein zu müssen, jene beiden zu unterscheiden, da sie doch in Wirklichkeit zeitlich und räumlich getrennt und nach allen Beschaffenheiten völlig verschieden, ja entgegengesetzt erscheinen. So muß auch in der Vorstellung des Israeliten nothwendig jedes der beiden besonders gedacht sein. Werden sie dennoch in demselben Worte zusammengefaßt, so muß das in der Betrachtungsweise des Israeliten begründet sein, und gelegentlich wird doch bald die eine, bald die andere Bedeutung ausschließlich oder vorwiegend verstanden sein. Die Betrachtungsweise ist nun aber offenbar: Wie jeder beleuchtete Gegenstand seinen Schatten hat, so muß jeder Sünde ihre Strafe folgen. Und nun hat der Interpret genau zuzusehen, welcher Sinn in dem einen Ausdruck besonders hervortritt.

Wenn nun auch unzählige Male das hebräische Wort für Sünde auch die Strafe bedeutet, so ist doch in unserem Psalm unleugbar im 3. Verse im Worte עונות die Sünde an sich gemeint, dann aber auch ebenso im letzten Worte des 8. Verses. Dann ist aber auch ferner im ersten Verse nicht, wenigstens sicherlich nicht blos an „Drangsalstiefe," sondern mindestens an äußere und innere Noth zu denken (Delitsch); daher meine Uebersetzung, wobei ich an Ezra 9,6 erinnere (der hebr. Plur. bedeutet hier wie oft nicht die Mehrheit.) Wenn nicht überhaupt das Gefühl der Sündhaftigkeit vorzugsweise betont werden sollte, wie könnten dann die Ausdrücke für Vergebung zu erklären sein, welche von der Grundbedeutung wegwischen, bedecken ausgehen? Die Erlösung von der Sünde gilt aber V. 7 als die Gnade Gottes.

Ihre volle Bestätigung aber finden die Verse 3. und 8. nach unserer Auffassung durch die Zusammenstellung mit Jer. 31, 30—33. Hier wird erstlich V. 33 unser תשמר (in V. 3) umschrieben durch „nicht gedenken", und die Erlösung von der Sünde (V. 8.) ist in Zusammenhang zu fassen mit jener allgemeinen Erlösung in dem messianischen Gottes-Reiche durch den neuen Bund, welchen begründet zu haben das Christenthum behauptet.

Ist nun hiermit wirklich die Erlösungslehre gegeben? in der Weise gegeben, wie im Christenthum, oder Buddhismus und Brahmanismus. Nein, und tausendmal nein! Solche Erlösung wie Buddha sie lehrt, wie der Brahmane sie lehrt, mit Vernichtung des Selbstbewußtseins und alles Bewußtseins, die Lehre von der absoluten Nichtigkeit unserer vorgestellten Welt, oder die christliche Lehre von der Erbsünde und dem stellvertretenden Opfertode des Gottes-Sohnes, kennt der Jude nicht.

Seine Welt ist die im 104. Psalm besungene, die Schöpfung Gottes, der Er sich freut, und der Mensch freut sich Gottes. Warum auch nicht?

Freilich ist der Mensch sündhaft; aber Gott verzeiht, d. h. Er erlöst.

Ein christlicher Theologe bemerkt zu den Worten V. 4: „bei dir ist die Vergebung, auf daß man dich fürchte", hier sei „ein heiliges Paradoxon, man sollte eher erwarten, damit du geliebt werdest. Aber geliebt und gefürchtet werden, ist im A. T. nicht so sehr verschieden; fürchten heißt: sich in heiliger Ehrfurcht nahen und hingeben." Die hebräische Sprache hat ja Ausdrücke genug für lieben; aber Gott und den Eltern gegenüber sagt sie lieber fürchten, indem sie dies als synonym mit lieben nimmt. Könnten wir den Sänger zur Rede stellen, er würde sagen: ist denn fürchten nicht dasselbe wie lieben? Für ihn war es das, für uns in unserer Sprache ist es das nicht.

So bemerke ich zum Schlusse nur, daß nach der Gebet-Ordnung der Berliner jüd. Gemeinde, der Jom Kippur durch den 130. Psalm, anstatt des Kol nidre, mit der alten Melodie des letztern eingeleitet wird. Besser konnte man nicht verfahren.

Vierzig Jahre spanischer Geschichte mit Beziehung auf die Juden.

Von Dr. M. Kayserling.

Als vor jetzt vierzig Jahren die „Deborah" zu erscheinen begann, zu derselben Zeit wurde im Norden Deutschlands der Versuch gemacht, Spanien, das durch das Verbannungs-Edict vom 31. März 1492 den Juden verschlossen war, ihnen wieder zu eröffnen.

Kriegerische Bewegungen in und um Barcelona, Barrikadenkämpfe in der Hauptstadt selbst, hatten in Spanien zu einem Minister- und Systemwechsel geführt. Die gehaßte Königin wurde des Landes verwiesen, die Freunde des Fortschritts und der Freiheit vereinigten sich zu einer „liberalen Union"; die constituirenden Cortes, worin die Liberalen die Mehrzahl bildeten, suchten durch tiefeingehende Reformen das Staatsleben umzugestalten. Ermuthigt durch diesen von ganz Europa freudig begrüßten Umschwung, richtete Dr. Ludwig Philippson an das neue Ministerium, dessen Präsident der damals mächtige Espartero war, und an die Cortes ein Memoire, in welchem er das Gesuch stellte, das Edict vom 31. März 1492 aufzuheben und in das Grundgesetz Spaniens die Freiheit der Culte als eins der Hauptprincipien aufzunehmen und somit den Juden den Wiedereintritt in das Land, das ihnen Jahrhunderte eine theure Heimath war, dessen Sprache die grausam Vertriebenen auch in der Verbannung liebten und pflegten, zu gestatten. Dieses Gesuch der „Deutschen Juden", wie es in dem amtlichen Berichte heißt, wurde von den Cortes einer Commission überwiesen und nach vielen Berathungen in der Nacht vom 28. Februar 1855 der Artikel 2 der Constitution votirt, wonach kein Spanier oder Ausländer wegen seiner religiösen Meinung oder seines Glaubens fernerhin belästigt werden dürfe, insofern er sie nicht durch religionswidrige öffentliche Handlungen kundgiebt.

Früher als man erwartete, wurde die Toleranz des erzkatholischen Spaniens auf die Probe gestellt. In Sevilla wurde ein in einer Privatwohnung abgehaltener protestantischer Gottesdienst polizeilich verboten. Dieses führte alsbald zu einem Notenwechsel zwischen dem englischen Gesandten Lord Howden und der spanischen Regierung; der Minister verwies den Gesandten auf Art. 96 des Strafgesetzbuches, wonach keine Versammlung selbst zur Besprechung religiöser Fragen von mehr als zwanzig Personen gestattet sei, ertheilte aber auch zugleich dem Civilgouverneur von Sevilla wegen seines überfrommen Eifers eine strenge Rüge.

So groß im spanischen Volke das Vorurtheil auch war, so wurde doch mehreren Bekennern des Judenthums aus Bayonne, sowohl in San Sebastian, als auch in Madrid, der Aufenthalt stillschweigend gestattet.

Der erste Jude, dem in Madrid ein geradezu fürstlicher Empfang bereitet wurde, war Isaac Pereira, ein französischer Jude spanischer Abkunft, der Gründer des Credit Mobilier, der das Land aus dem bodenlosen Abgrund seiner zerrütteten Finanzen emporzuheben versuchte. Als er im Jahre 1860 nach Madrid kam, zogen zu seiner Begrüßung der Stadtrath, die Alcalden, die Vornehmsten der Stadt in feierlichem Zuge ihm entgegen. Unter dem Glockengeläute der Kirchen und dem Rufe des seiner harrenden Volkes "Vive del Judio"! hielt er, der Jude, seinen Einzug in Spaniens Hauptstadt.

Wie die freie Schweiz noch vor nicht mehr denn hundert Jahren keinen Juden auf schweizerischem Boden bestatten ließ, so durfte in Spanien kein Jude in spanischer Erde ruhen; die wenigen Juden, welche sich in Madrid niedergelassen hatten, mußten ihre Todten nach Frankreich schaffen. Da wandte sich im Jahre 1866 das Central-Consistorium der französischen Juden an die spanische Regierung mit dem Gesuche, den in Madrid wohnenden Glaubensgenossen die Anlegung eines Friedhofs zu gestatten. Das Ministerium ertheilte darauf unterm 16. October 1866 den Bescheid, daß im Falle die im Lande ansässigen Juden ein Grundstück zur Bestattuug ihrer Leichen ankaufen und dasselbe mit Mauern umgeben wollten, dem nichts entgegenstehe; eine Kapelle oder irgend eine Art Tempel darauf zu bauen, oder selbst privaten Cultus zu halten, könne ihnen nicht gestattet werden. Als dann ein Jahr später ein Jude aus Tetuan in Cadiz starb, wurde die Polizei beauftragt, die Judenleiche in den Meeressand zu verscharren! Der englische Consul ließ die jüdische Leiche auf dem Friedhofe der englischen Protestanten bestatten.

Das Jahr 1868 bildet einen Wendepunkt in der Geschichte Spaniens. Das spanische Volk war gegen die Bourbonen und ihren Despotismus aufs tiefste verbittert. Die Königin Isabella, der Pio Nono durch eine geweihte goldene Rose „als Sinnbild aller weiblichen Tugenden" seine höchste Anerkennung über ihre strengkirchliche Gesinnung bezeigte, hatte durch ihr dissolutes Leben, zu dem die Frömmigkeit als Maske diente, jede Spur von Achtung eingebüßt. Im Hafen von Cadiz wurde plötzlich die Fahne der Empörung aufgepflanzt; die Losung zur Revolution war gegeben und verbreitete sich mit Blitzesschnelle über das ganze Land. Das Concordat wurde verbrannt, Klöster wurden aufgehoben, Ordenshäuser niedergerissen und die Güter derselben für den Staatsschatz eingezogen; die liberale Presse wagte es, Renau's „Leben Jesu" als Feuilleton zu veröffentlichen; die Schule wurde der geistlichen Aufsicht entzogen und für frei erklärt. Diese staatliche und religiöse Umwälzung benutzten auch die Juden, um das zwölf Jahre angestrebte Ziel zu erreichen. Die spanisch-portugiesischen Juden in London, die israelitischen Consistorien in Bayonne und Bordeaux, wandten sich mit Petitionen an die provisorische Regierung. Im Auftrage des sel. Albert Cohn, der im Jahre 1860 in Madrid war, und mit General Prim über die Judenfrage Rücksprache genommen hatte, arbeitete Schreiber dieses ein historisches Memoriale aus, das Cohn zur Uebersetzung in's Spanische nach Madrid schickte. Enthusiastisch lauteten die Antworten, welche die provisorische Regierung, an deren Spitze der tapfere Serrano stand, den Petitionirenden ertheilte. „Die Revolution wird Allen religiöse Freiheit bringen," versicherte der edle Prim. „Die religiöse Freiheit ist in Spanien fortan eine Thatsache," sprach der Justizminister Romero Ortiz; „künftighin dürfen neben der katholischen Kirche der protestantische Tempel und die Synagoge stehen." Für Glaubensfreiheit war das katholische Spanien noch nicht reif. Der spanische Klerus erließ Hirtenbriefe gegen die drohende Gefahr; der Bischof von Osma hielt eine begeisterte Lobrede auf die Inquisition; Fünfzehntausend Frauen zum Theil aus den vornehmsten Familien, petitionirten gegen die Glaubensfreiheit für die katholische Einheit. Die provisorische Regierung gab die Hoffnung nicht auf, wie Serrano an Sir Moses Montefiore schrieb, „daß die Cortes dem Antrag auf Glaubensfreiheit zustimmen würden."

Die Debatten in den Cortes waren sehr stürmisch und riefen die verschiedenartigsten Gegenanträge hervor. In der Sitzung vom 12. April 1869, hielt Emilio Castelar eine wunderbare Rede, welche mit den Worten schloß; „Groß ist die Religion der Macht, aber weit größer" ist die Religion der Liebe; groß ist die Religion der unerbittlichen Gerechtigkeit, aber größer ist die Religion der verzeihenden Barmherzigkeit. Und im Namen dieser Religion komme ich hierher, um euch zu bitten, daß ihr an die Spitze eures Grundgesetzes die Religionsfreiheit stellt; das ist die Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit aller Menschen." Castelar riß mit seiner Rede die ganze Versammlung hin; der Beifallssturm wollte kein Ende nehmen. „Niemals," rief Posado Herrera aus, „niemals bin ich in den vierzig Jahren meines parlamentarischen Lebens Zeuge eines solchen Triumphes gewesen." Dem edlen Vorkämpfer für die Freiheit und dem Dichter Echegaray, der eine glänzende Rede gegen die Unduldsamkeit hielt, kamen Glückwünsche aus allen Gegenden des Landes zu. Endlich wurde nach harten Kämpfen der Art. 21 der Constitution laut dem Antrage der Commission angenommen. „Die häusliche und öffentliche Ausübung jedes andern Cultus, als der der katholischen Religion, war durch die Constitution nunmehr allen in Spanien wohnenden Fremden gesichert, ohne eine andere Einschränkung als die allgemeinen Regeln der Moral und des Rechts." Die Liberalen Spaniens triumphirten. Ein Cortesmitglied brachte nach diesem Siege den Antrag ein, daß auf dem Quemadero, der Schauderstätte, wo dem Moloch priesterlicher Verfolgungssucht menschliche Brand- und Feueropfer zu Tausenden dargebracht wurden, ein Denkmal zu Ehren der Cultusfreiheit errichtet werde. In Barcelona, Sevilla und Madrid wurden protestantische Kirchen eröffnet; der Stadtrath in Madrid berieth über die Genehmigung zum Bau einer Synagoge, aber noch fehlten die Juden, welche sie hätten besuchen können. Von dem Anerbieten das die spanische Regierung im Jahre 1869 den in Marocco verfolgten Juden stellte, sich in Spanien niederzulassen, machten nur sehr wenige Gebrauch.

Die republikanische Regierung vermochte sich in Spanien nicht lange zu halten. Am vorletzten Decembertage des Jahres 1874, erhob der General Martinez Campos die monarchische Fahne und rief Alfonso XII., den Sohn der entthronten Isabella, zum Könige

aus; Canovas del Castillo, der gelehrte Präsident der spanischen Akademie, trat an die Spitze des neugebildeten Ministeriums. Für Spanien brach wieder eine neue Aera im Staatsleben an. An die Stelle der Republik trat die Monarchie und der Einfluß der römischen Curie. Eine der ersten Regierungshandlungen Alfonso's war das Verlangen, daß die Religionsfreiheit nicht fortbestehe. Die protestantischen Schulen und Bethäuser wurden geschlossen, die Lehrfreiheit wurde aufgehoben, das Concordat sollte wieder hergestellt werden. Es kam in den Cortes zu heftigen Kämpfen. Die Freunde des Liberalismus sahen sich in ihren Erwartungen bitter getäuscht. Castelar, Romero Ortiz, und in letzter Stunde Sagasta, boten ihre ganze Beredsamkeit vergebens auf, um die wichtigste Errungenschaft der Republik, die Glaubensfreiheit, zu retten. Der Bischof von Salamanca, einer der gelehrtesten Kirchenfürsten des Landes, erhob sich, um gegen die von den Cortes vorgeschlagene Lösung der religiösen Frage zu protestiren. Vergebens schleuderte De las Quatro-Torres das Anathema gegen die Anhänger der religiösen Freiheit: der Art. 21, in der neuen Constitution Art. 11, wurde mit großer Majorität angenommen, und am 16. Juli 1876, vom Senat mit 113 gegen 40 Stimmen genehmigt; er sicherte statt Religionsfreiheit den Nichtkatholiken Religionsduldung, und zwar eine beschränkte zu. Bald zeigte es sich, daß der ganze Toleranzartikel nur ein Schein war.

Anerkennenswerth human und tolerant benahm sich Spanien gegenüber dem finstern Dämon im Osten Europa's.

Als eine Commission der aus Rußland vertriebenen Juden bei dem spanischen Gesandten am türkischen Hofe anfragte, ob die Vertriebenen in Spanien Aufnahme und Schutz finden würden, zeigte sich die spanische Regierung geneigt, sie aufzunehmen. Sagasta weckte in vielen Vertriebenen jedoch Hoffnungen, welche nicht erfüllt werden konnten. Von einer eigentlichen Einwanderung russischer Juden konnte und kann keine Rede sein. Das spanische Volk ist noch zu bigot, um Juden ungestört in seiner Mitte bestehen zu lassen; in den unteren Schichten des Volkes herrscht so große Armuth, daß an ein gedeihliches Fortkommen Fremder, und noch dazu Juden, schwer zu denken ist.

Während meines Aufenthaltes in Spanien im vorigen Jahre, versicherten mir die maßgebendsten Persönlichkeiten, daß sie die Rückkehr der Juden von Herzen wünschen. Wohlhabende gebildete Juden finden in den großen Städten des verarmten Landes, in Barcelona, Madrid, Sevilla, Valencia, ein weites Feld der Thätigkeit.

Noch giebt es in Spanien keine jüdische Gemeinde; ob sich solche bilden werden? Vielleicht weiß darüber zu berichten nach Verlauf von wieder vierzig Jahren — die „Deborah."

— Das Judenthum zeigt deswegen einen scheinbaren Stillstand, oder kaum merkbare Veränderungen, weil die Perioden seiner Geschichte so groß sind. Die jüdische Religion war schon alt, als die klassischen Völker des Alterthums noch jung waren, und sie ist noch jung, obgleich die Völker der Gegenwart schon alt sind. So stehen die Planeten scheinbar still, weil ihre Umlaufszeit zu groß ist.

Dr. M. Güdemann, Wien.

Vergangenheit und Gegenwart der Juden in Schweden.

Von Dr. Ludwig Lewysohn.

Vor dem Ende des 16. Jahrhunderts findet sich über das Dasein der Juden in Schweden keine sichere Spur; erst in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. ist in der schwedischen Geschichte die Rede von Juden. Unter Gustav Adolph II. (1594—1632) wurde in Linköping ein Prozeß gegen drei der Hinneigung zum Judenthum beschuldigte Christen geführt. — Die ihm folgende Tochter, Königin Christina (1632—1654) stand im Briefwechsel mit dem Amsterdamer Rabbiner, Menasse ben Israel, und hatte einen „königlichen Residenten" in Hamburg, Don Manuel Teixeira, den eigentlichen Begründer des hebr. Theiles der königl. Bibliothek in Stockholm.—Unter dem nachfolgenden Karl Gustav (1654—1660) und Karl XI. (1660—1697) hielten sich Fremde, namentlich aus Deutschland kommende Juden sporadisch auf, gegen welche eine königl. Resolution (1680) erschien, des Inhalts, daß die herumwandernden Juden aufgegriffen und zur Kronarbeit verwendet werden. Es gab nur zwei Mittel, um das Recht zu erlangen, auf schwedischem Boden verweilen zu dürfen: die Taufe, oder der Nachweis großen Vermögens. Des ersteren Mittels bedienten sich zwei aus Deutschland stammende jüdische Familien, 28 Seelen zählend; sie wurden am 29. September 1681 getauft, König und Königin waren unter den Pathen, und dieses glorreiche (!) Ereigniß wurde durch Veröffentlichung eines dickleibigen Buches des funktionirenden Priesters und durch auf Kupferplatten angebrachten Conterfeis der Begnadigten, gefeiert. Einen interessanten Gegensatz zu jenem Factum, ist die ein Jahr zuvor stattgefundene Auswanderung einer christl. Familie aus Linköping nach Holland, der Familie Granbom, aus 11 Seelen bestehend, die zum Judenthum übertrat, und zu welcher der Rabbiner Aron Isaac Granbom, Geistlicher der „Adath Jesurun" Gemeinde in Amsterdam, gehörte.

Das Kirchengesetz von 1686 forderte, daß alle ins Reich kommende fremde Juden sogleich zur Taufe befördert werden sollten. Obwohl nur sehr wenige Juden nach Schweden zu kommen wagten, verordnete doch der letztgenannte König auf Verlangen des Consistoriums (1685) daß die wenigen Juden bei strengster Strafe innerhalb 14 Tagen Stadt und Land verlassen sollten; da aber diese Verordnung ein Jahr darauf (29. December 1686) erneuert wurde, so scheint der erstere Befehl nicht pünktlich befolgt worden zu sein.—Die Reise des gelehrten Professors Gustav Peringer (1690) nach Lithauen, soll nach einigen Quellen vom Könige angeordnet worden sein, um die commerzielle Thätigkeit der russischen Juden zu erforschen, um diese für Schweden nutzbar zu machen; nach anderen Quellen hatte die Reise nur einen wissenschaftlichen Zweck, das Wesen der Karaiten zu erforschen. Uebrigens wird Nichts über den Erfolg der Reise weiter berichtet, und bald trat auch der König von der Bühne des Lebens ab, und ihm folgte der Heldenkönig Karl XII. (1697—1718), unter welchem die Abneigung gegen die Juden viel von ihrer früheren Strenge verlor.

Im Februar 1718 bestätigte er das Ansuchen des Admiralitäts-Consistoriums in Karlskrona, daß Türken und den aus der Türkei einwandernden Juden der Gottesdienst bei geschlossenen (!) Thüren gestattet sei. Doch fügt der fromme König hinzu: Sollte indessen die Priesterschaft die Einwandernden zur Annahme der Taufe bewegen, oder daß sie ihre Kinder taufen ließen, so würde dieses ein Gott und König gefälliges Werk sein. Es ist jedoch nicht bekannt, daß türkische Juden in Schweden eingewandert sind.

Nun folgen in der Regierung Ulrike Eleonora (1718—1720), Frederik I. (1720—1751) und Adolph Friedrich (1751—1771). Fr. I. befahl auf Verlangen der Priester (22. Oct. 1723), daß die im Lande hausirenden J. ergriffen und zur Kronarbeit gezwungen werden, und erneuerte auf Verlangen der Bürger dieser Befehl, am 1. August 1727; aber trotz alledem durchzogen Juden handeltreibend das Land, und für sie brach eine leichtere Aera an, als Gustav III. 1771 den Thron bestieg. Er weilte um diese Zeit in Frankreich, wo gerade die Judenfrage behandelt wurde, und schrieb von dort aus seiner Mutter, der Wittwekönigin Lovisa Ulrika, daß das Land Nutzen haben könnte, wenn „das so fleißige jüdische Volk, da sich niederließe." Er ertheilte gerne Sanction dem Vorschlage des Reichstages (1779) um „allgemeine Religionsfreiheit," und ertheilte den 28. Sept. 1775 die Erlaubniß dem Juden Aron Isak, dessen Bruder Marcus und dem Abraham Pach in Stockholm, d. h. in Schweden die erste jüdische Gemeinde zu bilden. Isak, geb. 1731 in Treuenbrietzen, (in Brandenburg) war gelernter Petschaftstecher, kam zuerst nach Ystad, verweilte dort einige Zeit, um sich mit der schwedischen Sprache bekannt zu machen. Dann kam er nach Malmö, und 1774 nach Stockholm. Seine Graveurgeschicklichkeit erwarb ihm die Gunst des edlen Staatsmannes, Freiherrn Carl Sparre, und durch diesen die Gewogenheit des Königs. Es wurde ihm gestattet zehn erwachsene Glaubensbrüder nach Stockholm kommen zu lassen, um die Abhaltung des Gottesdienstes ermöglichen zu können. Nach und nach vermehrte sich die Zahl der einwandernden J., so daß 1787 bereits im Reiche etwa 150, und davon in Stockholm 80 J. sich aufhielten. Die kleine Versammlung berief bereits 1781 einen Rabbiner, den Löb Pinchas, alias Löb Levison aus Strehlitz (Mecklenburg) errichtete einen Friedhof (Avonsberg. und datirt das älteste, hölzerne Grabdenkmal aus dem J. 1782), richtete ein Gebetslocal ein, und setzte 1782 vom Rabbiner in jüd.-deutscher Sprache verfaßte Gemeindestatuten auf, so daß von diesem Jahre ab die Errichtung der Gemeinde in Stockholm, d. h. der ersten Gemeinde in Schweden datirt. Rabbi Löb starb 1796, und jener verdienstvolle Mann, der eigentliche Begründer des Judenthums in Schweden, Aron Isak, starb 86 J. alt, 1817. Das Bild dieses thatkräftigen, aber bescheidenen Mannes hängt im Sessionssaal der hiesigen (Stockholm) Gemeinde. Er hatte selbst im einfachen jüd.-deutschen Styl seine Memoiren geschrieben, und Dr. F. Seligmann (Sohn des früheren Rabbiners Dr. S.), hat das Verdienst, jene Memoiren 1888 in schwedischer Uebersetzung veröffentlicht zu haben.

Kehren wir zur Darstellung der politischen und socialen Entwickelung der J. in Schweden zurück. Der obenerwähnte Reichstag vom J. 1779, erließ ein sehr beengendes „Judenreglement", (und selbst dieses gegen Beschluß des Priesterstandes, des zweiten Standes der vier Adels-, Priester-, Bürger- und Bauernstände), das noch weitere Beschränkungen erhielt von Seiten des Magistrats, dem es zur Begutachtung vorgelegt wurde. Da stellte der König in einer Kundgebung am 24. Januar 1781, ein neues Reglement iu Aussicht, und dieses, unter dem Namen: Comerce-Collegii Reglement, erschien den 27. Mai 1782. Neben vielen Beschränkungen sprach doch das Reglement die Freiheit aus für Einwanderung der Juden überall im ganzen Reiche, und für Ausübung des Cultus. Erst 1838 wurde das Reglement von einem freisinnigen Gesetz, unter dem Namen: „Pflichten und Rechte der mosaischen Glaubensbekenner hier im Reiche," abgelöst. Inzwischen starb der edle König Gustav III., den 16. März 1792, in Folge einer tödtlichen Verwundung, das traurige Werk einer Adelsverschwörung, und das königliche Bild mit Scepter und Purpurmantel ziert den Sessionssaal der hiesigen Gemeinde.

Von seinem Sohn und Nachfolger, Gustav IV., Adolph, ist nur das königl. Schreiben vom 10. Juni 1796, zu erwähnen. In demselben gestattete er, gegen Widerspruch des Consistoriums, daß der Jude M. N., eine Christin ehelichen durfte, mit der Bestimmung, daß eventuell die Kinder in der Lutherischen Glaubenslehre erzogen werden sollten.

Unter der nunmehr herrschenden Bernadotte'schen Dynastie begann die Emanzipationsfrage der schwedischen Juden, und wurde bald im liberalsten Sinne gelöst. Die großen Impulse des Jahres 1789, welchem das Toleranzedict Joseph des II., und die umwälzende französische Revolution das Signum aufgedrückt, sowie die proklamirte Religionsfreiheit der amerikanischen Union, alles dieses mußte auch auf Schweden seine mächtigen Wirkungen üben. Die Rechte der Juden wurden immer mehr erweitert. 1860 erhielten die schwedischen jüdischen Bürger das Recht, sowohl in Städten, als auch auf dem Lande liegendes Eigenthum zu erwerben; 1863 das Recht der Anstellung in gewissen Zweigen des Staatsdienstes; 1865 das active Recht an den Wahlen des Reichstages, und nachdem zum Heil und Segen des Vaterlandes 1863 die früheren vier Stände des Reichstages aufgehoben, und an deren Stelle der Reichstag aus der ersten und zweiten Kammer gebildet wurde, folgte für die schwedischen Juden der bedeutungsvollste Tag in ihrer Geschichte, der 16. Februar 1870, an dem in der *ersten* Kammer mit 98 gegen 18, und in der *zweiten* Kammer mit 116 gegen 58 Stimmen die volle Emanzipation der jüdischen Glaubensbekenner angenommen wurde. Wenige Monate darauf wurde die hiesige prachtvolle Synagoge eingeweiht, ein würdiges Denkmal, das über dem Eingang jene ruhmesreiche Jahreszahl trägt.

In Schweden leben jetzt ungefähr 4000 J. Versammlungen (d. h. Gemeinden) bestehen in Stockholm, Gothenburg, Norköping, Carlskrona, Malmö, Sundswall u. a. m. Unter ihnen finden sich Großhändler, Fabrikanten, Gutsbesitzer, Gelehrte, Künstler und Handwerker. Bei allen patriotischen Unternehmungen fehlen in der ersten Reihe die Juden nicht. So war der verst. Eduard Magnus in Gothenburg der Mitbegründer der dortigen Hochschule, der er 1 Million Kronen testirte. Im Staatsdienst stellen die Juden ein ansehnliches Contingent; so ist hier S. Rubenson, Polizeimeister (nächst dem Oberstatthalter die höchste Charge im Polizeidienst). E. Jacobson ist Intendant des königl.

Schlosses. Prof. jur. Dr. D. Davidson, docirt in der juristischen Facultät in Upsala. Prof. R. Rubenson docirt Astronomie und Meteorologie an der hiesigen Hochschule; an derselben docirt Bendixson Mathematik. Der verst. Prof. Heyman (aus Gothenburg) docirte Hygienik. Der verst. S. Warburg (ebenfalls aus G.), war Revisor im Finanzdepartement. Sekretär der Stadtverordneten ist Dr. M. Rubenson. Es giebt einige Häradshöfdinger (Landrichter). Auf dem Gebiete der Musik und des Gesanges zeichneten sich aus: Sara Magnus, der noch lebende Tenorist Labatt, und die verst. Euphrosine Leman, früher Primadonna an der Oper in Madrid; ebenso die nunmehr verst. Sängerin Henriette Nissen. Als Componisten sind zu erwähnen, Siegfried Saloman und John Jacobson. Als Schriftsteller erwarb sich hohes Ansehen der Prof. der Aesthetik, Literatur und Kunstgeschichte an der Hochschule zu Gothenburg, F. J. Warburg. Ferner der verst. Dr. M. Schück, (Herausgeber eines vierbändigen schwedischen Conversationslexicons und mehrerer Lehrbücher der schwedischen Sprache.) Der Maler Prof. Geskel Saloman (zwei Werke über: La statue de Milo, dite: Venus victrix). Der gelehrte Rabbiner Dr. M. Wolff, in Gothenburg, (schrieb über Maimuni, Philo, Muhamed, Muhamedanische Eschatologie u. m.). Auch jüdischen Damen kam das neuerwachte, freiere Leben zu Gute. So begann meine zweite Tochter die Reihe der Damen, welche dem höhern Universitätsstudium sich widmen; sie studirte in Upsala Philologie; gegenwärtig studirt dort eine hiesige jüdische Dame Mathematik, und an der hiesigen Hochschule eine andere Dame Medicin. Auch im Civildienst suchen sie einen Kreis ihrer Thätigkeit, so ist meine dritte Tochter Extraordinarie postexpeditor am hiesigen Hauptpostamt. Sie bekommt ihren Gehalt und ist pensionsberechtigt. Im Consulatfach finden sich hier und in anderen schwedischen Städten viele Juden. So ist hier H. Davidson, dänischer, E. Fränkel, österreichischer, und S. Sachs, türkischer General-Consul. In der ersten Kammer des Reichstags sind gegenwärtig zwei Juden: Fränkel und Philipson, und fast in allen Städten sind Juden unter den Stadtverordneten. In Norköping ist Consul Philipson Vorsitzender der Stadtverordneten; er kaufte einen großen Platz, und schenkte ihn der Stadt zur Anlage eines Parkes. Merkwürdig ist der wohlthätige Einfluß der Gleichberechtigung auf die Jugend der einwandernden Polen. Diese jüdischen Jünglinge polnischer Abkunft studiren Jura und Medicin an den Universitäten. Humane Anstalten finden sich in den größeren Gemeinden, so der Jünglingsverein hier (zur Unterstützung lernender Handwerker und Studirender), für ein Asyl für altersschwache Juden wird hier schon seit Jahren ein Fond gesammelt. Die Göthildeschule in Gothenburg sorgt für nationale Erziehung der jüdischen Jugend. Sogenannte Chebrot Kadischot finden sich in allen Städten Schwedens.

Wir schließen diese kurze, überaus begränzte Darstellung der Geschichte der Juden in Schweden mit der freudigen Behauptung, daß der kleine Bruchtheil des Gesammtkörpers des Judenthums seine jetzige menschenwürdige Stellung muthig erstrebt, wohlverdient erlangt, und des Erlangten sich würdig gezeigt hat.

Die Juden in Rumänien.

Von med. Dr. K. Lippe in Jassy.

Die in Rumänien ansässige jüdische Bevölkerung kann nicht als ein einheitlicher Volksstamm mit charakteristischen Merkmalen an Sitten und Gewohnheiten, einheitlicher, religiöser und Weltanschauung angesehen werden. Ebenso wie die Gesammtbevölkerung des Landes, bestehen die Judengemeinden aus Elementen verschiedener Herkunft, die blos durch das gemeinsame Band der Zugehörigkeit zum Gesammt-Judenthume zusammengehalten werden, ohne durch gleiche religiöse oder ethnische Auffassung desselben, oder durch verwandte sociale Anschauung zu einem kräftigen Ganzen solidarisch verbunden zu sein. Ganz besonders unterscheiden sich die in der Wallachei wohnenden spanischen Juden durch ihren Cultus und sind auch social von den übrigen, sogenannten polnischen Juden abgesondert. In Bucarest besitzt die spaniolische Gemeinde seit etwa 35 Jahren sogar ihren besonderen Friedhof. Vermischung durch Verschwägerung ist selten. Die autochthone jüdische Bevölkerung hat sich im Verlaufe der Zeit mit den zahlreichen eingewanderten Glaubensgenossen, namentlich aus Rußland und Galizien, innig vermischt. Wann die erste Einwanderung von Juden in diese Donauländer geschah, läßt sich nicht eruiren, da die geschichtlichen Quellen dieser Länder aus früherer Zeit überhaupt äußerst spärlich fließen. Im Jahre 1882 wurde ein von den Römern herrührendes Bergwerk an dem Rumänien von Ungarn abgrenzenden Karpathengebirge entdeckt, und in den Schachten desselben wurden hebräische Namen eingegraben gefunden, was beweist, daß die Römer jüdische Sklaven ins Land gebracht haben. Höchst wahrscheinlich haben sich unter den römischen Cohorten unter Trajan auch jüdische Soldaten befunden, die sich mit ihren Kameraden in den römischen Colonien hier niedergelassen haben. Allein zur Zeit der Völkerwanderung dürfte dieses Trajectland zwischen Osten und Westen seine Bewohner mehrfach gewechselt haben. Es folgen aber dann einige Jahrhunderte des Mittelalters, deren Geschichte in tiefes Schweigen gehüllt ist.

Eine genaue Statistik der rumänischen Juden ist bis jetzt ein Pium Desiderium geblieben, da es der Regierung noch nicht gelungen ist, überhaupt eine richtige Volkszählung durchzuführen. Seit den ersten antisemitischen Angriffen gegen die Juden wird gegnerischerseits die Zahl der Juden im Lande tendentiös als eine halbe Million angegeben, um auf die Ueberfüllung des Landes durch die Juden hinzudeuten. Allein ein in den sechziger Jahren in Jassy erschienenes Journal der Freimaurer, „Gazeta diu Jäsi", schätzte damals, angeblich auf statistische Daten gestützt, die Anzahl der Juden in Rumänien auf 270,000 Seelen. Diese Zahl dürfte sich seitdem eher vermindert, als vermehrt haben, denn schon im Jahre 1867, als man auf der Jagd nach jüdischen Vagabunden anständige Leute und tüchtige Handwerker auf der Straße, Hunden gleich, einfing, verließen junge kräftige, besonders dem Handwerkerstande angehörige Leute, zahlreich ihre Heimath, wodurch ein empfindlicher Mangel an Arbeitskräften in den Werkstätten entstand, die zum Theil durch weibliche Hände ersetzt werden mußten.

Eine Auswanderung im besonders großen Maßstabe, namentlich nach Amerika — weniger nach Palästina — fand statt, [und dauert noch bis zum heutigen Tage fort] als im Jahre 1880 das Hausirergesetz Tausende von Familien in einem Tage an den Bettelstab gebracht hatte. Ein zu diesem Zwecke in Jassy gebildetes Committee brachte 60,000 Frcs. zusammen und versorgte mehrere hunderte von Familien mit Reisekosten nach Amerika, die in mehreren Transporten das Land verließen. Seitdem hat die Auswanderung nicht aufgehört. Ganz besonders verläßt die arbeitskräftige Jugend das Land, um der Wehrpflicht zu entgehen, da jeder Jude, ohne Ausnahme, von jeder Charge ausgeschlossen ist. Aus der Stadt Jassy allein sollen in den letzten zehn Jahren über 15,000 Juden nach Amerika ausgewandert sein. Der Abgang in den Städten ist weniger fühlbar, weil die Fehlenden durch die aus den Dörfern Vertriebenen zum Theil ersetzt werden. Diese Vertreibung geschieht districtweise, nach dem Worte der Bibel: מעט מעט אגרשנו. Gegenwärtig ist die Reihe an dem District Bacau.

Die hauptsächlichsten Beschäftigungen der Juden in Rumänien sind der Handel und das Handwerk, dann die Agricultur. [als Gutspächter] Vor der systematischen Austreibung aus den Dörfern sah man auch Juden mit der Sense auf dem Getreidefelde. Vor dreißig Jahren, als noch die Zünfte bestanden, hatten sie 90 Prozent jüdische Handwerker im Verzeichnisse. In den kleineren Städten der Moldau ist das Handwerk beinahe ausschließlich in den Händen der Juden. Bis heutzutage noch sind in allen Orten, wo die Juden zahlreich wohnen [in der Moldau] sämmtliche Handwerke, selbst die gefährlichsten, von Juden sehr zahlreich und würdig vertreten, wie Maurer, Zimmerleute, Klempner, Zimmermaler, Schmiede, Schlosser, Wagenmacher, Kupfer- und Messingschmiede. Selbst Ateliers mit christlichen [französischen, deutschen] Firmen haben größtentheils jüdische Arbeiter. Es gibt hier bedeutende Bauten, an denen keine christliche Hand mitgearbeitet hat. Ein euragirter Antisemit, der eines der großartigsten Hotels in Jassy aufbauen ließ, und von vorherein principiell keinen Juden zur Arbeit zuließ, wobei der christliche Tischler [Pole] seine jüdischen Gesellen bei der Arbeit verstecken mußte, sah sich gezwungen, zur feineren Arbeit jüdische Maurer zu berufen.

In den hiesigen Möbelhandlungen werden Einrichtungsstücke als Berliner Production verkauft, die von jüdischen Tischlern in Jassy herrühren.

Die Industrie des Landes, deren Entwickelung jüngeren Datums ist, das ist seit dem europäischen Zollkampfe, ist zum großen Theil in jüdischen Händen. Die einzige, vom Ingenieur Jacob Finkelstein mit ausgezeichnetem Talente geleitete Rohrsessel-Fabrik in Jassy, die aber auch in einem höheren Culturlande eine würdige Stellung einnehmen könnte, ist Eigenthum einer jüdischen Gesellschaft. Zwei Gerbereien in Jassy [Rosenbaum & Gelber] und in Constantia [Einhorn] sind jüdisches Eigenthum; ebenso die einzige Zuckerfabrik in Sascul [Elias]. Von vier Glasfabriken haben drei jüdische Eigenthümer, ebenso eine Tuchfabrik in Piatra [Joster]. Nebstdem sind im jüdischen Besitze zahlreiche kleinere Fabriken, wie Seilfabrik in Jassy [Wachtel], in Bucarest [Ph. Birman], Regenschirmfabriken, eine Cichorienfabrik in Jassy, Cravatten- und Tapeteriefabriken [Goldenthal], eine Pappendeckel-Fabrik, Dampfmühlen, Cognac-Fabriken etc.

Blickt man hinter die Coulissen von Ateliers mit deutschen und französischen Firmen, so gewahrt man daselbst größtentheils jüdische Arbeiter. Gutsbesitzer, Hausbesitzer und Pächter bedienen sich mit Vorliebe der jüdischen Verwalter. Als das Edict der Austreibung der Juden aus den Dörfern des Jassyer Districtes zur Ausführung kam, verwendeten sich die Gutsbesitzer bei den competenten Behörden für die Belassung ihrer jüdischen Beamten auf ihren Besitzungen, weil sie ihr Hab und Gut blos jüdischen Händen anvertrauen zu können glaubten. Die Stellen bei den drei rumänischen Assecurations-Gesellschaften sind zum größten Theile mit jüdischen Beamten besetzt. Als in Jassy eine Stelle bei einer der Assecuranzen erledigt wurde und der jüdische Oberbeamte dem christlichen Chef den Vorschlag machte, die Stelle mit einem Christen zu besetzen, um nicht die öffentliche Meinung der christlichen Gesellschaft zu reizen, erhielt er zur Antwort, er müßte somit die Stelle mit drei Christen besetzen, um die Arbeit eines Juden zu ersetzen. Hier handelte es sich nämlich nicht um den Staatssäckel, sondern um die eigene liebe Tasche der Actionäre, da hört aller Patriotismus und aller Antisemitismus auf.

Hingegen läßt der Culturzustand der Juden Rumäniens noch Manches zu wünschen übrig. Er befindet sich, gleich dem der Landesbevölkerung im Allgemeinen in einem Uebergangsstadium, und hat manche Aehnlichkeit mit dem Culturzustande der preußischen Juden in der nach-Meldelssohn'schen Periode, mit dem Unterschiede jedoch, daß während das preußische Judenthum am Ende des vorigen Jahrhundert bei seinem culturellen Erwachen sich mit einem Male einer vollendeten Cultur gegenüber befand, das rumänische Judenthum der Gegenwart vor der unvollständigen, noch in der ersten Entwickelung sich befindenden Halbcultur steht.

Bis vor ungefähr 50 Jahren war Rumänien von der westeuropäischen Cultur nur noch wenig berührt. Bei der jüdischen Bevölkerung war eine gründliche Kenntniß des Judenthums und seiner Literatur, wie noch heute, in den untern Volksschichten und zum großen Theile auch in den mittleren und sogenannten höheren Schichten wenig vorhanden. Wie ehemals in Deutschland wurden und werden noch heute die Rabbiner aus Polen bezogen. Aber auch die Talmudlehrer und ihre Assistenten [Belfer] sind polnischer Herkunft. Da nun einerseits diese Belfer zum Zusammentreiben der Kinder ins Cheder, aber auch zu niedrigen häuslichen Hantirungen verwendet werden; andererseits das unwissende Volk keinen genügenden Maßstab besitzt, um diese von den talmudischen Li-

teraten und den eigentlichen Rabbinern zu unterscheiden, so dehnt es seine Geringschätzung für den Belfer auf die Letzteren aus. Daher nagen die Rabbiner nicht blos am Hungertuche, sondern sind auch niedrigen Vexationen und — horribile dictu! — Denunciationen seitens der Juden selbst ausgesetzt. Wie oft habe ich die traurige Ehre als Translator und Experte bei den untern und höheren Gerichten die Rabbiner vom Standpunkte des Talmud und des Schulchan Aruch und der Responsen aus zu vertheidigen!

Mit diesem Chilulhaschem ist das traurige Loos des Rabbiners in Rumänien noch nicht erschöpft. Wehe der Gemeinde, in der sich zwei Rabbiner mit ihren Anhängern gegenüberstehen und sich Opposition machen. Ueber die Rohheiten, Vexationen, Pamphlete mit den schmutzigsten, begeifernden Beleidigungen, Schlägereien und Zerstörung des Gemeinde-Vermögens, Denunciationen, die zu Ausweisungen führen, will ich einen Schleier werfen.

Dem gegenüber ist das Loos der unwissenden Wunderrabbi's, die in der Moldau wie Unkraut wuchern, ein beneidenswerthes. Sie allein beherrschen die Gemüther, nicht allein der Chassidim, sondern eines großen Theils der sogenannten Aufgeklärten, die das Judenthum verhöhnen, aber von allerlei Aberglauben besessen sind, welche in der Noth einerseits zur Besprecherin und Looswerferin und andererseits zum Wunderrabbi ihre Zuflucht nehmen. Die Wunderrabbi's beherrschen auch die wahren Rabbiner und entscheiden sogar über das Loos der Aerzte. Im Städtchen Podul Hoe, neben Jassy, hungert der Rabbiner, ein Mann von seltener jüdischer Gelehsamkeit, während ihm gegenüber ein unwissender Idiot in der Eigenschaft eines Wunderrabbi sein eigenes prächtiges Haus bewohnt und Vermögen sammelt.

Von einer eigentlich rumänisch nationalen Cultur kann freilich nicht die Rede sein. Die Vertreter der höheren Intelligenz des Landes haben ihre Ausbildung in den verschiedensten Culturländern Europa's erhalten. Die rumänische Cultur entwickelt sich nach fremden Mustern. Trotzdem, oder besser, eben deshalb hat die rumänische Nation in den letzten vier Decennien bedeutende Fortschritte in der europäischen Cultur gemacht. Aber auch auf dem Gebiete der nationalen Cultur wurde sehr viel geleistet, wozu aber der jüdische Geist das Seinige in nicht unbedeutendem Maße beigetragen hat, trotz aller Beschränkung und Ausschließung. Dr. Julius Barosch hat in den fünfziger Jahren [er starb im Jahre 1867] als Professor der Academie in Bucarest nicht wenig zur Hebung der rumänischen Cultur beigetragen. Er war aus Brody in Galizien gebürtig. Er hat mehr durch seine bloße Stellung als Professor dem Judenthume Ehre gemacht, als durch seine literarischen Leistungen zur Cultivirung desselben beigetragen. Noch als Gymnasialschüler in meiner Vaterstadt Stanislau in Galizien hatte ich Gelegenheit, seine Brochüre gegen den Rabbiner-Missionär Abraham Pick zu lesen, die ich von seinem Cousin, meinem Schulkollegen, erhalten hatte. Sie enthielt manche geistreiche, schlagfertige Widerlegung, aber dünn gesäete Aeußerungen. Sein Ozar Chochma, ein kleines Compendium sämmtlicher philosophischer Doctrinen, war wohl in hebräischer Sprache geschrieben, aber die lateinische Nomenclatur war so häufig gebraucht, daß es dem Leser beinahe vorkam, ein lateinisches Werk vor sich zu haben; als wenn unsere Religionsphilosophen des Mittelalters hierin nicht genug vorgearbeitet hätten. Die dankbare Nachwelt in Bucarest hat ihm ein Denkmal errichtet, indem sich eine Gesellschaft zur Förderung jüdischer Wissenschaft (?) unter dem Namen „Baraschеum" bildete. Die bedeutendsten jetzt lebenden rumänischen Philologen sind Juden, Herr Lazar Schainianu, Professor in Bucarest, und Dr. Haiman Tiktin in Jassy. David Emmanuel ist Professor der Mathematik an der Universität in Bucarest. Der größte nationale Dichter Rumäniens war Alexandro, der Sohn eines Juden. Die beste Geschichte Rumäniens schrieb Xenopol, der Sohn eines polnischen Juden. Der gelehrte Professor Hayden ist jüdischer Abstammung. Eine autoritative tonangebende jüdische Persönlichkeit fehlt im Lande, und es wäre auch einer solchen bei dem übermäßig ausgebildeten stolzen Selbstbewußtsein der hiesigen jüdischen Kreise sehr schwer, sich allgemeine Geltung zu verschaffen, zumal das jüdische Wissen hierlands nicht die gebührende Würdigung findet, um dem Träger desselben Autorität zu verschaffen.

Ich kann nicht umhin, eines Mannes aus halbvergangener Zeit zu erwähnen, der in Jassy, der größten Gemeinde Rumäniens, zur Förderung der Civilisation unter den Juden besonders viel beigetragen, ja den ersten Impuls gegeben hat. Dieser hochgelehrte edle Mann hieß Jonas Byk aus Brody, der hier ein Haus vertrat, das 150 Jahre bestanden hat, und erst vor drei Jahren mit dem Tode seines überlebenden Bruders eingegangen ist. Ein allseitig gebildeter Mann, ein gediegener jüdischer Literat, vom echt jüdischen Geiste beseelt, war er der erste Gründer einer Schule für jüdische Knaben in Jassy [resp. in Rumänien]. Aber zu seiner Zeit waren die Judengemeinden von der Regierung anerkannt und sie gewährte denselben ihren Schutz und ihre Executive. Schreiber dieses war damals als Arzt im jüdischen Spitale zu Jassy noch mittelst Ministerialdecret angestellt. Die Kosten sämmtlicher Gemeinde-Institute wurden von einer von der Regierung geschützten und von ihren Organen eingehobenen Fleisch- und Geflügeltaxe besorgt. Herr Byk machte sich bezüglich der civilisatorischen Entwickelung im Schoße des moldauischen Judenthums weitgehende Hoffnungen. Im Vergleiche mit Galizien, meinte er mir gegenüber, ist Rumänien in dieser Hinsicht in sofern im Vortheil, als die Juden in jenem Lande durch den Chassidismus zu weit verirrt sind, ihr Geist sei zu sehr von irrigen Ideen beherrscht, die eine Umkehr erschweren; die rumänischen [resp. moldauischen] hingegen sind gleichsam ein noch ungekneteter Teig, aus dem man noch Alles machen kann. Allein diese Meinung war eine irrige. Der galizische Chassid hat denken gelernt, er ist eine ideal beanlagte Natur, er ist nach einem, wenn auch falschem Ideale erzogen. Man braucht ihm blos die Kenntniß eines richtigen Ideals beizubringen und seine Annahme ist gewiß, weil er es begreift. Anders der ganz rohe principienlose rumäni che Jude, er war gleichsam ein Stärkemehl, das sich zu keinem Teige verkneten läßt. Die damals lebende Generation mußte, gleich unseren Vorfahren in der Wüste, aufgegeben werden, und an ihren Kindern mußte das schöne Werk der Civilisation erprobt werden, was Herr Byk auch mit Erfolg erprobt hat. Leider hatte seine Schule keinen dauernden Bestand. Aber der Impuls zur weiteren Entwicklung ist durch ihn gegeben worden. Die Nothwendigkeit des Schulunterrichts wurde bald erkannt; die öffentlichen und Privatschulen wurden von den jüdischen Kindern somit überfüllt.

Mit dem unglücklichen Erlasse vom Jahre 1863, worin die Regierung die Ingerenz in jüdischen Gemeindeangelegenheiten ablehnte und den Gemeinden ihren Schutz und ihre Executive entzog, gerieth das Gemeindeleben im ganzen Lande rasch in Verfall; ganz besonders in Jassy, wo sein Puls von je her kaum vernehmbar schlug. In Folge dessen ging auch die Byk'sche Schöpfung, die erste jüdische Knabenschule in Rumänien, zu Grunde. Dieser Erlaß versetzte dem Gemeindewesen einen Schlag, von dem es sich bis jetzt noch nicht erholen konnte. Bei dem damals schwach entwickelten Gemeinsinne der hiesigen Judenschaft und bei dem so geringen Interesse für gemeinsame jüdische Angelegenheiten, konnte kein Gemeinwesen bestehen, besonders bei der geringen Achtung für die jüdische Literatur und ihre Träger, die Rabbiner. Wohl erhielt sich noch einige Zeit die Fleischtaxe in einigen Gemeinden Rumäniens, sie mußte aber endlich aufhören. Noch machte Herr A. Goldenthal den Versuch zur Gründung einer Schule, aber bei den schwachen unzulänglichen Subsistenzmitteln mußte auch diese eingehen. Auch die Spitäler, wo solche noch existiren, müssen theils von Legaten theils von Beiträgen dazu gebildeter Gesellschaften unterhalten werden.

Am bedauerlichsten sind die Gemeindeverhältnisse in Jassy, der ersten Judengemeinde des Landes. Selbst in den Zeiten ihrer schönsten Blüthe, hatte sie außer dem unzureichenden Spitale und der kurzlebigen Byk'schen Schule, kein nennenswerthes Institut, nicht einmal ein eigenes Bad. Ein moderner Tempel, wie in Bucarest, Galatz, Braila, Krajowa, fehlt ganz. Der selige edle Herr Jacob von Neuschotz richtete in seinem Hofraume ein kleines Gebäude für ein tempelartiges Bethaus ein, welches jetzt einzugehen droht. Derselbe gründete vor 26 Jahren aus eigenen Mitteln ein Waisenhaus für 18 Knaben, an dem ich seit 19 Jahren als Curator fungire, dessen fernerer Bestand aber zweifelhaft ist. Erst vor zwei Jahren bildete sich hier eine Gesellschaft von Handwerkern, die ein Versorgungshaus für zehn alte zur Arbeit unfähige Arbeiter gründete, wozu das Haus von der Nachlassenschaft einer Frau Schor hergegeben wurde.

Von den 200 hier existirenden Synagogen besteht ein großer Theil aus armseligen Hütten, und die sogenannte große Synagoge ist eine alte Ruine. Das Comite eines unter meinem Vorsitze seit drei Monaten bestehenden Cultusvereins brachte vor den letzten Osterfeiertagen eine kleine Reparatur derselben zuwege.

In den letzten zwei Decennien hat das jüdische Schulwesen einen gewissen Aufschwung genommen.

Vor 19 Jahren bildete sich hier eine Gesellschaft junger Leute aus dem Mittelstande zum Behufe der Gründung von Schulen, unter dem Titel „Jumine" (Jugend). Diese Schule erhielt sich unter meinem Directorate (ad honores) unter verschiedenen Wechselfällen bis jetzt. Die Vortragssprache ist die rumänische, in diese Sprache wird seit 6 Jahren auch die Bibel übersetzt, wofür die „Anglo Jewish Association" denselben einen jährlichen Beitrag von 20 Pfund liefert. Etwa um ein Jahr älter ist eine in der Vorstadt (rothe Brücke) bestehende Schule, worin mehr Nachdruck auf den hebräischen Unterricht gelegt wird. Sie bildet den Uebergang vom Cheder zur modernen Schule. Seit zwei Jahren steht auch diese unter meiner Leitung, als „Scola Jumini" No. II. Der oben erwähnte Cultusverein hat jetzt eine zeitgemäße Reorganisation der hiesigen Talmud-Thora-Schulen eingeführt. Ueberdies bestehen hier nebst den Chadarim auch viele Privatschulen unter staatlicher Aufsicht. Eine von Damen gegründete Mädchenschule besteht hier und wirkt unter einem Damencomite segensreich.

In Bucarest besteht eine Knabenschule, die eine Stiftung eines gewissen Jacob Löbel ist. Eine ähnliche Stiftung, die Schwarzmann'sche, besteht in Braila. In Bötoschan wird die Knabenschule von der „All. isr. univ." in Paris mit einer namhaften Summe jährlichen Beitrags unterstützt, (8000 Francs). In Piatra, Bacau und Moinesti werden die Schulen von Gesellschaften unterhalten. In Fokschan ist die Schule in Folge scandalöser Streitigkeiten unter den Anhängern zweier verschiedener Rabbiner geschlossen.

In Ploescht besteht eine jüdische Schule, die von sehr vielen christlichen Kindern besucht wird, unter denen manche sogar am hebräischen Unterricht theilnehmen. Die christlichen Eltern ziehen es vor, ihre Kinder in der jüdischen Schule für Bezahlung erziehen zu lassen.

Einen besonders wirksamen Impuls zur Gründung jüdischer Schulen gab das fatale neue Schulgesetz, wonach die fremden (resp. jüdischen) Schüler blos unter gewissen Bedingungen in die Schule aufgenommen werden, und zwar: 1. Wenn die gesetzlich vorgeschriebene Schülerzahl bei der Aufnahme der christlichen Kinder nicht erreicht wurde, d. h. wenn überhaupt noch Platz übrig bleibt, 2. auch dann darf die Zahl der jüdischen Schüler 20 % nicht überschreiten, 3. mit Bezahlung einer Fremdenschultaxe (30 Fcs. jährl.) Von Seiten des Dr. Stern in Bucarest erging ein Aufruf an die Judengemeinden Rumäniens zur Bildung einer Schulgesellschaft. Die Erfolge dieses Aufrufes sind uns nicht bekannt. Hingegen entstand auf Initiative des gelehrten Dr. H. Tiktin in Jassy eine Schulgesellschaft unter dem Namen „Cultura", welche in sehr kurzer Zeit eine genügend große Summe durch Beiträge zusammenbrachte, um zwei Musterschulen zu gründen, die im September l. J. eröffnet werden. Präsident, Herr Leon Daniel; Vice-Präsident, Dr. H. Tiktin und Dr. K. Lippe.

Auch das Jassyer Judenspital mit einem Belegraum von 120 Betten ward früher von der Fleischtaxe und einigen Legaten unterhalten. Gegenwärtig wird statt der Fleischtaxe, die zu vielen Streitigkeiten führte und wenig Einkommen für das Spital abwarf, das Fehlende durch Beiträge einer Spitalsgesellschaft ersetzt.

Die politischen Verhältnisse der Juden in Rumänien sind die möglich ist schlechtesten. Hier bietet sich das Schauspiel eines allem Völkerrechte widersprechenden Zustandes dar. Sämmtliche Juden des Landes werden vor dem Gesetze als Fremde betrachtet, und als solche, d. h. als außerhalb des Landesgesetzes stehende Menschen behandelt. Es wohnt mithin mitten in Europa eine Viertelmillion freier civilisirter Menschen, die keinem Staatsverbande angehören. Wie das vor dem europäischen Rechtsbewußtsein gerechtfertigt wird, darüber können blos die abnormen poli-

tischen Constellationen Aufschluß geben. Die Judenfrage in Rumänien ist versumpft, der hier wohnende jüdische Stamm ist ein verlorener Posten in dem Jahrhunderte alten Kampfe der Gesammtjudenheit um Erlangung ihrer Menschenrechte, und das nicht ganz ohne Verschulden der so zu sagen fahnenflüchtigen rumänischen Juden selbst. Zweimal winkte ihnen die Gleichberechtigung, — einmal hatten sie dieselbe gleichsam in Händen, — aber ihre niedrige sociale und politische Bilung und der Eigendünkel ihrer tonangebenden Kreise waren die Ursache, daß sie ihnen jedesmal entschlüpfte. Sie werden zu allen Lasten des Staates u. der Gemeinde herangezogen, ohne zum Genusse der geringsten Civil- oder politischen Rechte zugelassen zu werden. In der Armee darf der jüdische Soldat nicht einmal zur geringsten Charge befördert werden. Unter dem Titel der Gesetze für Fremde werden die Juden nach und nach von ihrem ökonomischen Nährboden verdrängt, und zum Bettelstab oder zur Auswanderung getrieben. Diese Calamität der Juden in Rumänien hat ihren Grund weniger im Bismarck'schen diplomatischen, noch im religiösen Antisemitismus Pobiedonoszews. Diesem bedauerlichen Zustande liegen vielmehr ökonomische Verhältnisse zu Grunde (— worauf sich freilich auch jene Entartungen des Menschengeistes als letzten Ausgangspunkt zurückführen lassen —). Die Concurrenz des überlegenen jüdischen Geistes und jüdischen Fleißes veranlaßt die Regierung und die gesetzgebenden Körper, den gefürchteten Gegner aus allen möglichen Gebieten des öffentlicheu und des Volkslebens, wenn auch nicht selten zum Schaden des Staatsinteresses, auf dem Wege der Gesetzgebung zu verdrängen. Anders im Privatleben. Selbst so mancher enragirte Antisemit vertraut seine Interessen mit Vorliebe dem Juden. Als man den Minister Lahovary zur Rede stellte, warum er, mit sich selbst im Widerspruche, im öffentlichen Leben die Juden ausschließe, hingegen sein Hab und Gut von Juden verwalten lasse, antwortete er: Ich hasse den Juden nicht, ich liebe ihn aber blos als meinen Diener, als meinesgleichen dulde ich ihn nicht. Möchte nur der Adel Oesterreichs und Deutschlands auch so aufrichtig sein!

Als nach dem Krimkriege der europäische Congreß in Paris tagte, wo Frankreich und England das große Wort führten, ersuchten die dazumal in Rumänien noch rechtlosen Armenier die Vorsteher der Jassyer Judenschaft, sie möchten zusammen Deputirte zum Congresse nach Paris senden, um die Gleichberechtigung beider Nationalitäten zu erwirken. Die Armenier rechneten auf den Beistand hochangesehener jüdischer Notabilitäten in Paris (Cremieux).

Allein der Vorstand der Gemeinde Jassy sah in der Emancipation eine Beeinträchtigung der jüdisch-religiösen Satzungen und verwarf den Antrag der Armenier. Diese schickten allein ihre Deputation zum Congreß und erhielten ihre Gleichberechtigung.

Auf dem Berliner Congreß gelang es durch Einfügung des Art. 45 die Gleichberechtigung vom religiösen Bekenntniß unabhängig zu erklären. Bereits hatten die Juden Rumäniens die Gleichberechtigung in Händen. Allein sie ließen sich von den schlauen Rumänen überrumpeln. Der Berliner Vertrag machte die Unabhängigkeit Rumäniens von der Durchführung jenes Artikels abhängig. Die Regierung und die gesetzgebenden Körper beeilten sich, in die neue Constitution einen Paragraph (7.) einzufügen, wonach jeder Fremde ohne Unterschied des religiösen Bekenntnisses die Naturalisation blos auf legislatorischem Wege durch die gesetzgebenden Kammmern erlangen könne. Die Minister beredeten jüdische Notabilitäten, auf Grundlage dieses Paragraphen für Fremde eine Petition an das Abgeordnetenhaus einzureichen. Umsonst warnte die „All. Isr." vor diesem Schritte, die rumänischen Juden sollen unter keiner Bedingung diesen Fremdenparagraphen auf sich beziehen, da sie der Regierung und der Nation, sowie Europa gegenüber in Rumänien nicht als Fremde, sondern als rumänische Bürger aufzutreten haben, auf die dieser Paragraph gar keinen Bezug hat. Bald war die Deputirtenkammer im Besitze zweier Schränke voll jüdischer Petitionen, die bis zum heutigen Tage daselbst vom Staube eingehüllt liegen. Als Dank für die Mühe der „Alliance" erschien eine von 14 naseweisen Chauvinisten, gezeichnete öffentliche Absage an dieselbe.

50 bis 60 Individuen (ohne ihre Kinder) wurden naturalisirt. Der österreichische Staatsminister Adrassy, der Freiheitskämpfer vom Jahre 1848, erklärte sich zufrieden und anerkannte die Unabhängigkeit Rumäniens und die rumänische Regierung ist nun in der Lage unter Hinweis auf die Unzahl von Petitionen der Juden zu beweisen, daß sich die Juden in Rumänien selber als Fremde bekennen, sie aber mit dem Berliner Vertrag die Verpflichtung übernommen habe einheimischen, nicht aber fremden Juden Gleichberechtigung zu verleihen. Der österreichischen Regierung folgten die anderen Tractatsmächte. Rumänien ist ein unabhängiges Königreich und verfährt mit seinen Juden mit mittelalterlicher Willkür. Dieser rechtlose Zustand der rumänischen Juden, weit entfernt, das Rechtsgefühl der europäischen Nationen zu verletzen, erweckte vielmehr den Trieb zur Nachahmung, es folgten die Judenkrawalle und Rechtsbeschränkungen und Austreibungen in Rußland, der Antisemitismus in Deutschland und in Oesterreich, der nicht blos ungehindert sein Wesen treibt, nicht blos von der Regierung ignorirt, und von der Kirche gut geheißen, sondern von der christlichen Liebe genährt und von den Behörden gefördert wird.

Mit der Vertreibung der Juden aus den Dörfern geht die Regierung langsam, aber consequent vor. Gegenwärtig ist die Reihe an dem District Bacau. Alle Petitionen mit Berufung auf Gesetz, Humanität, Civilisation und 19. Jahrhundert werden hier, sowie in jenen oben erwähnten Staaten überhört. Den europäischen Völkern sind im Jahrhundert der Maschinen die höheren menschlichen Ideale abhanden gekommen und jene Worte sind inhaltslose Phrasen geworden. Ein Glück für die rumänischen Juden, daß der rumänische orthodoxe Clerus ganz unähnlich dem katholischen Priesterthume in Oesterreich tolerant ist.

Vom Gebiete des Handwerkes und der Industrie können die Juden nicht so leicht verdrängt werden. Blos die Ausländer machen ihnen wirksame Concurreuz. Die hiesigen Gewerbe- und Handwerkerschulen, zu welchen Juden nicht zugelassen werden, entsprechen ihrem Zwecke sehr wenig.

Der Versuch, die Juden von der Pacht der Ruralgüter gesetzlich auszuschließen, scheiterte an dem Widerstande der Gutsbesitzer selbst, deren Güter dadurch nur entwerthet würden.

Ich kann nicht umhin, des exclusiven Verhaltens einer gewissen tonangebenden Partei der rumänischen Juden gegenüber ihren Stammesgenossen in anderen Ländern zu erwähnen. Ob die Exclusivität, eine originell rumänisch-jüdische Erscheinung war, oder ob die hiesigen Chauvinisten solche dem deutschen Judenthum (resp. jüdischen Deutschthume) abgelernt haben, kann ich nicht angeben. Bekanntlich haben sich die deutschen Juden etwa 100 Jahre lang dem Gesammtjudenthume gegenüber ganz fremd verhalten. Berlin schaute gleichgiltig zu als schon die „All. isr. univ." in Paris eine ungeahnte Ausdehnung und eine überaus segensreiche Wirksamkeit unter den Glaubensgenossen in den entlegensten Ländern der Erdkugel entwickelt hatte. Auf dem Schauplatze allgemein jüdischer Interessen erschienen die Berliner Juden zuerst auf dem Congresse von 1878. Dahin führte die Berliner Delegirten weniger ihr jüdisches Bewußtsein als ein politischer Schachzug Bismarck's. Eifersüchtig auf den französischen Einfluß im Orient, der durch die daselbst gegründeten („quasi" französischen) Schulen der „Alliance" gefördert wurde, suchte Bismarck durch diesen Congreß den Mittelpunkt der „Alliance" von Paris nach Berlin zu verlegen. Cremieux erkannte die Intrigue und rief aus: Ich glaubte es mit deutsch n Juden zu thun zu haben und sieh' da, das sind gar verkappte Preußen.

Erst der Antisemitismus, eben dieses Bismarck ließ die deutschen Juden ihr jüdisches Herz wieder finden und erweckte in demselben die echt jüdische Sympathie für ihre unglücklichen Stammesgenossen in Rußland.

Eine ähnliche Erscheinung trat unter den Juden Rumäniens auf. Ihr übergroßes rumänisches Nationalgefühl — wofür ihnen die rumänische Nation gar nicht dankbar ist — verleitete so manchen seinen Haß gegen den fremden Juden, besonders den polnischen, in einer Weise kund zu geben, der dem Antisemitismus sehr ähnlich sah. Ich selbst war oft Gegenstand von Vexationen solcher jüdischer Rumänen.

Nach dem Muster der „All. isr. univ.", aber unabhängig von ihr, bildete sich in Jassy in den 60er Jahren eine „Uniune israelita", die aber von nicht langer Dauer war und endlich sich als einen Zweig der „All. isr. univ." constituirte, aber bald aufhörte.

Der amerikanische Consul Peixotto gründete hier den symbolischen Zionsbund nach Art der Bene-Berith in Amerika, an dem ich theilgenommen habe. Auch der ging ein, ohne nennenswerthe Spuren von sich zurückzulassen. Jetzt besteht hier der Bene-Bexith-Verein als Zweig des amerikanischen, aber auf sehr schwacher Grundlage, die Loge Jassy ist längst aufgelöst.

Auch eine Carricatur von Assimilationsgesellschaft haben einige junge Leute, besonders Hochschüler, einmal gebildet. Was ihre Journale an Schimpf über Juden, Judenthum, jüdische Sitten und Gebräuche geleistet haben, übersteigt alle Phantasie. Die Einfältigen glaubten dadurch ihren Stamm bei den Christen beliebt zu machen, d. h. sich selbst verachten. Zugleich ging keine anständige, etwas hervorragende jüdische Persönlichkeit leer aus. Auf mich hatten sie es abgesehen. Ich wurde in Wort und Schrift öffentlich beleidigt, sogar zum Duell gefordert. Daß ich ihnen in einem von mir protegirten Journale gebührender Weise heimleuchtete, und sie und ihre Schmutzfeder verstummen machte, versteht sich von selbst. Die Assimilationssucht wurde bald zu Schanden, und der Plan scheiterte an den Widerwillen derer, welchen sie sich anbiederten.

Ein kurzer Ueberblick

Ueber die Fortschritte der Juden in England, während der letzten Hälfte des jetzigen Jahrhunderts.

Von Rev. Dr. Chotzner in Belfast, [Irland.]

Das vor einigen Jahren allenthalben im britischen Reiche gefeierte fünfzigjährige Jubiläum des Regierungsantritts Königin Victoria's, hat mehrere darauf bezügliche literarische Schöpfungen in's Dasein gerufen. Mehrere englische Literaten und Historiker, Bibliographen und Kunstkritiker, Geistliche und Laien, haben diese Gelegenheit benutzt, um auf die großartigen Fortschritte hinzuweisen, die auf jedem Gebiete menschlicher Thätigkeit, menschlichen Denkens und Empfindens während jener denkwürdigen fünfzigjährigen Regierung durch die Energie und den Unternehmungsgeist der britischen Nation in allen Theilen Englands gemacht worden sind. Von keiner Seite jedoch scheint ein ernstlicher Versuch gemacht worden zu sein, nachzuweisen und klar zu stellen, ob und in welchem Maße die jüdischen Unterthanen der britischen Krone zu diesem erfreulichen Resultate während der fraglichen Zeitperiode beigetragen haben. Und doch dürfte eine solche Untersuchung manche interessante Facta zum Vorschein bringen, die erwähnens- und wissenswerth sind. Denn, wenn bei irgend einer Nation oder Religionsgenossenschaft der bekannte lateinische Spruch: Tempora mutantur et nos mutamur in illis jemals eine passende Anwendung gefunden, so ist dies sicherlich bei den Juden in England der Fall gewesen. Auch sie sind, wie die meisten andern Bewohner Englands, mit dem modernen Zeitgeiste fortgeschritten, und haben nebstdem in Gemeinschaft mit ihnen einen proportionirten Theil zum Aufblühen der allgemeinen Cultur des Landes beigetragen. Um dies ausführlich nachzuweisen, hätten wir über einen größeren Raum zu verfügen haben müssen, als die Herausgeber dieser „Festschrift" jedem Mitarbeiter zur Disposition stellen konnten, und wir werden daher in vorliegender Arbeit nur solche Punkte in kurzen Umrissen zu berühren haben, die sich speziell auf das innere culturelle Leben der jüdischen Gemeinden in England beziehen. Doch soll dabei ihr bescheidener Antheil an der Entwickelung und Entfaltung der allgemeinen Cultur des Landes, welche während der letzten vierzig oder fünfzig Jahre daselbst stattgefunden, nicht ganz ignorirt und unerwähnt bleiben.

Wenn wir, wie gebührlich, in erster Reihe auf die jüdische Wissenschaft und Literatur in England unsere Aufmerksamkeit richten, und ihren jetzigen Zustand mit jenem vergleichen, worin sie sich vor etwa einem halben Jahrhundert befunden, so tritt uns sofort ein scharf markirter Contrast entgegen, und zwar ist in dieser Beziehung die Gegenwart der Vergangenheit bei weitem vorzuziehen. Damals waren der sogenannte „Siddur", das „Machsor", und der „Luach" die Hauptrepräsentanten der jüdischen Wissenschaft und Literatur in den meisten jüdischen Familien in England, während die ganze Talmud Litera-

tur, die nachbiblische Geschichte der Juden, und überhaupt Alles was mit dem Judenthum im weiteren Sinne des Wortes zusammenhängt, ihnen ganz unbekannte Größen waren. Freilich gab es zu jener Zeit einzelne jüdische Gelehrte hie und da in England, die in den besagten Fächern ziemlich heimisch waren, aber sie standen nur vereinzelt da, und können daher nicht als maßgebend in Betracht gezogen werden. Ein erfreulicher Umschwung zum Bessern trat jedoch hier zu Lande ein, als ungefähr um das Ende der ersten Hälfte des jetzigen Jahrhunderts verschiedene jüdische Gelehrte vom Continente sich in England, und namentlich in London, niederließen und daselbst eine neue Heimat für sich gründeten. In erster Reihe darf man wohl mit Recht den seligen Chief Rabbi, Dr. N. M. Adler, nennen, der im Laufe seiner langen Verwaltung das Oberrabbinats in England durch verschiedene literarische und wissenschaftliche Arbeiten auf jüdischem Gebiete, und vorzugsweise durch sein opus magnum über den Targum das Interesse der jüdischen Wissenschaft und Literatur daselbst in anerkennungswürdiger Weise förderte. Dr. Adler war auch einer der ersten Gründer des Londoner Jews' College, einer Anstalt zur Heranbildung von jüdischen Predigern und Lehrern, die nach und nach eine wichtige Pflanzstätte für die Cultivirung des rabbinischen Schriftthums und der jüdischen Wissenschaft und Literatur in England wurde. Diese geachtete Stellung verdankt das Jews' College hauptsächlich der Energie des genialen und langjährigen Leiters desselben, Dr. Friedländer, der durch seine englische Uebersetzung der Bibel und des „Moreh Nebuchim", und durch seine sonstigen interessanten literarischen Arbeiten in jüdischen und christlichen Gelehrtenkreisen sich einen ruhmvollen Namen erworben hat. Ihm und dem jetzigen gelehrten Chief Rabbi, Dr. Herman Adler, kann man gleichfalls das Verdienst zuschreiben, daß sie eine Institution in Verbindung mit dem genannten College in's Leben gerufen haben, die der Pflege der jüdischen Wissenschaft und Literatur in England bedeutenden Vorschub leistet. Seit einer Reihe von Jahren werden nämlich alljährlich während der Wintermonate in den Räumen des Jews' College literarische Vorträge über jüdische Themata verschiedenen Inhalts von jüdischen und nichtjüdischen Gelehrten gehalten, die ein allgemeines Interesse für jüdisch-wissenschaftliche Gegenstände erregen und aufrecht erhalten.

Während der langen Amtsthätigkeit des seligen Chief Rabbi Dr. N. M. Adler, lebten in England und wirkten auf jüdischem Gebiete folgende Männer von Ruf: Zedner, Breslau, Dr. Raphael (in Birmingham), Prof. Theodores (in Manchester), Emanuel Deutsch, Dr. Löwe (in Ramsgate), Dr. Kalisch, Dr. Behnis, Leopold Dukes, und Dr. Neubauer in Oxford. Letzterer ist der Einzige unter den Genannten, der glücklicherweise noch unter den Lebenden wandelt, und da er rüstig fortfährt, literarisch thätig zu sein, so möge seinem spätern Biographen die angenehme Pflicht überlassen werden, über dessen Verdienste um die jüdische Wissenschaft und Literatur ausführlich zu berichten. Unter den Ersteren verdient der selige Emauel Deutsch eine besonders ehrenhafte Erwähnung, da er der erste jüdische Gelehrte in England war, der das Wesen und die literarische und wissenschaftliche Bedeutung des Talmud, jenes Riesenwerkes des jüdischen Geistes der grauen Vorzeit, erklärte und beleuchtete. Durch seinen weit bekannten, vor etwa dreißig Jahren in der Londoner "Quarterly Review" zuerst erschienenen Artikel über das besagte Thema, der nebstbei bemerkt, in einem höchst anziehenden klassischen englischen Style abgefaßt war und seiner Zeit in den gebildeten jüdischen und christlichen Kreisen viel Aufsehen machte, hat er den Forschern des Alterthums ein interessantes Gebiet zum weitern Studium eröffnet, das ihnen bis dahin ein fast „unbekanntes Land" gewesen war. Ebenso haben Zedner und Dr. Kalisch durch ihre literarischen Arbeiten der jüdischen Wissenschaft und Literatur in England wichtige Dienste geleistet. Jener veröffentlichte während seiner Amtsthätigkeit am britischen Museum einen gelehrten Katalog der daselbst sich befindenden hebräischen Druckwerke, und dieser lieferte eine gelungene englische Uebersetzung zu verschiedenen Theilen der Bibel, nebst einem gelehrten Commentar, welche Werke von vielen Gelehrten verschiedener Confessionen häufig citirt und mit Vortheil benutzt werden. Breslau hat seinerseits das Studium der hebräischen Grammatik in England durch seine Arbeiten über den fraglichen Gegenstand vielfach erleichtert und Dukes bereicherte wiederum das rabbinische Schriftthum mit neuem Material, indem er verschiedene darauf bezügliche Manuscripte in Oxford entdeckte und edierte. In etwas geringerem Maße waren hier zu Lande literarisch thätig die sprachgewandten Dr. Löwe, Prof. Theodores und Dr. Raphael, welch Letzterer eine Zeit lang ein jüd.-liter. Blatt unter dem Titel "The Hebrew keview" redigirte.

Alle die obengenannten Männer haben durch ihre Arbeiten auf den verschiedenen Gebieten der jüdischen Wissenschaft und Literatur das Ansehen der letztern unter Juden und Christen in größerem oder geringerem Maße gehoben und gesichert, doch scheint nach dieser Richtung hin Dr. Behnish am meisten gewirkt zu haben, der die Redaktion des Londoner "Jewish Chronicle," welche er von Jacob Franklin übernommen hatte, beinahe vierzig Jahre lang mit Geschick und Umsicht leitete. Unter seiner Leitung wurde das genannte Blatt ein wichtiges Organ für die Förderung der geistigen Interessen der verschiedenen jüdischen Gemeinden in England und bildete gleichsam ein Forum, wo die von Zeit zu Zeit auf religiösem, literarischem und sozialem Gebiete auftauchenden Tagesfragen offen und unparteiisch diskutirt wurden. Dr. Benish war zugleich auch Verfasser von verschiedenen anderen literarischen Arbeiten auf jüdischem Gebiete, und verdient namentlich darunter seine in englischer Sprache abgefaßte nachbiblische Geschichte der Juden besonders hervorgehoben zu werden. War nun einmal die Bahn nach der bezeichneten Richtung hin geöffnet, so konnte es nicht fehlen, daß nach und nach jüngere Kräfte in die Fußtapfen der älteren jüdischen Gelehrten in England traten und das von jenen begonnene Werk weiter fortsetzten. Dies geschah namentlich durch den im Jahre 1870 in London gegründeten literarischen Verein unter dem Namen "Society of Hebrew Literature," und in neuester Zeit durch das Erscheinen der "Jewish Quarterly Review," unter der Redaktion der Messrs. Israel Abrahams und C. G. Montefiore, die einige der bedeutendsten jüdischen und christlichen Gelehrten der Gegenwart zu ihren Mitarbeitern zählt und auf dem Gebiete der gesammten jüdischen Wissenschaft und Literatur Ersprießliches leistet. Mr. Israel Abrahams ist auch einer der Hauptgründer des jüdisch-historischen Vereins, und des sogenannten „Maccabäer-Clubs", welche beide Vereine vor Kurzem in London in's Leben gerufen wurden, und von deren Existenz man sich verschiedene literarische und soziale Vortheile verspricht. Ebenso verdienen die von Mr. Montefiore vor einiger Zeit in Oxford und in London abgehaltenen sogenannten "Hibbert Lectures" hier mit Nachdruck erwähnt zu werden. Sie behandeln nämlich ein Thema — die moderne Bibelkritik —, das bisher noch von keinem jüdischen Gelehrten in England so ausführlich besprochen worden ist und haben außerdem bei ihrem Erscheinen viel Aufsehen bei Juden und Christen erregt. Schließlich sei noch erwähnt, daß augenblicklich in London und in mehreren Provinzialstädten jüdisch-literarische Vereine existiren, die das Studium der jüdischen Wissenschaft und Literatur pflegen, und von denen man recht günstige Resultate erwartet.

Auf dem Gebiete der modernen englischen Literatur, der allgemeinen modernen Wissenschaften und in den schönen Künsten haben ebenfalls verschiedene Personen jüdischer Abstammung während der letzten Hälfte des jetzigen Jahrhunderts manches Schöne und Nennenswerthe produzirt. Die "Times", der "Daily Telegraph" und andere ähnliche Tageslätter zählten und zählen oft jüdische Journalisten zu ihren Mitarbeitern, unter denen Israel Davis, der Sub-Editor der "Times," eine besonders hervorragende Stellung einnimmt. In moderner englischer Poesie hat sich Grace Aguilar einen ruhmvollen Namen erworben und als englische Novellistin hätte sich Amy Levy sicherlich besonders hervorgethan, wäre sie nicht allzu früh vom Tode hinweggerafft worden. Verschiedene englische Monats- und Vierteljahrsschriften ersten Ranges enthielten von Zeit zu Zeit beachtenswerthe literarische Beiträge von Lady Magnus, Baron Ferdinand v. Rothschild, Dr. Herman Adler, Dr. Gaster, Dr. Behrend, Mr. Schechter, dem Schreiber dieser Zeilen und Mr. Zangwill, dem bekannten Autor der "Children of the Ghetto" und anderer literarischer Erzeugnisse. Ebenso verdienen rühmlichst hervorgehoben zu werden: Prof. Sylvester, Prof. Meldola, Joseph Jacobs, Israel Gollancz und J. Spielman, die sich in den mannigfachen Abzweigungen der modernen englischen Wissenschaft und Literatur durch ihre verschiedenartige literarische und wissenschaftliche Leistungen eine ehrenvolle Position errungen haben. Pinero ist als ein höchst talentvoller Dramatist allgemein bekannt, und Sir Augustus Harris, Miß Neilsson und der jüngst verstorbene David James, haben sich auf theatralischem Gebiete Lorbeeren erworben.

In der musikalischen Welt hat sich Cowen als Componist besonders hervorgethan, und in der Malerei haben Ersprießliches geleistet: Hart, Abraham Solomons, Sol. J. Solomons, und der Portraitmaler B. S. Marks. Als Patrone der schönen Künste in England sind zu nennen: Die Rothschild's, Sir Julian Goldsmid, die Raphaels, Sir Samuel Montagu und Andere von geringerem Rufe. Diese sowohl, als auch der selige Sir Moses Montefiore, Sir Francis Goldsmid, und F. D. Mocatta, können auch als hervorragende Philantropen angeführt werden, obschon des Raummangels wegen der Einfluß nicht in Betracht gezogen werden kann, den sie und andere jüdische Magnaten in England auf das Aufblühen und die Entfaltung des englischen Handels ausgeübt haben. Schließlich sei noch erwähnt, daß in sozialer Beziehung die Juden in England während der letzten vierzig oder fünfzig Jahre bedeutende Fortschritte gemacht haben. Seit 1858 sitzen Juden im Unterhause des englischen Parlaments, und Lord Rothschild ist seit 1885 Mitglied des Oberhauses im selben Parlamente. Baron de Worms war Cabinet-Minister im letzten conservativen Gouvernement; Sir George Jessel bekleidete den bedeutenden Posten eines "Master of the Rolls," und Sir Henry Isaac, verwaltete das wichtige Ehrenamt eines Lord Mayor von London. Mit solchen und ähnlichen Aemtern und Würden ist eine hohe soziale Stellung selbstverständlich eng verbunden, und man hörte daher die Nachricht mit weniger Staunen, als es vor einem halben Jahrhundert der Fall gewesen wäre, daß nämlich im Jahre 1890 die Königin von England den Baron Ferdinand de Rothschild mit ihrem Besuche auf seinem Landsitze Waddesdon beehrt hat.

Auf religiösem Gebiete sind ebenfalls während der besagten Zeitepoche innerhalb der jüdischen Gemeinden in England verschiedene Fortschritte gemacht worden, die einen erfreulichen Contrast zwischen einst und jetzt bilden. Vor ungefähr einem halben Jahrhundert wurde fast in allen Synagogen in England der jüdische Gottesdienst nach streng polnischem Ritus abgehalten, der bekanntlich mit Auswüchsen behaftet ist, die dem modernen Zeitgeist widerstreben. So wurden z. B. damals die „Mitzwos" noch in der Synagoge während des Gottesdienstes öffentlich versteigert; ebenso circulirte die Tabaksdose daselbst lustig umher und der „Haman-Klopfer" spielte eine wichtige Rolle im Gottesdienste am Purimfeste. Solche und ähnliche Unarten im Gotteshause existirten zu jener Zeit noch ungerügt fort, da namentlich das lebendige Wort des modernen Predigers noch verstummt war, welches solche Mißbräuche hätte nach Gebühr geißeln können. Doch traten während der Verwaltung des Oberrabbinats in England durch den seligen Dr. N. M. Adler nach und nach verschiedene Aenderungen zum Bessern im Gottesdienste ein, wozu auch die Formation der sogenannten "United Synagogue" in London nicht wenig beigetragen haben dürfte. Einen gemäßigten reformatorischen Einfluß scheint auch die Eröffnung einiger Reform-Synagogen in England auf die Gesammtgemeinden daselbst ausgeübt zu haben, und daher kommt es auch, daß in den meisten Synagogen in London, und in den Provinzialstädten in neuester Zeit die Predigt und der Choralgesang wichtige Bestandtheile des Gottesdienstes bilden. Augenblicklich fungiren in London und in den Provinzen mehrere jüdische Geistliche, die Männer von Bildung und Ansehen sind, worunter namentlich Dr. Adler, Dr. Gaster, Prof. Marks und Mr. Singer, besonders hervorzuheben sind. Andere bekannte jüdische Geistliche von Ruf, die in England während der in Rede stehenden Zeitperiode gelebt und gewirkt haben, sind: Rev. W. Isaacs, der zuerst in Manchester in englischer Sprache predigte, Dr. Gottheil (jetzt in New-York), und Dr. Artom, weiland Chief-Rabbi der portugiesischen Gemeinden in England. Erwähnenswerth ist noch der vor Kurzem in's Leben gerufene und unter dem Patronate des Chief-Rabbi stehende Verein unter dem Namen "Jewish Ministers'

Union," von dessen künftiger Thätigkeit nach verschiedenen Richtungen hin man sich in den eingeweihten Kreisen viel Nützliches verspricht.

In früheren Jahren pflegte man auf dem Continente scherzweise auf England den bekannten Spruch anzuwenden: לא מעבר לים חיא „Sie (die Lehre und die jüdische Wissenschaft) ist nicht jenseits des Meeres zu finden." Doch geht aus dem Bishergesagten hervor, daß diese scherzhafte Bemerkung ihre einstige scharfe Pointe eingebüßt hat. Das moderne englische Judenthum hat zwar noch nicht den höchsten Punkt der Vollkommenheit erreicht, aber es ist kaum zu verkennen, daß es demselben rüstig, freudig und hoffnungsvoll langsam entgegenschreitet.

Jerusalem und das heilige Land in den letzten zwanzig Jahren.

Von W. Herzberg.

Das Jahr 1840 mit seinem Blutproceß in Damascus gab die Veranlassung, daß occidentalisches und orientalisches Judenthum einander näher traten. Als damals Cremieux, Albert Cohn und Sir Moses Montefiore nach dem Orient reisten, um durch Rettung ihrer von einem jesuitischen Complot bedrohten Brüder zugleich für die Ehre des Gesammt-Judenthums einzutreten, lernten sie zu gleicher Zeit mit Erstaunen und Betrübniß die geistige Stagnation und materielle Versunkenheit kennen, in der die Juden arabischer und spanischer Zunge dahin vegetirten. Seitdem unternahmen diese edlen Männer, jeder nach seiner Weise, Humanität und moderne Ideen nach dem Orient zu übertragen. Sir Moses, der sich der Vermittelung der Rabbiner bediente, hat nichts dauerndes geschaffen, es sei denn die mit Unrecht seinen Namen tragenden, von dem Gelde des edlen Amerikaners Judah Turo errichteten Armenhäuser bei Jerusalem. Albert Cohn gründete das noch heute bestehende Meyer Rothschild Hospital in der heil. Stadt. Cremieux wurde der erste Präsident der, hauptsächlich durch die Energie von Charles Netter in's Leben gerufenen Alliance Israelite Universelle. Dieser mit französischem Organisationstalent gebildete und energisch geleitete Verein hat an allen Hauptplätzen der europäischen und asiatischen Türkei, sowie an der nordafrikanischen Küste französische Schulen gestiftet, welche unter den arabischen und spanischen Juden culturverbreitend wirkten. Im heiligen Lande besitzt er drei Schulen, in Haifa, Jaffa und die technische Lehranstalt in Jerusalem. Dazu kommt Mikweh Israel, wovon ich weiter unten ausführlicher sprechen werde.

Diese Schulen wurden von den europäischen, deutsch sprechenden Einwanderern schon der Sprache halber wenig benutzt, und doch kam es gerade darauf an diese unwillkürlich von modernen Ideen berührten Russen für die Sache des Fortschritts zu gewinnen, damit sie durch ihr Beispiel ihre geistig trägen und umnachteten orientalischen Brüder mit sich fortrissen.—

Als ich im October 1877 nach Jaffa kam, legten wir auf der Rhede bei, wie es noch heute geschieht; denn die Stadt hat keinen Hafen. In der Nähe des Ufers schließen mit Tang bewachsene Klippen, der Versteck häufiger Haifische, halbkreisförmig einen Ankerplatz für kleine Küstenfahrer ein. Von unserer Barke mußte ich und meine Familie auf dem Rücken halbnackter Araber an's Land getragen werden.

Jaffa war damals ein kleines, unsauberes arabisches Städtchen von 6000 Einwohnern, darunter etwa 200 Juden, fast alle arabischer oder spanischer Zunge [Sphardim] die mit Ausnahme von zwei oder drei begüterten Familien vom Kramhandel und Handwerk lebten, der Großhandel lag in den Händen von Griechen und syrischen Christen. Von europäischen Juden Aschkenasim gab es nur drei Familien, unter denen der kürzlich verstorbene Chaim Schmerling als ein ehrenwerther Charakter hervorragte.

Mein Bestimmungsort war das von Charles Netter im Jahre 1870 gegründete Mikweh Israel, die Ackerbauschule der Alliance Israelite, deren Leitung ich übernommen hatte.

Ich blieb nicht ganz zwei Jahre in Mikweh. Ich hatte die Anstalt mit vierundzwanzig Schülern übernommen, und ich verließ sie mit fünfundsechzig — früher waren es nur Zöglinge sephardischer Abstammung gewesen, jetzt waren die meisten Europäer, deutschsprechende Russen. Denn die Hauptschwierigkeit für die Anstalt war stets gewesen Zöglinge zu erhalten, obgleich diesen völlig freie Station gewährt wurde. Aber auch der ärmste Vater hatte es vorgezogen, sein Kind im Elend jedoch mit religiöser Erziehung aufwachsen zu lassen. Unter meiner Direction hatten sich die religiösen Verhältnisse auf der Anstalt geändert, jüdisches Leben, jüdische Sitten herrschten auf der Colonie, denn ich war nicht der Ansicht, daß man tausendjährige Sitten und Bedürfnisse mit einem Schlage beseitigen dürfe — aber was uns die Sympathie des Volkes gewann, erregte den Widerwillen des Herrn Netter, der fern in Paris weilend, falschen Intriguanten in meiner Nähe Gehör schenkte. Ich mußte meine Stellung in Mikweh Israel aufgeben und ging nach Jerusalem, um mir einen neuen Wirkungskreis zu schaffen.

Damals lebten in der heiligen Stadt etwa vier- bis fünftausend Juden, zur Hälfte Sephardim und zur Hälfte deutschredende Russen, Polen und Ungarn [Aschkenasim]. Sie betrieben Kleinhandel und Handwerk, und bezogen Almosenspenden vom Ausland. Diese Spenden, Haluka genannt, gingen bei den Sephardim an die Rabbiner, damit sie dem Gesetzesstudium obliegen könnten, bei den Aschkenasim gingen sie an die zum Austreiben des Geldes bestimmten Obmänner, Memunim genannt; die Fonds wurden so verwaltet, daß die regelmäßigen Spenden [große Haluka] nach Landsmannschaften, die außergewöhnlichen Gaben [kleine Haluka] nach der Seelenzahl vertheilt wurden. Das Volk, arm, ohne andere Bildung als die des Mittelalters, denn es existirten keine anderen Schulen als altmodische Talmud-Thoras, wurde durch dieses System zur Spekulation auf den mageren Bettlergewinn erzogen. Auf diese Demoralisation rechnend, hatte die englische protestantische Mission Jerusalem zu ihrem Hauptquartier erkoren. Sie unterhielt ein rituell eingerichtetes Hospital, in das nur Juden Aufnahme fanden, ein Pilgerhaus, Werkstätten, Pensionate, Schulen, alles nur für Juden, mit einem jährlichen Aufwande von £10,000. Dieser große Apparat arbeitete fast ganz vergeblich. Man ließ sich, von der Noth getrieben, wohl von den Missionaren heilen, man arbeitete in ihren Werkstätten, aber nur seltene Spitzbuben und verkommene Subjecte ließen sich herbei, sich für Geld und gute Worte das Brandmal der Schande auf die Stirn drücken zu lassen. Selbst die Schulen waren für das heilige Land ohne Einfluß, da sie fast ausnahmslos von dem Auswurf Egyptens bevölkert wurden. Aber wer waren die Ausnahmen? Dies war der wunde Punkt. Die Waisenkinder, welche Verwandte in der heil. Stadt hatten, wurden stets versorgt; aber diejenigen, deren Eltern, frisch zugezogen verstorben waren, fanden nirgends Hülfe noch Unterstützung. Sie irrten als Bettler in den Gassen umher, bis sie, vom Hunger getrieben, in der Höhle der Mission Zuflucht suchten.

Als Herr M. Gottschalk Lewy aus Berlin, in Begleitung von Professor Grätz im Jahre 1870 das heil. Land besuchte, war diesen hochherzigen Männern der jammervolle Zustand der verlassenen Kinder Jerusalems schmerzlich aufgefallen. Nach Hause zurückgekehrt, gründeten sie den Verein zur Erziehung jüdischer Waisen in Palästina, dessen Sitz jetzt in Frankfurt am Main ist, [Vorsteher Rabbiner Dr. Horovitz] der edle Grätz hielt in allen größeren Städten Deutschlands Vorträge, um Spenden zu veranlassen, und man fing damit an, vier Waisen auf Mikweh Israel zu unterhalten. Als ich nach Jerusalem kam, machte ich Herrn Lewy den Vorschlag, eine selbstständige, wenn auch kleine Anstalt nebst Schule in der heil. Stadt zu gründen. Der Verein ging darauf ein, und ich erhielt den Auftrag, vier Waisen in einer Privat-Wohnung in Pension zu nehmen und für ihren Unterricht auch in den Elementen moderner Wissenschaft Sorge zu tragen.

In jeder andern Stadt wäre eine solche Einrichtnng mit Freuden begrüßt worden, in Jerusalem herrschte Trauer und Entsetzen. Die kleine aber allmächtige Partei der Fanatiker erinnerte sich, daß vor fünfzig Jahren ein Rabbiner, namens Kuttner, den Bann gegen das Erlernen fremder Sprachen in Schulen verkündet hatte, und sie war fest entschlossen, dieses Verbot selbst mit Gewalt aufrecht zu erhalten. Schaaren von Talmudjüngern zogen Schofar-blasend durch die Stadt, man schickte Deputationen an mich, um mich vor meinem gottlosen Unternehmen zu warnen. Des Morgens fand ich Anschläge an den Mauern meines Gartens, die mich im Beharrungsfalle mit dem Tode bedrohten.

Und warum all der Lärm? Weil die Heiligen fürchteten, daß ein Theil der Spenden, die ihnen bisher zu Theil geworden waren, künftig dem Waisenhause zufallen würde. Ich ließ mich nicht irre machen. Ich setzte mich mit den Oberrabbiner der sephardischen Gemeinden in Verbindung und ließ mir von ihm vier bedürftige Waisen zuweisen. Die beiden russischen Waisen, die mir ein armer Wasserträger zuführte, der zugleich mit alten Büchern handelte, hatte ich ihm wieder herausgegeben, da der Pöbel ihn mißhandelte und zugleich seinen kleinen Bücherkram zerstörte. Aehnliche Versuche führten Jahre lang zu keinem anderen Resultat. Ich mußte mich auf arabische Kinder beschränken, die moderne Sprachen schwer erlernten, so daß die Schule einen elementaren Charakter behielt. Aber die Ausdauer hat schließlich doch gesiegt. Nachdem ein unbekannter Wohlthäter dem Verein 40,000 Mark zum Ankauf eines eigenen Hauses geschenkt hatte, wurde ein eigenes Gebäude erworben, aufgeklärte Russen, die sich ansiedelten, brachten gesunde Elemente in's Land, die sich nicht als Spielball habsüchtiger Fanatiker gebrauchen ließen. Heute zählt die Anstalt sechsundzwanzig Waisen und die damit verbundene Freischule, in der außer Hebräisch, Arabisch, Deutsch, Englisch und Französisch gelehrt wird, über hundert Tagesschüler. Die Aermeren erhalten außer Kleidung und Schuhen das tägliche Mittagsmahl. Die Kosten werden durch die Beiträge der Mitglieder mindestens 6 Mark p. a. und durch Spenden aufgebracht. Ich habe zu diesem Zweck häufige Reisen gemacht—mehrere edle Personen unternahmen es, einzelne Waisen auf ihre Kosten erziehen zu lassen — diese sind: Ein Herr in New-York, die Gebrüder von Gutmann, und Baron Königswarter in Wien, ein Herr und eine Dame in Frankfurt. Schatzmeister ist Herr Henry Seligman, in Frankfurt am Main. Die Zöglinge erlernen alle ein Handwerk; eine ganze Anzahl von ihnen sind bereits in verschiedenen Städten des Orients wohlbestellte Meister.

Die Anregung zur Bildung und vor Allem zur Arbeitslust und Liebe, die von unseren Anstalten ausging, fand einen mächtigen Verbündeten in der russischen Einwanderung. Es bildeten sich zahlreiche Baugesellschaften, welche außerhalb der Thore ein neues, großartiges Jerusalem erstehen ließen.

Jerusalem, das bei meiner Ankunft kaum 20,000 Einwohner zählte, hat jetzt die doppelte Anzahl, davon zwei Drittel Juden. Handel und Gewerbe liegen freilich immer noch darnieder, denn die Grundkraft des Volkes, der Bauernstand, wird von einer bornirten und nachsichtslos gierigen Regierung so rücksichtslos ausgesogen, daß er nicht das Bedürfniß, geschweige die Kraft zu kaufen besitzt. Dagegen fangen die jüdischen Colonien, deren zehn allein um Jaffa herum liegen, an, sich kräftig zu entwickeln. Noch zehn liegen in der Nähe von Safed, Tiberias und Haifa. Ihre Gründung und ihr Unterhalt hat freilich dem edlen Baron Edmond von Rothschild enorme Opfer gekostet, aber ihre Zukunft ist unberechenbar. Sie besitzen alle wohlgepflegte Gärten und Felder, Weinberge, Oel- und Mandelbäume, die steinernen Häuschen machen mit ihren rothen Ziegeldächern einen sehr freundlichen Eindruck. Die türkische Regierung steht diesem Beginnen nicht freundlich gegenüber, weil sie das Aufkommen einer „Jüdischen Frage" fürchtet. Und doch würde sich der Anbau dieses fruchtbaren, leider seit Jahrhunderten vernachlässigten Bodens für ihre Schatzkammer auf's Angenehmste fühlbar machen, denn der Fiskus nimmt vom Ertrage des Feldes den zehnten Theil. Und der allergrößte Theil des Landes liegt wüst und öde. Ich bin auf einer zehntägigen Reise durch das heilige Land oft viele Stunden lang geritten, ohne einen Menschen zu treffen. Reich ist es nur an Trümmern und Gräbern, welche die fromme Einfalt mit heiligen Namen belegt. Auch Jaffa ist zu einer ziemlich bedeutenden Handelsstadt von circa 20,000 Einwohnern herangewachsen, darunter circa 2000 Juden, welche unter Einwirkung der Bnai Berith Loge die erste Gemeinde im heil. Lande gegründet haben. Ueberall sonst regieren die Rabbiner. Die Mutter-Loge ist in Jerusalem, von wo außer in Jaffa, in Beyrut und Safed Logen gestiftet wurden. Als bedeutenden Culturhebel habe ich noch den Verein Lemaan Zion zu nennen, der von dem ehrwürdigen Rabbiner Dr. Israel Hildesheimer, Berlin, geleitet wird. Er gewährt durch seinen tüchtigen Agenten, M. Adelmann, in Jerusalem, Arbeitern und Gewerbe treibenden Werkzeuge und Vorschüsse auf Abzahlung.

Also sehen wir das heilige Land in den letzten zwanzig Jahren einen enormen Aufschwung nehmen, möge der Fortschritt in geometrischer Progression wachsen und allmälig die systematische Bettelei und Ausbeutung der Armen, welche den ehrwürdigen und heiligen Namen Jerusalems schändeten, von der Erde verschwinden.

Der Wunderrabbi.

Von Leo Herzberg-Fränkel.

Ein heiserer, schriller Pfiff; das Sinken der Bremse, das langsame, schleifende Vorwärtsschieben des Zuges, und wir halten in einer kleinen galizischen Bahnstation. Unter Anruf ihres Namens öffnet ein behender Conducteur geräuschvoll die Wagenthüren, aus denen sich zum Erstaunen der Mitreisenden eine lebendige Fluth ergießt. Unter Geschrei und Gepolter, Gerufe und Gestoße, Geächze von Kranken und Weinen von Kindern, steigt da eine Anzahl von meist armen Leuten aus, ihre Bündel, ihre Kleinen, ihre Siechen schleppend und besorgt, sich gegenseitig nicht zu verlieren; ängstlich, daß irgend Jemand, oder irgend etwas im Waggon zurückbleibt, oder die Fahrgelegenheiten zu versäumen, die hinter dem Stationsgebäude der zahlreichen Angekommenen harren. „Fertig!" Die zischende Maschine schleift den Zug weiter und in den Räumen des Bahnhofes sieht es aus, als ob eine ganze und eben nicht wohlhabende Gemeinde auf einer Auswanderung begriffen wäre. Männer, Weiber, Kinder, Koffer, Körbe, Felleisen, Päcke und Säcke mit Bettzeug, Wasserkrüge, Kochmaschinen und Kochtöpfe, Kranke, die auf dem Rasen, Säuglinge, die an der Brust liegen, fröhliche Jungen, die dazwischen springen und singen und ungestraft lärmen — und vor ihren Fenstern, die Bahnbediensteten mit ihren Frauen und Kindern, sich an dem Schauspiel ergötzend.

Hier ist die Endstation für das gottbegnadete Städtchen B., in welchem der gefeierte Rabbi residirt uud sein Scepter über das weite Reich der Dummheit und des Wahnes schwingt.

Endlich rücken die langen, rasselnden Leiterwagen vor und der Knäuel fängt sich zu entwirren an. Man beginnt einzusteigen, die Kranken und das Gepäck aufzuladen. Der Lärm steigt; einer ruft nach dem andern; diesem fehlt ein Gepäckstück, jenem ein Kind; dieser schreit um Wasser, der andere um den Fuhrmann, der dritte fürchtet die Pferde; eine Frau protestirt gegen die Nachbarschaft eines fremden Mannes, obschon beide über die erste Reife und die ersten Reize hinaus sind. Ein Junge ergreift die Zügel der Pferde und diese machen unter dem Geheul der Wageninsassen eine seitliche Bewegung, und schließlich kommen die Fuhrleute aus der nahen Kartschma, wo sie sich gestärkt und meist betrunken haben, machen mit ihren Reisenden kurzen Prozeß, heben in die Wagen, was hinein kann, ohne Rücksicht auf Zusammengehörigkeit, auf Reclamationen und Proteste, — im Voraus ihre Fuhrlöhne fordernd. Abermals Lärm, Gezank, Schelte, Schwüre und Schreie, bis alles beglichen und glücklich zusammengepfercht ist und sich der Wagenzug, eine undurchsichtige Staubwolke aufwirbelnd, in mäßige Bewegung setzt.

Zwischen dem Jahresbeginn und dem Versöhnungstage liegt eine zehntägige Bußperiode und diese ist die Messezeit, der große, vielbesuchte Jahrmarkt für wunderthätige Rabbis. Da wallfahrtet Alles hin, was glaubt und kann; da nimmt der Mann sein unfruchtbares Weib, die Mutter ihr krankes Kind, der Vater seine antiquirte Tochter oder seinen blöden Jungen mit, — da hinkt der Krüppel, schleicht der reuige Sünder mit dem Lösegeld heran, erscheinen waghalsige Speculanten und Lieferanten, Menschen, die unter einem schweren Prozeß stehen, Personen, die mit Bangen in die nächste Zukunft blicken — zu Fuß und zu Wagen, einsam und in Gruppen, wallfahren sie zu dem frommen, greisen und weisen Mann, dem Generalvicar Jehovahs, im kleinen Städchen B. am Fuße der Karpathen.

Dies kleine, schmutzige, zwischen Bergen eingeklemmte Mekka ist ganz die Domäne des Rabbis, und die gesammte männliche Bevölkerung, selbst die wenigen christlichen Einwohner des Ortes, bilden die Garde des Wundermannes, denn alle leben sie von ihm und durch ihn; die Schuster, die Schneider, die Bäcker, die Schänker, die Zimmerleute, die Maurer, die Schmiede und Tischler, sie verdanken ihm alle die Beschäftigung, die sie bei der einheimischen und zuströmenden Bevölkerung finden, namentlich die Hausbesitzer; denn jedes Haus, jede Hütte ist ein Massenquartier, in welchem jeder Fremde ein Stück Diehle und eine Streu zugewiesen bekömmt. Diese Streu bildet eine lebenslängliche Rente für den glücklichen Besitzer; dasselbe Stroh, welches Abends für die müden und wenig verwöhnten Wallfahrer aufgestreut und des Morgens zusammengebunden wird, kehrt den nächsten Abend für die neuen Ankömmlinge wieder zurück und bringt so allabendlich mindestens ein hundertprozentiges Erträgniß seines Werthes ein.

Da liegen auf dem Estrich Mensch an Mensch, wie die Leichen in einer Todtenkammer, die einen in geräuschvollem Schlafe, die anderen in lauter Unterhaltung hinüber und herüber.

Selbstverständlich bildet der Rabbi den ausschließlichen Gegenstand des wechselseitigen Gespräches und man erzählt sich Geschichten und Wunder, bis der Morgen durch die Ritzen der Fensterläden blinkt.

„So lang ich lebe," sagt der Eine, „habe ich ein solches „Schema Israel" nicht gehört."

„Ich bin Kälberhändler," versetzt ein Zweiter, „und komme überall herum, aber ein solches „Schema Israel" ist mir wirklich noch nicht vorgekommen; Himmel und Erde zittern."

„Und so tief und lang jedes Wort, jede Silbe," beginnt der Erste wieder, — „was der Rabbi sich bei jedem Athemzug denken muß!"

„Dummkopft, Amhurrez,[1]" nimmt jetzt ein Dritter, ein Zizeshändler,[2] das Wort, „der Rabbi denkt! Ein Rabbi denkt nicht! Er horcht blos auf die Stimme, die von oben spricht, während er langsam, gedehnt und in Pausen das „Schema Israel" ruft."

„Eine Stimme wie ein Schofer — Gott soll ihm das Leben erhalten!" wiederholt der Erste.

„Meine Frau schreit besser," ruft es von drüben; „Gott soll sich ihretwegen gar nicht bemühen!"

„Ein Verrückter!" flüstert man sich zu, „man darf ihm nichts entgegnen, er wird sonst wüthend."

Darauf nimmt die Unterhaltung ihren weiteren Verlauf. Jeder weiß was zu erzählen, will Augenzeuge eines Wunders gewesen sein.

„In meinem Orte," erzählt ein junger Mann, „lebt ein reicher Propinationspächter; ein aufgeklärter Mann, ein halber Meschumid; rasirt sich den Bart, raucht, schreibt, fährt am Samstag. Die Frau nicht viel besser, trägt eigenes Haar und einen Hut wie eine Prize[3]). Diese Leute haben einen erwachsenen Sohn, doch er ist nicht besser als der Vater, und nicht frömmer als die Mutter, aber todtkrank, ohne Lunge und Leben. Die Aerzte halten ihn für dem Tode verfallen und beschäftigen sich nicht mehr mit ihm. In dieser verzweifelten Lage gehorchten die Eltern und der sterbenskranke junge Mensch dem Rathe von Verwandten und Bekannten und fuhren hieher, beim Rabbi das zu suchen, was sie bei den Aerzten und in den Apotheken nicht mehr finden konnten. Anfangs wollte der Rabbi sie gar nicht empfangen, weil sie sündhafte Leute seien; endlich gab er den Bitten nach und ließ sie vor."

„Und der junge Mann gesundete?" unterbricht einer der Hörer den Erzähler.

„Nein, er starb. Aber nicht, weil der Rabbi nicht helfen konnte, sondern weil er nicht helfen wollte. Der Rabbi sah den jungen Mann lange und prüfend an, dann sagte er, sie möchten gehen, er und seine Eltern, er werde ihrer vor Gott gedenken. Nach ihrem Weggehen sagte der heilige Mann zu seiner Umgebung, er müsse den jungen Mann sterben lassen und wolle nicht Gottes Hand aufhalten, denn er ist der Sohn eines Apikores[4]) und selbst ein Apikores, und würde eine Schmach für das Judenthum sein, wenn er länger lebe; er ziehe daher den Tod des Einzelnen der Schande Aller vor und überlasse den jungen Mann seinem Schicksal."

„Das kann ich auch!" rief die Stimme aus dem Winkel des Zimmers, die vorher als die eines Verrückten bezeichnet wurde. Die Leute achteten nicht weiter darauf.

„Ein großer Mann!" sagte Einer. „Er sieht in die Zukunft und liest im Verborgenen, wie in einem offenen Buche. Während wir hier über ihn sprechen, geht er im Himmel herum und spricht mit den Engeln, wie wir mit einander reden, und in besonderen Fällen auch mit dem Höchsten selbst!

Zumeist ist es der Freitag, der viele Gäste in den galizischen Wallfahrtsort führt; die Leute haben mehr Zeit und finden auch mehr Gelegenheit, den Propheten zu sehen und zu hören; sie drängen sich als ungebetene Gäste in seine Wohnung, an seine Tafel, in das Bethaus, in dem er Morgens und Abends seine laute Andacht verrichtet und Jene, die drinnen keinen Platz finden, umstehen das Haus und lauschen an den Thüren und Fenstern. Zu dieser Zeit feiert das Geschäft, wie jedes andere und beginnt erst Sonntag Morgens nach dem Morgengebete wieder. Da drängen sie sich heran, die Gläubigen und Verehrer, mit ihren Bitten und Beschwerden, ihren Wünschen und Schmerzen, und Jeder bringt eine Spende, der eine österreichisches, der andere russisches Geld mit; der Jüngling und der Greis am Stabe, ein jeder kommt mit einer Gabe.

Ein alter Mann führt einen Jungen vor, einen rothwangigen, kräftigen Burschen, frisch und gesund; er lebt mit dem Vieh auf dem Felde, tummelt sich mit den Pferden auf der Weide, jagt jeder Dirne nach und will nicht beten. Keine Gewalt bringe ihn, erzählte der Alte, ins Gotteshaus, keine Macht zwinge ihm Gebetriemen auf uud beim Anblick des Talmuds wird er wild. Man habe Milde und Strenge versucht, aber erfolglos. Jetzt gälte es die Hilfe des Rabbis. Dieser blickt lange den gesunden Patienten an und spricht zu ihm von den Geboten Gottes und der Weisheit des Talmuds, von der Seligkeit im Fasten und Beten und der Ungeziemlichkeit eines ungebundenen Lebens für einen jüdischen Jüngling. Dieser lacht.

„Es sitzt ein Dibik[5]) in ihm," sagt der Rabbi kopfschüttelnd.

Der Vater blickt scheu und betrübt auf sein armes Kind, in dessen blühendem Körper ein böser Geist nistet, während der fromme Mann seine Hand ergreift, ihm in die Augen blickt und Gebete oder Beschwörungen murmelt.

„Wie heißt Du?" fragt er dann.

„Salmen," erwidert der Junge.

„Du heißest Salmen und bist Anan."

„Nein, ich heiße Salmen und bin Salmen."

„Du lügst, Anan, sage ich Dir, Du hast Dich in die Gestalt dieses armen jungen Menschen eingeschlichen, aber ich kenne Dich wohl, Anan, Du Stifter der Karaiten, Du Talmudleugner. Du wanderst ruhelos von Leib zu Leib, weil Du im Grabe keine Ruhe findest."

Dem Burschen wird unheimlich; das Lächeln und die Röthe schwinden aus seinem Gesichte, und er entwindet dem Rabbi die Hand, die er ergriffen.

„Seht Ihr," ruft dieser, „ich habe ihn erkannt, den Talmudverächter, Anan, den Karaiten."

„Ein Nuwi, ein Nuwi!"[6]) murmelt die andächtige Versammlung, Einer den Andern anblickend, während der Rabbi, gesenkten Hauptes sinnend da saß und sich erst nach einer langen Pause aufrichtete.

„Reiset nach Hause," sagt er zum Vater, der ein Häuflein Banknoten vor ihm hinlegte, die der Wundermann unter den vor ihm liegenden Folianten schob; „reiset nach Hause und lasset Euren verrückten Bucher[7]) hier bei meinem Gabe[8]) zur Kur. Seht Euch meinen Gabe an, ein Gibor[9]), er trägt auf jeden Arm einen ausgewachsenen Menschen und zerbricht zwischen seinen Fingern eine Eisenstange — der wird ihn fasten und beten lehren — in drei Monaten erkennen Sie den Jungen nicht."

„Er wird nicht bleiben wollen, Rabbi," sagt der Vater."

„Er wird nicht bleiben wollen," lächelt der fromme Mann, und winkt seinem Faktotum, ein Mann von riesigen, ungeschlachten Proportionen, mit rothblauem Gesichte und wildem, ungepflegten Bart, eine Pelzmütze auf dem rasirten, mit wallenden Stirnlocken verzierten Kopfe. Dieser ergriff, ohne ein Wort zu sagen, oder den Vater zu fragen, den überraschten Jungen, und bevor dieser sich ermannen und schreien konnte, war er verschwunden, um unter den gewaltigen Fäusten des Gabe beten zu lernen.

Nun erscheint, von einer betrübten Mutter geführt, ein basses, mondscheiniges Mädchen, mit hektischer Röthe im zarten Gesichte und großen, schwarzen, glänzenden Augen; eines jener beklagenswerthen Geschöpfe, die wie

---

1) Ignorant.

2) Verkäufer der von den orthodoxen Juden am Leibe und an den Betmänteln getragenen Schaufäden.

3) Edeldame.

4) Epikuräer. Die Juden bezeichnen aber damit einen Atheisten.

5) Dämon.

6) Ein Prophet.

7) Jüngling.

8) Intendant.

9) Athlet.

fromme Büßer klaglos über Dornen gehen, und nach einer kurzen, aber beschwerlichen Pilgerfahrt jäh verschwinden; ein armes Menschenkind, das rasch verblüht und in der Blüthe hinwelkt. Das Mädchen heißt Rachel und ist Somnabule, schlafwandelnd und schlafhandelnd. Eltern, Verwandte und Bekannte, auf der untersten Stufe der Bildung stehend, sehen in der unerklärlichen Krankheit der zarten Jungfrau ein Spiel des Teufels, das weder Arzt noch Apotheke, sondern der Spruch des Rabbi allein vertreiben könne. Dieser, erfahren und verständig, erkennt bei dem ersten Wort der klagenden Mutter sofort das Uebel.

„Ich weiß, ich weiß," sagt er, die Augen schließend, als ob er eine innere Vision hätte, „ich sehe klar; unsichtbare Hände reißen sie aus dem Bette, und doch schafft sie — eine unwiderstehliche Gewalt zwingt sie vom Lager und sie weiß es nicht — sie öffnet Thür und Fenster und schließt sie wieder — sie geht und kommt, unhörbar, wie ein Schatten; der Gang leicht wie der Strahl des Mondes, die Lippen stumm, die Augen geschlossen. — — Der Mond ist ein böser Freier und hat es ihr angethan." — Und nach einer Pause: „Laßt sie in der Nähe des „Uron hakodesch" [10]) schlafen, er wird sie schützen."

Jetzt erscheinen zwei neue Figuren auf dem Plan, von denen eine nicht geringes Aufsehen in der bunten Versammlung macht. Es ist dies ein polnischer Edelmann von imponirender, hochragender Erscheinung, ein Mann in vorgerückten Alter, mit gewaltigem Schnurrbart im gutmüthigen Gesichte, und freundlichem Blick in den grauen, von buschigen Brauen überwölkten Augen; bekleidet mit dem nationalen Schnürrock, die weiten Pluderhosen überhängend, in den hohen Stiefeln, auf dem mächtigen Kopfe die vierspitzige, weißrothe Conföderationsmütze. In seiner Begleitung befindet sich ein halb deutsch, halb polnisch jüdisch gekleideter Mann, dessen Haar und Bart, die Scheere gestutzt und aus dessen gebräuntem Gesichte zwei verschmitzte Augen blicken. Für Physiognomiker eine Warnungstafel.

Man macht den beiden sonderbaren Gästen, die so sehr von den übrigen Besuchern contrastiren, bereitwillig Platz in der Nähe des Tisches, an dessen Stirnseite der Rabbi thront. Der Pole entblößt das Haupt.

„Herr Rabbiner, sagt er in hartem schwerfällig ausgestoßenem Deutsch, ich habe einen Streit mit diesem meinen Pächter, und bin kein Freund von Prozessen, da sagte ich ihm, gehen wir zu Deinem Rabbiner. Er wollte nicht, das ist ein so wüthender Prozeßmann. Da sagte ich ihm, schäme Dich, ich ein Christ, will mich auf Deinen Rabbi verlassen und Du, ein Jud, scheuest Dich. Endlich ging er mit und da sind wir."

„Um was handelt es sich?" fragt der Rabbi, mit der Hand auf einen Stuhl zeigend — Alles stand — der christliche Besucher allein durfte sitzen.

„Der Mann zahlt seit einem Jahre keinen Pacht, düngt nicht und will auch nicht hinaus."

„Ich bin arm," wirft der Pächter ein, sehr arm, die Felder bringen nichts."

„Er hat nichts, weil er Alles verkaufte, zwei Töchter verheirathete, seine Frau nach Karlsbad reisen ließ und seinen Sohn in Lemberg studiren läßt — für Alles war da, nur nicht die Pachtraten."

10) Heilige Bundeslade, worin die Thora aufbewahrt wird.

„Meine Töchter waren nicht mehr jung," entschuldigte der Pächter, „meine Frau ist sehr dick geworden und meinen Sohn kann ich ja doch nicht auf unserer Dorfuniversität die Rechte studiren lassen."

„Und das Unglück ist, Herr Rabbiner," bemerkte gutmüthig der Pole, daß der gute Mann noch drei heirathsfähige Töchter hat, daß seine Frau wieder so dick ist wie früher und daß sein Sohn drei Jahre zu einer Klasse braucht."

„Ist das wahr?" fragte der Rabbiner.

„Es ist richtig und so Gott uns das Leben schenkt, muß meine Frau wieder nach Karlsbad.

„Nur die Raten fehlen."

„Nur die Raten."

Der Rabbi denkt eine Weile nach, dann sagt er salbungsvoll:

„Was war, das ist gewesen, was ist, soll nicht weiter sein. Das Schuldbuch sei vernichtet; der Puritz wird einsehen, daß Töchter heirathen und Geld bekommen müssen, aber in Zukunft soll der Pächter zahlen."

Dieser wirft einen giftigen Blick auf den frommen Richter.

„Und wenn er auch in Zukunft nicht zahlt?" fragt der gutmüthige Gutsherr.

„Dann —"

„Dann soll der Puritz mich rufen —" fällt der riesige Gabe ein, und ich werde mit meinen Leuten kommen und uns bei ihm einquartiren — das wird besser wirken, als eine gerichtliche Execution!

Nun windet sich aus der Menge eine noch halbwegs junge, kokett aufgeputzte Frau, mit einem safrangelben Tuche auf dem Kopfe und nähert sich mit verschämt gesenkten Blicken dem heiligen Manne, dessen Augen an dem Folianten haften, da er sie nur selten zu einem fremden Weibe erhebt. Und er thut recht, denn die Frau, die neben ihm steht, ist nicht das Ebenbild Gottes und mahnt auch nicht an jene Huris, mit welchen Mohamed das Paradies seiner Gläubigen bevölkert. Eine baufällige, schlotterige, Gestalt, in der bei jeder Bewegung die Knochen klappern, mit gerötheten Augen im eingefallenen, von behaarten Wärzchen verzierten Gesichte, mit vorstehenden Backenknochen, spitzem Kinn und einzelnen, angefaulten, von keiner Bürste je belästigten Zähnen, denen ein Parfum entsteigt, das weder an Rosen, noch an Veilchen mahnt, weckt diese Frau die allgemeine Bewunderung jenes heldenmüthigen Mannes, der sich dies Kleinod aus dem Kreise der Jungfrauen geholt. Und sie besaß sogar **zwei** Männer! Allerdings war der erste Mann ein Blinder, aber selbst dieser ging bald, unter freudiger Theilnahme seiner sehenden Freunde, glücklich zu Grunde, und die junge Wittwe blieb im Besitze seines Hauses und Geldes. Im Bewußtsein ihres interessanten Standes, begann sie nun mit heirathsfähigen Männern ihres Städtchens zu kokettiren, sich zu putzen und zu zieren und mit dem Gelde zu klimpern. — Mehrere wagten eine tollkühne Annäherung, wichen aber bald entmuthigt zurück, bis sich Einer, in einer Stunde der Verzweiflung und des Hungers in die Höhle des Drachen wagte — ein Schrei des Entsetzens und es war um ihn geschehen, sie war seine Frau! Sie war es aber nur dem Namen nach. Nachdem sich der halbverhungerte Gatte kaum gesättigt, hatte er nur den einen Wunsch, das beneidenswerthe Schicksal totaler Erblindung seines in Gott ruhenden Vorgängers zu theilen, und that das Gelübde der Keuschheit, mit dem er allen Versuchungen und Verlockungen seiner tropischen Gemahlin widerstand. Als nichts half, weder Geldprämien, noch gute Kost und reichliche Getränke, noch die Intervention mitleidiger Friedensvermittler — als sie sich so in der Mitte des Lebens allein sah, freud- und genußlos — da nahm sie ihre Zuflucht zum wunderthätigen Manne, der Alles vermag, Alles schlichtet und Allen gebietet.

„Was ist Dein Begehren?" fragte er.

„Rabbi — Rabbi" — die schöne Frau hatte überdies den Reiz des Stotterns — „mein erster Mann ist gestorben, ich habe einen zweiten geheirathet — er liebt mich nicht, er vernachlässigt mich."

„Warum?" fragt der Rabbi immer abgewandten Blickes.

„Ich weiß es nicht, Rabbi."

„Bist Du vielleicht bös? oder bist Du gut mit anderen Männern?"

„Ich bin mit ihm sehr freundlich und bin ihm — treu," versichert die arme Frau, verschämt zu Boden blickend.

„Hast Du Kiuder?"

„Nein, Rabbi. Das ist eben die Gsere [11]) schluchzt sie.

„So ist Dein Mann ein Lump, ein schlechter Mensch, ein Sünder!" ruft der Wundermann erregt aus, blickt mitleidsvoll zum klagenden Weibe auf. Doch bald senkt sich sein Blick wieder auf den Folianten.

„Nein, er ist kein Sünder," murmelt der Rabbi, „nur ein unglücklicher Mensch mit zwei Augen."

Und nach einer längeren Pause sagte er zu der hilfesuchenden Gattin, selbstverständlich, ohne sie anzublicken.

„Dein Schicksal steht vor mir in den Sternen geschrieben, Dir ist kein sehender Mann beschieden. Laß Dich scheiden, es ist besser für Beide und heirathe — einen Blinden."

Alle Blicke richteten sich auf die Frau und Alle sagen sich: ein weiserer Rath konnte wahrlich nicht gegeben werden, denn nur ein Blinder kann es ungestraft wagen, zu diesem Scheusal Ja zu sagen.

Unter den vielen Personen, die sich da herandrängten, um einen Rath, eine Hilfe, einen Segen zu holen — Personen beiderlei Geschlechts, aller Altersstufen, vom kranken Kinde angefangen, bis zum kräftigen Manne und dem hinfälligen, an den letzten Resten des Lebens zehrenden Greise — bahnte sich ein Weib, mit den Armen, wie mit Rudern die stauende Menge theilend, den Weg zum Wundermanne.

„Rabbi!" ruft sie, „ein Unglück ist geschehen, ein großes Unglück! Ich verheirathe heute meine Tochter mit Gimpel, dem Belfer, [12]) ich habe ihr eine Ausstattung gegeben, wie einer Fürstentochter, über fünfzig Gulden hat es mich gesostet, und achtzig Gulden Naden [13]) habe ich ihm zugesagt — der Lekach ist gebacken, die Chupe [14]) ist aufgerichtet, die Gäste sind versammelt — nur der Bräutigam fehlt. Er ist verschwunden und mit ihm eine nagelneue Pekesche, [15]) die ich ihm zur Trauung habe machen lassen. Ich überlebe die Schande nicht und mein seliger Mann im Grabe auch nicht. Nur ein Gott und ein Rabbi kann uns helfen."

„Wo ist der Belfer?" fragt der Rabbi.

„Fort zu allen Riches [16]) fort. Kein Mensch weiß wohin."

„Weißt Du warum?"

„Keine Idee, blos weil man ihm gesagt hat, daß meine Tochter —"

11) Verhängniß.
12) Beihelfer — Unterlehrer.
13) Mitgift.
14) Baldachin.
15) Langer Leibrock.
16) Bösen Geistern.

„Nun?"

„Nein, ich sag' es nicht, es ist eine Schande zu sagen — ich schäme mich es vor so einem heiligen Mann. — Es ist auch nicht wahr, gewiß nicht wahr!"

Der Rabbi sinnt nach.

„Rabbi leb," drängt die Frau, „der Lekach ist gebacken, die Chupe ist aufgerichtet, die Braut fastet, die Gäste warten. —"

Der Rabbi sieht sich bedächtig im Kreise um und winkt einen jungen Mann herbei. Eine schmächtige, schwächliche, blutleere Gestalt, etwas einseitig übergebogen, mit langen gelblichen Stirnlocken, großen Ohren, breitem Mund, langer, spitzer Nase und schlotterigen Gliedern. Der junge Mann scheint an Altersschwäche zu leiden.

„Bist ein Bucher?" [17]) fragt der Rabbi.

Der Jüngling senkt die Augen und ein Tropfen blassen Blutes verbreitet sich über seine fahlen Wangen. Er schüttelt bejahend die dünnen Locken.

„Geh' mit dieser Frau und heirathe ihre Tochter. Ich wünsche Dir Maseltow." [18])

Und der Jüngling folgt fromm und gehorsam der hineilenden Mutter zur harrenden Braut und den ungeduldigen Gästen. [19])

17) Unvermählt.
18) Glück.
19) Es ist dies ein Vorfall aus dem Leben.

Landesfähig — Lebensfähig.

Von Gustav Gottheil.

So lautet die Devise, die wir auf unser Banner setzen müssen, wollen wir uns unser Judenthum erhalten und zugleich vollgültige Bürger eines freien Staates sein. Der von der Gesellschaft Ausgeschlossene kann sich auch in sich selbst abschließen, kann sich auf sich selbst zurückziehen und in einem erträumten Vaterlande vollen Ersatz für alle Schäden im wirklichen suchen und finden; und da kann es geschehen, daß je mehr des Besonderen er pflegt, desto glücklicher er sich fühlt, ja, daß die Entschädigung ihm allmählig lieber wird, als das ihm vorenthaltene. Das hat ja der Jude an sich selbst erfahren. Ich erinnere mich aus meiner Jugend ganz wohl, wie die ersten schwachen Versuche der Emancipation in Preußen von manchen Rabbinen mit bedenklichem Kopfschütteln begrüßt wurden und, wenn ich nicht irre, petitionirten eine Anzahl Führer gegen den Vorschlag, die beschämende Soldatensteuer in Soldatendienst umzuwandeln, nur, weil derselbe die Beobachtung des Ceremonial-Gesetzes störe. Wo aber die Scheidewand gefallen und selbst die Trümmer derselben hinweggeräumt worden sind, so daß der Jude in's bürgerliche Leben voll und ganz eingetreten ist, da wird, was in seiner Religion nicht **landesfähig ist**, auch nicht mehr **lebensfähig bleiben**. Er sträube sich dagegen, wie er wolle — er verberge die Wahrheit vor sich selbst mit allen nur erfindbaren Kunstmitteln — dem Naturgesetze kann er keinen Halt gebieten. Wie alle lebenden Wesen, so sollen sie in ihren fremden Ländern dauern, sich acclimatisiren müssen, so auch die Religion. Dem Menschen ist keine Wahl gelassen, will er anders vernünftig handeln und nicht mit sich selbst in stetem Widerstreit leben.

Ist es zum Beispiel möglich, zweien Ländern und zweien Völkern zu gleicher Zeit mit gleicher Liebe anzuhangen? Ist es möglich, Vaterlandsliebe zu theilen? Die Ausschließlichkeit gehört zu ihrem [illegible]en und wird sie einmal im Herzen

erzeugt, so nimmt sie davon ganzen Besitz und läßt keine andere zu. Damit aber ist einer Religion, die auf fremdem Grunde ruht, der geistige Boden ein für allemal entzogen. Die feinst erdachte Theologie kann den Zusammensturz nicht aufhalten. Der innere Mensch ist ebenso wenig als der äußere der Willkür preisgegeben. Jedes Kind, das hier in voller Freiheit geboren und erzogen, wird eben so sicher amerikanisch denken und fühlen, als es amerikanisch spricht. Ihm ist dieses Land der heilige Boden und es kann sein Selbstgefühl nur verletzen, einen anderen als den heiligeren erhoben zu sehen. Die Zumuthung, er solle um Erlösung aus der Gefangenschaft flehen, damit er Gott vollgültig dienen könne, weist sein natürlicher Sinn als eine Schmach zurück, — selbst wenn auch derartige Gebetsformeln über seine Lippen fließen; sobald er nur ein wenig zur Besinnung kommt, verstummen die Worte und mit ihnen oft Gebet und Religion selbst.

Noch tiefer liegt die Sache mit der Sprache, da sie die Form des geistigen Lebens ist, ja, bei den meisten Menschen als mit diesem identisch betrachtet werden kann. Im Anfang war bei ihnen das Wort und bleibt auch das Ende, obgleich ein Goethe dasselbe nicht so hoch anschlagen konnte. Die Sprache schafft und vernichtet alles. Eine andere als die eigene, die er aber nicht versteht, für heilig zu erklären, macht ihn zum Fremdling in der Religion, zum Ausländer an der Stätte, wo er sich am innigsten heimisch fühlen sollte; sie ihm als Gebetssprache aufzwingen, ist eine Art der Gewalt, dem er sich zwar aus frommer Feigheit beugen kann, dessen Wirkungen aber dennoch nicht ausbleiben: Beten und Lesen der Schrift werden „angelerntes Menschengebot" und mit dem ersten Erwachen der besseren Einsicht als lästig über Bord geworfen. Im freie Verkehr mit seinen Mitbürgern hat er bald Gelegenheit, den Unterschied zwischen einem Gottesdienste in der Landessprache und dem in einer für ihn todten zu beobachten und da kann kein abstractes Argument ihm die durch Erfahrung gewonnene Einsicht rauben. Sage man doch nicht, der Jude soll hebräisch lernen! — Als wenn das eben so leicht wäre und nur vom guten Willen abhinge! Als wenn wir in einem Zeitalter lebten, in welchem das Judenthum eine so schwere Bedingung des vollen Bürgerrechtes in seinem Gebiete auflegen könnte. Ist der eigene „süße Mutterlaut" nicht genügend, sein innerstes Leben zu entfalten, danu ist sein Absterben unvermeidlich.

Ebenso entschieden gilt der Grundsatz landesfähig—lebensfähig von den äußeren Erscheinungsformen. Uns gilt einmal das unbedeckte Haupt als Zeichen der Ehrfurcht, und der Anblick dieser betenden Menge in buntfarbigen und buntgestaltigen Hüten und Mützen erfüllt uns mit Widerwillen — daran werden die heiligsten Bücher, sollten sie auch dafür angerufen werden können, nichts ändern. Der freie sittliche Verkehr der beiden Geschlechter in der Gesellschaft, sowie im thätigen Leben ist nicht etwas, das wir auch anders geschehen lassen könnten, sondern gehört wesentlich zu unserer Cultur, ist ein höchst wichtiges Zeichen und ein untrüglicher Gradmesser unseres gewissen Fortschrittes. Bleibt nun die Scheidewand, die draußen verschwunden, im Gotteshause bestehen, so ist der Eindruck unfehlbar, daß das Judenthum mit der Cultur nicht Schritt halten kann. Alle theologischen Gründe der Welt können ihn nicht aufhalten.

Da wird jetzt gar viel von dem großen Werthe traditioneller Melodien geredet und der Sache der Anschein gegeben, als wenn darin wunders welche Ströme lebendigen Wassers flössen und als wenn das Heil des Judenthums von ihrer Erhaltung abhinge. Doch wird die Hauptsache dabei vergessen, die nämlich: daß Melodien mit Ceremonien und traditionellen Texten auf's innigste zusammenhangen und ohne dieselben leerer Schall sind. Alle Bemühungen, die gewaltige Kol-nidre Musik dem lebenden Geschlechte nahe zu bringen, scheitern daran, daß der Kolnidre Einsang zum Jomkippur-Dienst seine tief ergreifende Macht verloren hat, ja, daß unsere ganze Feier des heiligen Tages eine andere geworden, endlich, daß unser Geschmack in der Musik sich derart geändert, daß Händel's Largo und Mendelssohn's Höre Israel uns viel eher zusagen, als der schönste altmodische Adon Olam. Glauben die Herren Cantoren, das Antike in dem Synagogengesang wieder herstellen zu können, so mögen sie es in Gottes Namen versuchen. Mir scheint ein glänzender, siegreicher Erfolg mehr als zweifelhaft. Auch hier gilt mir: landesfähig—lebensfähig. Sollte ich mich aber auch darin irren — in allem Großen und Entscheidenden halte ich an diesem Prinzipe fest — und hoffe auf dessen allgemeine Anerkennung.

Treu deutsch und jüdisch.

Von Rechtsanwalt Emil Lehmann in Dresden.

Gruß, Heil und Preis der Zeitung, die vier Jahrzehnte hindurch deutschen Geist und jüdisches Gemüth auf amerikanischem Boden gepflegt, gefördert, entzündet und verkündet hat.

Deborah — die Biene. Ist sie nicht ein Bild der Juden? Vom mühseligen, packbeladenen Hausirer, der Woche um Woche von Dorf zu Dorf, von Farm zu Farm eilt, aufwärts bis zum weitblickenden unternehmungslustigen Kaufmann und Fabrikanten, bis zum rastlos forschenden Gelehrten: welch' ein Bienenfleiß! Wie die Biene aus allen Blumen, Blüthen und Kräutern den Saft saugt, den sie zum süßen Honig, zum lichtzündenden Wachs bereitet, so hat die jüdische Wissenschaft aller Zeiten aus den Geistesblüthen aller Völker und Jahrhunderte, aus dem herrlichsten und höchsten, was die Menschheit je erdacht und empfunden, ihre Nahrung gesogen und sich und der Menschheit den Honig der innigsten, herzerquickendsten Poesie, das Licht klarster Gottes- und Menschenliebe bereitet und verbreitet.

Vor vier bis fünf Jahrzehnten sind manche der besten und treuesten Deutschen, unter ihnen viele jüdischen Bekenntnisses, nach Amerika gezogen, in's Land der Freiheit, weil daheim die Freiheit, die sie ersehnt, die Einheit, die sie erstrebt, das glänzende Hoffnungsbild des Jahres 1848, spurlos verschwand. Sie retteten ihren treuen deutschen Sinn hinüber und haben ihn auf amerikauischem Boden sich erhalten, und ihren Kindern eingeprägt und vererbt. Und als Deutschland eins und einig wurde, als die Keime des Jahres 1848 sich, von der eisigen Winterdecke der Reaction befreit, zur stattlichen Blüthe entfalteten, da fanden sie ihren freudigen, begeisterten Willkomm bei den Deutschen in Amerika, unter ihnen denen jüdischen Bekenntnisses.

Und jetzt, da wieder ein eisiger Frost auf den deutschen Fluren liegt — der Frost des Antisemitismus, des Hasses, der Aechtung und der Judenverfolgung — jetzt, da ein neues Geschlecht erstanden ist, das nichts kennt und nichts wissen will von dem Deutschthum, das uns groß, herrlich und einig gemacht, von dem idealen Geist und Streben eines Lessing, Herder, Göthe, Schiller und Kant; jetzt tröstet uns die Erinnerung an die Zeit vor vierzig Jahren. Wie die damalige politische, so wird auch die gegenwärtige, religiöse und sociale Verbitterung mit Verstimmung vorübergehn.

Deutsche Brüder jenseits des Meeres geben uns dietröstliche Gewißheit. Der deutsche Geist und die deutsche Treue, die jüdische Innigkeit und Liebe — beide so nah verwandt, so eng verbrüdert, wie sie sich drüben so schön entfaltet, so herrlich bewährt haben; sie werden das so schwerbedrohte Kleinod des Idealismus kommenden Geschlechtern retten und erhalten.

Judenthum ist nicht Schächterthum, nicht Kochtopffrömmigkeit, nicht Fastenquälerei, nicht Schwärmerei mit Alterthümern, mit Pergamentrollen, Widderhörnern und ungesäuerten Broten, nicht Cultus exotischer Paradiesäpfel, nicht Abhängigkeit von asiatischer Absonderungsbräuchen und Absonderlichkeiten, nicht Anhänglichkeit für sie und für mittelalterliche Asketik. Judenthum ist Liebe, Liebe zu Gott und zu Menschen. Judenthum ist Optimismus. Es ist der heftige der Gegner, des uns heute im Leben, in der Literatur, von der Bühne eiskalt anfröstelnden Pessimismus, dieses wahren Nährvaters des Antisemitismus. Das Ki tow „(es ist gut") aus der sinnigen Schöpfungssage, die Ueberzeugung von der Güte Gottes und der Menschennatur, von der Herrlichkeit und Vollkommenheit der Schöpfung, von der messianischen Entwickelung der Menschheit zu einer höheren und schöneren Blüthe ist dem Judenthum tiefeingeprägt und ureigen. Das Leibwort jenes Talmudisten „Auch das ist zum Guten" (gam zu letauwo): hat die Juden durch ihre fast neunzehnhundertjährige Prüfungs- und Leidenszeit geleitet, gewahrt, getröstet. Ohne Hoffnung auf bessere Zeiten hätten sie sich so nicht halten und erhalten können.

Und so hegen wir Deutschen jüdischen Bekenntnisses auch die feste Zuversicht auf kommende bessere Tage. Wir freuen uns unseres Deutschthums, unseres deutschen Vaterlandes, unserer deutschredenden und deutschdenkenden Bekenntnißgenossen jenseits des Meeres. Wir sind und bleiben „treu deutsch und jüdisch allezeit."

Amerikanisches Judenthum.

[Von Dr. B. Felsenthal in Chicago.]

Während der letzten fünfzehn oder zwanzig Jahre haben deutsche Schriftsteller und Redner öfters die Klage laut werden lassen, daß auch Deutschland sich amerikanisire, und in Verbindung mit dieser Klage haben sie es als patriotische Pflicht bezeichnet, dem Amerikanisirungsprozeß nach Kräften Einhalt zu gebieten. Was meint man wohl mit jener Klage? Was verstand man und was versteht man unter dem Wort Amerikanisirung?

Offenbar wollen die Herren, die von der gefahrdrohenden Amerikanisirung Deutschlands reden, damit sagen, daß gewisse Tendenzen im amerikanischen Volksleben, gewisse geistige Strömungen, die durch dasselbe fluthen, auch nach und nach in Deutschland zur Herrschaft zu gelangen suchen. Dringt man darauf, daß sie diese Tendenzen doch näher bezeichnen möchten, so antworten sie uns etwa folgendermaßen: Ihr in Amerika kennt nicht den Werth id aler Güter, ihr unterschätzt sie mindestens, und weit über dieselben setzt ihr die materiellen Güter dieser Erde. Gold und Silber, Reichthum und Macht, Comfort und sinnliche Genüsse werden von euch allen idealen Schätzen untergeordnet, und das Jagen nach materiellem Besitz füllt euer Leben und Streben weit mehr aus, als alles rein ideale Sinnen und Trachten.

Aber diese Behauptung ist thatsächlich unrichtig. Thatsächlich ist man in Amerika ebenso ideal gesinnt als in Deutschland, und durchschnittlich schätzen die Amerikaner die sogenannten idealen Güter ebenso sehr, ja vielleicht noch mehr, als die Deutschen. Gegen romantische Ueberschwänglichkeiten, wie sie einmal am Anfang unseres Jahrhunderts in krankhafter Ausartung in Deutschland sich zeigten, und wie sie heute noch in manchen Köpfen spuken, hat der nüchterne Sinn des amerikanischen Volkes allerdings bisher sich ablehnend verhalten. Aber ein gesunder Idealismus hat auch hierzulande seine begeisterten Propheten und Verkünder gefunden, ein solcher herrscht weithin im Lande, und für einen solchen bringt man in wahrhaft fürstlicher Freigebigkeit die größten Opfer. In wahrhaft fürstlicher Freigebigkeit? Man erlaube mir, diesen Ausdruck zu amendiren; man erlaube mir, anstatt dessen die Worte zu setzen: in wahrhaft republikanischer Freigebigkeit. Und diese Worte sagen weit mehr, als die mir zuerst in die Feder gekommene Redensart es thut. Beweise für die opferbereite und begeisterte Hingabe unter den Amerikanern für höhere Ideale ließen sich leicht zu Hunderten beibringen, wenn die uns hier gesetzten Raumesschranken es erlauben würden.

Aber auch jenseits des atlantischen Oceans erkennt man es nun an, daß in gewissen Grenzen das Streben nach materiellen Güteru vollkommen berechtigt und daß erst im gesicherten Besitz derselben die nothwendige Voraussetzung für die Erringung und dauernde Herrschaft der idealen Güter gegeben sei. Deshalb wollen auch, und sollen auch für den europäischen Continent Handel und Industrie immer mehr zur Blüthe gelangen, und Handel und Industrie werden auch und sollen auch unter den europäischen Völkern mehr Wohlstand verbreiten und für die große Mehrheit unter den Völkern ein mehr menschenwürdiges, ein weniger sorgenvolles und entbehrungsreiches Leben ermöglichen, ohne daß deshalb ein ächt ideales Streben und Denken verloren gehen muß.

Gehen wir von der allgemeinen Betrachtung zu unserem jüdischen Spezialgebiete über, so erkennt man erst recht, daß die „Amerikanisirung" des Judenthums für unsere jüdischen Stammesgenossen in den Vereinigten Staaten zum Segen geworden ist, und daß es auch der europäischen Judenheit offenbar zum Segen gereichen würde, wenn sie sich mehr amerikanisirte.

Das charakteristisch Eigenthümliche in der Amerikanisirung des Judenthums liegt nun darin, daß in Folge davon jeder Zusammenhang mit den staatlichen Gewalten vollkommen gelöst ist, daß es keinerlei staatlicher Oberaufsicht unterstellt ist und keinerlei Bevormundung von oben herab und keinerlei aufgezwungene Beeinflussung von außen her zu erdulden hat, daß es vielmehr vollkommen frei und in unbeschränktem Selbstbestimmungsrecht sich entfalten, sich gestalten und sich weiterentwickeln kann. Als eine freie Kirche in einem freien Staate hat das Judenthum in Amerika es bewiesen, daß es lebenskräftig und

lebensfähig, jo, daß es mehr als lebensfähig, daß es auch lebenswürdig ist. Aus kleinen Anfängen ist es erwachsen. Aber wie sehr ist es erstarkt! Nicht blos numerisch, nicht blos in die Breite ist es gewachsen, — das ließe sich leicht durch die jüdische Einwanderung während der letzten 50 Jahre erklären, — auch in die Tiefe hat es seine Wurzeln gesenkt, auch innerlich hat es sich gekräftigt, und Blüthen hat es angesetzt, und Früchte hat es gezeitigt in ganz ungemeiner Weise. Und Alle, die von Europa herüber gekommen sind und Vergleiche angestellt haben, und die offene Augen und offenen Sinn, und Gerechtigkeit und Unbefangenheit im Urtheilen mitgebracht haben, — sie Alle haben es zugestanden, daß hier in Amerika weniger religiöser Indifferentismus und weniger Kälte dem Judenthum gegenüber und mehr Treue und Anhänglichkeit an dasselbe zu Hause ist, als drüben in Deutschland. Unsere Tempel, unsere Waisenhäuser, Krankenhäuser, Altersversorgungsanstalten, unsere Wohlthätigkeitsgesellschaften, die beiden Rabbinerbildungsinstitute und Anderes beweisen das hinlänglich. In Deutschland, dem „idealen" Deutschland, dem man die Amerikanisirung in den schwärzesten Farben malt, werden keine solchen Opfer für das Judenthum gebracht, wie es im freien Amerika der Fall ist. Und weit größer noch wäre drüben der Abfall vom Judenthum, wenn nicht der staatliche Zwang einen Jeden, der von Geburt ein Jude ist und der sich nicht selber aus dem Judenthum ausscheidet, nöthigen würde, einer jüdischen Gemeinde als beitragendes Mitglied anzugehören. Vielleicht aber auch nicht. Vielleicht würde auch dort ein vollkommen autonomes, vollkommen unabhängiges Judenthum mehr treue und begeisterte Söhne und Töchter haben, als sie das jetzige Staatsjudenthum hat.

Aber es ist ganz merkwürdig! Noch hat, so weit wir von hier aus es wahrnehmen können, die Amerikanisirung des deutschen Judenthums, das heißt die Tendenz, dasselbe von allem staatlichen Zwang frei zu machen, es zu emancipiren, unter den deutschen Juden selber immer noch zahlreiche Gegner; heute noch ebenso sehr, wie es Mitte der 70. Jahre der Fall war, als Lasker seine bekannte Resolution in dem preußischen Landtag eingebracht hatte. Und diese Gegner nennen sich heute noch, wie sie es vor zwanzig Jahren thaten, Liberale! Von Staatswegen soll ein jeder Jude gezwungen sein, an eine Gemeinde sich anzuschließen! Von Staatswegen soll der Religionsunterricht in öffentlichen Schulen obligatorisch gemacht werden und von Staatswegen soll er beaufsichtigt werden! Und die große Gefahr, daß in Folge davon Gemeindeleitung und Religionsunterricht unter die Herrschaft einer bestimmten Partei gerathen könnte, sei es nun einer tyrannisirenden rückschrittlichen, oder einer tyrannisirenden fortschrittlichen, will die Advokaten des Staatsjudenthums nicht zur Besinnung bringen. Es ist schwer zu begreifen! Es ist schwer zu begreifen, daß man auch die Amerikanisirung auf diesem Gebiete so sehr fürchtet.

Als vor zwanzig Jahren die Lasker'sche Resolution in der Schwebe war, hat man auch, wie gesagt, von Seiten mancher „liberaler" Juden sehr lebhaft dagegen agitirt. Auch der nunmehr verewigte Breslauer Rabbiner Dr. Joel unterstellte damals in einer besonderen Brochüre diese Resolution seiner „Beleuchtung", und in derselben, S. 8, sagt er: „In Lasker's Resolution weht amerikanische Luft, unsere Regierung aber faßt Gottlob! die Religionsfreiheit noch ganz europäisch auf." — „Gottlob!" sagte Joel, „leider!" sagen wir Amerikaner.

Und leider ist diese Auffassung noch immer keine überwundene. Manche deutsche Preßstimmen aus jüdischen Kreisen gelangen zu uns herüber, die das traurige Factum bestätigen. Leopold Auerbach, der vor vier Jahren seine Schrift: „Das Judenthum und seine Bekenner in Preußen" in die Welt hinaus gehen ließ, war nicht der letzte Advokat für ein in staatliche Bande geschlagenes Judenthum. Leopold Auerbach ist ein gelehrter, jüdischer Jurist. Das hat er schon 1871 in seinem allerdings zu breit angelegten, aber doch von gründlicher Sachkunde zeugendem Werke: „Das jüdische Obligationenrecht" bewiesen. Aber von ihm auch gilt: Je gelehrter, je verkehrter! In seinem obengenannten neueren Buche hat Dr. Auerbach ganz vortreffliche Beiträge zur Geschichte der antisemitischen Bewegung geliefert und hat mit großem Fleiße Daten über die staatsrechtlichen Verhältnisse der deutschen Judenheit in Vergangenheit und Gegenwart gesammelt und systematisch geordnet. Aber er, von dem nach mancherlei Andeutungen in seinem Buche anzunehmen ist, daß er ein „gesetzestreuer Jude" ist, — er dringt auf keine Organisation des deutschen Judenthums von Staatswegen, und diese Organisation soll auf Grundlage eines von berufenen Vertretern des Judenthums besonders formulirten Katechismus erfolgen, und dieser Katechismus soll von oben herab als maßgebend einzuführen sein! Diese Auerbach'sche Auffassung und Zumuthung ist allerdings nicht vom Geist des Amerikanismus durchweht, sie ist vielmehr mittelalterlich, ja sie ist mehr, sie ist unsittlich, nichtswürdig, schlecht. Denn wäre Dr. Auerbach einer der Altorthodoxen, dann wäre sein Verlangen den Progressiven gegenüber ein tyrannisirendes, knechtendes, hemmendes. Ist er aber in seinem privaten Denken und Leben ein dem jüdischen Gesetz und der jüdischen Sitte Fernstehender, dann ist sein Verlangen eine anwidernde Heuchelei und eine elende Knechtschaffenheit. Es ist traurig.

Herr Auerbach und seine Gesinnungsgenossen mögen aber auch nicht vor uns Amerikaner — und mit diesem Worte „Amerikaner" meine ich hier uns Alle, die wir dem ächten, hehren amerikanischen Freiheitsideal unsere Huldigungen darbringen, ob wir nun diesseits oder jenseits des atlantischen Meeres leben, — ja, Herr Auerbach und seine Freunde mögen nicht vor uns Amerikaner hintreten und sagen: Seid doch unbesorgt! Das in unserem Sinne regierte und in den Staatsorganismus eingefügte Judenthum wird der Reform nicht hindernd entgegentreten und wird ihr die Wege nicht verbauen; wir werden schon dafür sorgen, daß die jüdischen Mitglieder unserer königlich preußischen jüdischen Oberkirchenbehörde und die Theilnehmer an den einzuberufenden Synoden keine Orthodoxen sein werden, sondern daß sie sämmtlich oder mindestens in überwiegender Mehrzahl der Reformpartei angehören werden; also unbesorgt! — meine werthen Herren! — so antworten wir. — Wir wollen auch eure durch königl. preußische Gensdarmerie den Gemeinden aufgezwungenen Reformer und Reformen nicht, wir spucken auf eure durch Regierungsdecrete und Polizeimaßregeln anbefohlenen und aufgenöthigten Reformen, wie nicht minder auf die von einer „liberalen" jüdischen Synode und einem „liberalen" jüdischen Oberkirchenrathe oder jüdischen Oberconsistorium emanirenden Glaubensartikel, Synagogenordnungen, Religionsbücher u. s. w.; wir spucken darauf! — Ihr versteht uns nicht? Unsere Sprache klingt euch so fremdartig? — Ach, ja wohl, ihr seid eben keine Amerikaner, in der geistigen Atmosphäre, in der ihr „Liberalen" athmet und lebet, weht leider! keine amerikanische Luft, und die Freiheit, die ihr meinet, gehört schon eher zu der Sippe der gallikanischen Freiheit, welche die „Pfaffen" hängt und die „Mucker" zum Land hinaus treibt. Geehrte Herren, ihr seid leider! keine „Amerikaner".

Auf noch einen besonderen Zug in der „Amerikanisirung" des Judenthums müssen wir hinweisen, ehe wir schließen. Im Geist des Amerikanismus ist es, daß man einem jeden Individium und einem jeden freien Zusammenschluß von Individuen das weiteste Recht zugesteht, ganz nach innerster Ueberzeugung religiöse Ansichten zu hegen und zu äußern und dieselben im Cultns und im Leben ungestört zu bethätigen, insoweit dadurch Andere in ihren Freiheiten und natürlichen Rechten nicht beeinträchtigt werden. „Du, mein Bruder, gehe deine Wege, und ich gehe die meinigen; aber laß' deshalb keinen Streit sein zwischen mir und dir, denn wir sind ja Brüder." Das alte heilige Patriarchenwort spiegelt den Amerikanismus vortrefflich wieder. Da wo nun der Geist des ächten Amerikamus in Wirklichkeit zur Herrschaft durchgedrungen ist, wird man keine religiösen —religiösen? — Gehässigkeiten und Anfeindungen Andersdenkenden gegenüber finden, sondern Milde, Nachsicht, Toleranz, Gerechtigkeit. Der wahrhaft amerikanische Jude wird, falls er ein Reformer ist, in aller Liebe zu seinem orthodoxen jüdischen Nachbar sagen: Ich habe nichts dagegen, lieber Bruder, wenn Sie meinetwegen alle Bestimmungen und Satzungen des Schulchan Aruch beachten; Sie haben für Ihr religiöses Thun und Denken dasselbe Recht, wie ich für das meinige; nur lassen Sie auch mich unbehelligt. Und falls dieser amerikanische Jude ein Orthodoxer oder Conservativer ist, dann wird er in seiner Orthodoxie und trotz derselben zu seinem radicalen Nachbar sprechen: Kein Streit sei zwischen uns, wir sind ja Brüder; verfolgen Sie Ihre radicalen Wege, und ich gehe meine conservativen Pfade.

In der Wirklichkeit aber sind viele unserer hierländischen Stammesgenossen nur zufällig in Amerika lebende, aber nicht vom Geist des Amerikanismus erfüllte, oder auch nur von solchem Geiste angehauchte Juden. Und manche unserer jüdischen Zeitungs-Redacteure und Kanzelredner scheinen gar keine Ahnung davon zu haben, was eigentlich unter Amerikanisirung des Judenthums zu verstehen ist.

„Die Kraft, die dem Judenthume innewohnt, und die diesen Glauben seit Jahrtausenden rein und unverfälscht erhält, quillt aus der Reinheit und dem Mangel an jeglichem Falschen innerhalb dieses Glaubens. Das Judenthum strebt Sittenreinheit und Veredelung des Menschen an, die Liebe zu Gott und zu den Menschen. Daher stammt auch die Liebe zur Familie und der Wohlthätigkeitssinn, die bei dem Juden auf dem ganzen Erdreich in gleicher Weise entwickelt sind, und auch von den Andersgläubigen häufig lobend anerkannt werden.

Prag, 29. März 1894.

Dr. Bendiener.

Die Juden Englands.

Eine Skizze von Rabbiner Dr. Strauß, Bradford, England.

Geschichtliches.

Der Aufenthalt der Juden in England geht nach Einigen bis auf die Römerzeiten zurück. Sicher ist, daß unter der Herrschaft der angelsächsischen Könige schon eine beträchtliche Anzahl von Juden von einigem Einflusse in England vorhanden war. So lesen wir in einem noch erhaltenen Erlaß des Erzbischofs Ecbright von York das Verbot, wonach kein Christ mit einem Juden essen, noch sich an jüdischen Religionsgebräuchen betheiligen dürfe. Wilhelm der Eroberer (1066—1087) begünstigte die Einwanderung der Juden aus Frankreich. In Oxford hatten sie eine Synagoge und sogenannte Halls oder Lehrhäuser, welche auch von Engländern zum Zweck des Studiums der hebräischen Sprache und Literatur besucht wurden. Es gab eine Moyse's Hall, Jacob's Hall und Lombard's Hall. Sie vermittelten auch den Außenhandel mit dem damals commerciell nicht unbedeutenden Oxford und führten die den Handelsverkehr erleichternden Wechsel ein.

Von Wilhelm Rufus (1087—1100) wurden sie gut behandelt. Dieser König veranstaltete auch eine damals in anderen Ländern bekannte Religions-Disputation zwischen Bischöfen und Rabbinern, die wie gewöhnlich ohne weitere Resultate verlief. Wer kennt nicht Heine's Worte:

„Das ist nicht ein weltlich Stechen,
Keine Eisenwaffe blitzet.
Eine Lanze ist das Wort,
Das scholastisch scharf gespitzet."

Bald aber begannen schlimmere Zeiten. Die zügellosen Horden, die unter dem Zeichen des Kreuzes nach Palästina zogen, kühlten zuerst ihren fanatischen Eifer an den unschuldigen Brüdern ihres Erlösers in Europa. Unter Richard Löwenherz (1089—1099 wurden Grausamkeiten jeglicher Art gegen die Juden in England verübt. In diese Zeit fällt die Tragödie in York Castle, wo einige hundert Juden, dem schmählichsten Verrath preisgegeben, ihr Leben opferten, um der Schande des Glaubenswechsels zu entgehen.

Obwohl Johann ohne Land (1199—1216 die Juden unbehelligt ließ, so begannen doch bald wieder die alten Bedrückungen und Plünderungen. Heinrich III. (1216—1272) verkaufte die Juden an seinen Bruder Richard, Grafen von Cornwall, um die Summe von 5000 Mark, wofür der Letztere das so erworbene Eigenthum bis auf's Blut aussaugte. — Könige und Barone behandelten die Juden als Schwämme, die man nur auszudrücken brauchte, um Geld zu erhalten.

Eine der größten Verirrungen des menschlichen Gehirns, der Blutaberglaube, wonach schon die alten Römer die ersten Christen bezichtigten, daß sie Kindern Blut entzögen zum Zwecke ihrer Gottesdienste [1]), fand auch jetzt Verbreitung unter den Christen, welche nun die Juden eines solchen ungeheuerlichen und unmöglichen Verbrechens beschuldigten. Ungeheuerlich und unmöglich, da dem Juden selbst der Genuß des thierischen Blutes verboten ist. Um wie viel größer ist ihm der Abscheu vor menschlichem Blute. [2]) Man klagte damals die Juden

1] Die Transsubstantion in der christlichen Kirche hat wohl die Veranlassung zu einer solchen Beschuldigung gegeben.

2] I Buch Mosis, Cap. 9, 4—6. III. Buch Mosis, Cap. 3, 17. V. Buch Mosis, Cap. 12, 23 und andere Stellen, vergl. auch II. Buch Mosis, Cap. 20, 13.

in Lincoln und anderen Orten an, sie hätten einen Knaben, der, wie kürzlich nachgewiesen worden ist, beim Ballspiele in eine Grube gefallen war und so seinen Tod gefunden hatte, zu religiösem Zwecke getödtet. Eine solche abscheuliche Anklage genügte, die so Angeklagten ohne weitere Untersuchung zu verdammen, hinzuschlachten und sich ihrer Habe und Güter zu bemächtigen.

Die Juden wurden jetzt selbst der persönlichen Freiheit beraubt, man betrachtete sie als herrenloses Gut, mit dem man nach Belieben schalten und walten konnte. Man erlaubte ihnen nicht mehr, Synagogen zu bauen, ja nicht einmal in ihren Häusern laut zu beten, damit kein christliches Ohr durch die Lobgesänge des Gottes Israels beleidigt würde. Kein Christ sollte mehr bei einem Juden in irgend welcher Weise dienen, noch in dessen Hause wohnen; kein Jude eine Kirche betreten, noch zu christlicher Fastenzeit Fleisch genießen, ja nicht einmal von einem Wohnort zum anderen ziehen.

War die Behandlung unter Heinrich III. schon grausam genug, so wurde sie noch raffinirter unter Edward I., der 1272 den Thron bestieg. Schon früher sollten erwachsene Juden eine sie von Anderen unterscheidende Kleidung tragen, jetzt mußten alle, die über sieben Jahre alt waren, männlichen oder weiblichen Geschlechts, einen gelben Fleck auf der Brustseite ihrer Kleidung zeigen, um sie leichter kenntlich zu machen u. sie verfolgen zu können. Das Volk, das bis dahin mehr oder weniger freundlich gesinnt war, begann jetzt auch sie zu mißhandeln, da es sah, daß Barone und Geistliche dies ungestraft thaten. Weil aber nicht viel mehr aus den Juden zu erpressen war, so verlangte man endlich deren gänzliche Austreibung, und so kam es, daß der König ein Dekret unterzeichnete, wornach den Juden der Boden Englands, auf dem sie schon vor Einführung des Christenthums heimisch waren, verboten wurde. Im Jahre 1290 mußten sie, 17,000 an der Zahl, England verlassen und in anderen Ländern ihre Zuflucht suchen.

Dreihundert Jahre lang hören wir nichts mehr von Juden in England, bis unter Elisabeth wieder einige insgeheim auftauchten. Sie waren äußerlich spanische Katholiken, aber im Geheimen Juden, die eine Syna oge in London besaßen. In Spanien wurden solche Juden Marannen [3]) genannt. Einer derselben, Namens Rodrich Lopez, war sogar Leibarzt der Königin Elisabeth. Er wurde indessen von fanatischer Intoleranz des Versuches, die Königin vergiften zu wollen, angeklagt und ohne langes Verhör wurde ihm der Prozeß gemacht.

Erst unter Cromwell, seit 1656, durften Juden sich wieder öffentlich in England zeigen. Der gelehrte Rabbi Manasse ben Israel, aus Spanien vertrieben und in Amsterdam ansässig, kam nach London, und seine Fürbitte für die Wiederzulassung seiner Glaubensgenossen hatte guten Erfolg. Cromwell setzte sogar seinem „Freunde" Manasse ein Jahresgehalt von 100 Pfund Sterling aus, dessen er sich jedoch nicht lange erfreute, da er im folgenden Jahre auf seiner Rückreise nach Holland starb.

Es waren kaum dreihundert jüdische Seelen, die zu Anfang der Regierung Karls II. in London lebten, aber man legte der Niederlassung der Juden in England kein Hinderniß mehr in den Weg. Bald darauf wurde die erste jüdische Gemeinde gegründet, die fast nur aus spanisch-portugiesischen (Sephardim) Juden bestand.

Unter den letzten Königen der Stuartdynastie fanden zwar noch mehreremale Unterdrückungen statt, aber die gerechten Forderungen der Juden fanden Gehör.

Seit Wilhelm von Oranien (1688) den Thron England's bestieg, werden die Juden als wichtiger Faktor im Staate anerkannt; ja Wilhelm soll einigen reichen Juden Amsterdam's das Gelingen seiner Landung in England zu verdanken haben, indem sie ihm Geld zu seinem Unternehmen vorstreckten.

Schon im Jahre 1723 wurde im Parlamente ein Gesetz durchgebracht, wornach Juden naturalisirte Staatsbürger werden konnten, aber die Intoleranz trug später den Sieg davon, und dieses Gesetz wurde im Jahre 1753 wieder aufgehoben. Es sollte noch ein ganzes Jahrhundert darüber hingehen, bis den jüdischen Einwohnern gleiche Rechte mit den andern eingeräumt wurden. Die Juden sahen auch ein, daß sie selbst sich umthun mußten, um ihre Menschenrechte zu erlangen. Seit Anfang des achtzehnten Jahrhunderts waren zu den bislang angesiedelten Sephardim auch deutsch-polnische (Aschkenasim) Juden nach England gekommen, und mit der Zeit erhoben sie sich zu Ansehen und Einfluß, so daß sie ihre sephardischen Brüder, die lange auf sie als eine niederere Klasse herunter sahen und sich nicht einmal mit ihnen verschwägern mochten, endlich sich ihnen näherten und im Jahre 1835 einen Bund mit ihnen schlossen unter dem Namen "Board of Deputies of British Jews". Dieser „Board of Deputies" bildet eine Art jüdischen Parlaments, zu dem fast alle Juden Englands Abgeordnete schicken. Es war dies zuerst das einzige Organ, welches die Rechte der englischen Israeliten gegenüber den Regierungen des In- und Auslandes vertrat. Seitdem aber die „Anglo-Jewish Association", die über ganz England und seine Kolonien verzweigte englische Abtheilung der "Alliance Israelite Universelle" von Reformjuden gegründet worden, nehmen auch die letzteren regen Antheil an dieser Vertretung, besonders gegenüber dem Auslande.

Gesetzliche Stellung.

Im Jahre 1851 war es schon so weit gekommen, daß der hochgebildete David Salomons in's Parlament gewählt wurde, aber er konnte seine Wähler nicht im Parlamente vertreten, da er den Eid „auf den wahren Glauben eines Christen" nicht leisten mochte. Erst 1858, als Baron Lionel de Rothschild als Vertreter der Londoner City in's Parlament gewählt wurde, beschloß das letztere, den jüdischen Abgeordneten zu erlauben, daß sie den Eid der Treue "more judaico" leisten dürfen. Es sind nur wenige Jahre her, daß auch im „House of Lords", der stolzesten Versammlung Europa's, ein Jude (Lord Rothschild) seinen Sitz hat. Heutzutage gibt es, außer dem Amte des Lordkanzlers, keine Stelle mehr, die den Juden nicht zugänglich wäre.

In der regulären Armee haben wir einen jüdischen Oberst und mehrere subalterne Offiziere.

Im höheren und niederen Richterstande findet man Juden. Einer der höchsten Richter des Landes war der vor wenigen Jahren verstorbene Sir George Jessel, der dem Judenthum zur größten Ehre gereichte.

In London und den größeren Provinzialstädten sind schon zu verschiedenen Malen erste Bürgermeister jüdischer Religion gewählt worden.

Schulen.

An den Universitäten, wo der sog. christliche Eid seit 1845 weggefallen ist, und den höheren Schulen sehen wir Juden in allen Zweigen der Wissenschaft, sowohl als Professoren, wie auch als Studenten.

In den größeren Städten, wie in London, Liverpool, Leeds und Manchester, wo zahlreiche Juden wohnen, gibt es jüdische Elementarschulen, die von hunderten von jüdischen Kindern besucht werden, und an denen jüdische Lehrer mit großem Erfolge wirken. Die jüdische Freischule in Belllane, London weist einen Schülerbesuch von über 3500 auf.

Bevölkerungszahl.

Genaue statistische Angaben der jüdischen Bevölkerung Englands zu geben, ist nicht möglich, da es hierzulande keine amtliche religiö e Volkszählung gibt. Es kann daher die Zahl der jetzt in England wohnenden Juden nur ungefähr angegeben werden. Es wird nicht zu hoch gegriffen sein, wenn wir sie auf 120,000 berechnen, wovon die eine Hälfte auf London, die andere auf Provinzialstädte kommt.

Religiöse Gemeinschaften.

Obwohl man, wie anderwärts auch in England von religiösen Sekten im strengen Sinne des Wortes kaum reden kann, so gibt es doch hierzulande vier verschiedene Abtheilungen von Juden, von denen jede eine besondere religiöse Richtung einschlägt.

Die älteste ist die der Sephardim, die spanisch portugiesische Gemeinschaft. Sie hatten bisher zwei Synagagen in London und eine in Manchester, wozu neuerdings noch eine vierte im Westende von London kommen soll. In Ramsgate besitzen sie ein Rabbinerseminar, eine Stiftung des sel. Philanthropen Moses Montefiore, das neuerdings Zeichen frischen Lebens von sich gibt. Sie haben ihr eigenes geistliches Oberhaupt, das den Titel Chacham, oder Chief Rabbi, führt. Ihre Aussprache des Hebräischen ist verschieden von der der Aschkenasim, und sofern sie die Worte dem grammatikalischen Accente nach betonen, richtiger, als die der letzteren. Dagegen ist ihre Aussprache des Buchstaben "Ayin" als eines nasalen "ng" entschieden zu verwerfen.

Die zweite Abtheilung besteht aus den nun schon in der zweiten und dritten Generation eingebürgerten Aschkenasim, den ursprünglich aus Deutschland, Holland und Polen eingewanderten Juden. Sie haben Synagogen in London und fast allen größeren Provinzialstädten, und haben einen Vereinigungspunkt unter dem Titel "United Synagogue" in London. Ihre Zahl ist größer als die der Sephardim. Ihr rabbinisches Oberhaupt nennt sich Chief Rabbi und hat seinen Sitz in London. Wie bei den Sephardim, so ist es auch bei ihnen eigenthümlich, daß nach der bekannten Theorie lucus a non lucendo zwar ein Ober- aber keine Unterrabiner im eigentlichen Sinne existiren. Wohl gibt es einige recht talentvolle „Ministers", die ihre Erziehung im „Jews College", dem Rabbiner- und Lehrer-Seminar der Aschkenasim erhalten haben. Aber sie dürfen sich doch nur „Minister" nennen, denn Rabbiner gibt es nicht; und „Minister" nennt sich jeder hierzulande, der die Gebete vorträgt und meistens dabei dem Geschäfte eines Schochet, wenn nicht gar einem noch weltlicheren Geschäfte, obliegt. Der Titel „Reverend", Ehrwürden, den solche „Ministers" sich beilegen dürfen, hat schon oft den Spott derer hervorgerufen, die das Amt eines Geistlichen von wirklich theologisch gebildeten Männern ausgeübt wissen möchten. In neuester Zeit ist unter diesen anglisirten Aschkenasim der Wunsch nach Vereinfachung und Verschönerung des Gottesdienstes durch Einführung von englischen Gebeten, Orgel u. A. laut geworden, und der Chief-Rabbi mußte diesem Wunsche in einiger Beziehung Rechnung tragen, obwohl er der Orgel und den englischen Gebeten Widerstand leistete. [4])

Die dritte Abtheilung umfaßt die drei Reformgemeinden, von denen eine in London (gegründet im Jahre 1842 und bald darauf) die zweite in Manchester sich befindet, während die dritte in Bradford von Jahre 1873 datirt.

Die Reform rekrutirt sich aus solchen Aschkenasim und Sephardim, denen der Geist des Judenthums höher steht, als die hunderte von Vorschriften, Ceremonien und Ritualien des Schulchan Aruch. Orgel, Chorgesang und Predigt in der Landessprache sind organische Bestandtheile ihrer Gottesdienste. Mit Ausnahme jedoch von Bradford sind Gebete und Gesänge in der Landessprache auch nicht in den Reform-Synagogen heimisch geworden. Jede dieser Synagogen hat ihre competenten Prediger, die unabhängig von einander die geistlichen Angelegenheiten ihrer Gemeinden leiten.

Die vierte Abtheilung, die seit den barbarischen russischen Verfolgungen sich in London und einigen Provinzialstädten ungemein vermehrt hat — es kommen jährlich bis zu 5000 Einwanderer — besteht aus den von Polen ausgewanderten Juden. Sie haben meistens aus ihrer Heimath gekommene Rabbiner, die ihre geistlichen Führer sind (wenn überhaupt hier von geistlich oder gar geistig die Rede sein kann). In London, wo ihre Zahl auf 150,000 angegeben wird, sucht man sie zu anglisiren, aber das dürfte eine schwere, jedenfalls in der ersten Generation unüberwindliche Aufgabe sein.

Obwohl der Staat sich nicht um die religiösen Angelegenheiten der Juden kümmert, so haben doch die Aschkenasim und Sephardim einerseits und die Reform andererseits die durch Parlamentsbeschluß gewährte Berechtigung von einer Art eigener **Standesbeamten für Schließung der Ehen.**

Werfen wir zum Schluß dieser Skizze einen Blick auf den Charakter der englischen Juden, so müssen wir gestehen, daß derselbe Achtung einflößt. Sie zeigen Festigkeit, Muth, Ausdauer und Opferfähigkeit in dem, was sie einmal für gut erkannt haben. Sie nehmen regen Antheil an staatlichen, socialen, wohlthätigen und religiösen Angelegenheiten und Männer von hoher gesellschaftlicher Stellung halten es nicht unter ihrer Würde, die wöchentlichen Gottesdienste in der Synagoge zu besuchen und religionsgemeindliche Interessen mit Rath und That zu fördern.

3] Das Wort stammt von dem sich auf den Fluch gegen die Ungläubigen beziehenden aramäischen Ausdrucke Maran-atha im I. Buch der Korinther, Cap. 16 v. 22 her, so daß also „Maranen" die Verfluchten bedeutet; natürlich im Munde der spanischen Katholiken.

4] Es ist zu hoffen, daß die seit ein paar Monaten gegründete "Jewish ministers Union" zu der Vertreter aller religiösen Richtungen gehören, mit der Zeit in vielem Ungehörigen Wandel schaffen wird.

Deborah.

Von Louise Mannheimer.

Dort, wo aus des duft'gen Thales Grunde
Das Gebirg Ephraim's sich erhebt,
Sucht' den Pfad ich, wo nach alter Kunde
Einst das Volk Israels hingestrebt;
Zwischen Ramah hier und Bethel drüben
Strömten sie den steilen Steg entlang,
Und ich forscht', ob leitend Spuren blieben
Hin zur Palme, wo Deborah sang.

Rings am Abhang, bei der Schlucht sich dehnend,
Späht' ich, achtend nicht der Stunden Fliehn;
Klimmend, wenn die Spur gefunden wähnend,
Glitt doch stets mein Fuß im feuchten Grün;
Schon entschwindet Kraft und fröhlich Hoffen,
In den Abendnebeln dunkel, kühl,
Sinkt mein Muth, vom Zweifels Pfeil getroffen,
Zu erreichen meiner Sehnsucht Ziel.

Da umrauscht mich wunderbares Wehen,
Es erfaßt mich, trägt mich leicht empor,
Ich erreiche schwebend jene Höhen,
Die unwegbar meinem Fuß zuvor.
Flüsternd grüßet mich Deborah's Palme
Und es lauschet mein entzücktes Ohr
Einem Sange, der, gleich einem Psalme,
Wie ein Bergstrom quillt mit Macht hervor.

Nun erschaut mein Aug' das hehre Wesen,
Deß erhaben Lied hier wiederhallt,
Wohl zu hohem Amte auserlesen
Ist solch kraftvoll edle Wohlgestalt:
Diese Stirne trägt der Weisheit Siegel,
Auf den schön geschwung'nen Lippen ruht
Fester Wille, in der Augen Spiegel
Strahlet göttlicher Begeist'rung Gluth.

Sinnend hing ihr Blick am Himmelsbogen,
Wo den Nord umkreisend herrlich, klar,
Jahveh's ew'ge Zeugen lautlos zogen,
Milder Sterne majestät'sche Schaar.
Nun des Liedes letzter Laut verklungen,
Blickt sie liebreich zu mir hin und spricht;
Hingerissen schau ich und bezwungen
Das durchgeistigt holde Angesicht.

Die Prophetin ist es, die ich sehe,
Doch erfüllt die Brust nicht bange Scheu,
Tief befriedigt, in Deborah's Nähe,
Schlägt das Herz mir ruhig, wunschlos, frei,
„Frieden mit Dir," spricht sie, „laß Dich nieder
„Auf den Rasen hier zur Seite mir,
„Kunde gieb mir, ob Israels Brüder
„Wandeln treu dem Ew'gen für und für.

„Stehen Führer auf, die sich erheben
„Wie Naftali, zieht zum Sieg er her,
„Preisend ihn, vor dem die Berge beben,
„Dessen Stimme übertönt das Meer?
„Feiern Führer zwischen ihren Hürden,
„Wie Reuben bei den Herden weilt,
„Sieht man Lanze, Schild, der Schwäche Bürden,
„Wenn Amalek droh'nd zum Angriff eilt?"

Zagend nur kann ich Dir Rede stehen,
O Deborah, denn was uns umgiebt,
Ist es leicht nicht voll und klar zu sehen,
Selbst dem Auge scharf und wohlgeübt.
Führer stehn bereit, das Volk zu leiten,
Wohl gerüstet mit der Waffen viel,
Die mit Feuereifer vorwärts schreiten;
Doch undeutlich ist dem Volk ihr Ziel.

Zögernd, zweifelnd folgen hier die Einen,
Dort die Andern bleiben kalt zurück;
Wessen Wort wird sie begeisternd einen?
Nach dem Führer späht umher der Blick.
Jetzt tönt selbst Dein Ruf, dem gern sie lauschten:
„Vorwärts meine Seele Du, mit Macht"
Nicht wie einst, als droh'nde Wogen rauschten,
Und Dein Ruf doch Glaubensgluth entfacht.

Was verwirrt des Volkes Geistesklarheit,
Daß es seiner Mission vergißt,
Nicht mehr hoch hält das Panier der Wahrheit,
Dies der Väter Erbtheil, nicht vermißt?
Wann wird wieder nach Erkenntniß trachten,
Nicht nach eitlen Zielen, herzbethört,
Auf die Lehre Zion's wieder achten
Judah, das Dem Ew'gen angehört?

„Judah hat vom Ew'gen sich gewendet,
„Irrt auf krummen Pfad und merkt es nicht,"
Ruft Deborah, „weil sein Blick geblendet
„Von der Morgensonne hellem Licht;
„Wenn Sein Auge sich geübt im Sehen,
„Schaut es wieder auf dem Stift'saltar
„Tag's die Wolken leitend vor ihm gehen,
„Nachts die Feuersäule immerdar.

„Kräftigt wankend Knie, stärkt schlaffe Hände,
„Weckt den Gottesgeist, verscheucht den Wahn,
„Mit dem Inhalt jener heil'gen Bände
„Drin verzeichnet Israel's Leidensbahn.
„Tröstend eint das Volk zu festem Bunde,
„Bahnt den Weg des Ewigen auf's Neu,
„Wie in Joschijahus Zeit gebt Kunde,
„Die vergess'nen Schriften bringt herbei!"

Mächtig weckst Du mir den Wunsch zu wirken,
Fachst, Prophetin, der Begeist'rung Gluth,
Anzukämpfen in des Geist's Bezirken
Gegen Wahn, mit Makkabäermuth;
Siechthum heilen, Elend zu bezwingen,
In der Lehre suchend jene Spur,
Der einst Moses folgt' um Heil zu bringen,
Lauschend heil'gen Stimmen der Natur.

Doch ergreift das Herz ein banges Zagen,
Denk' der Führer ich auf Zion's Höh'n,
Die vertraut sind mit des Volkes Klagen,
Heiltrank wie Gebrechen sie versteh'n;
Scharf wie Scheidewasser ist ihr Wissen
Erz von Schlacken trennt ihr krit'scher Geist, —
Wenn selbst sie so oft gestehen müssen,
Daß ihr Streben fruchtlos sich erweist!

Tiefen Ernst im Antlitz schweiget lange
Die Prophetin, bis sie Antwort gab:
„Ist dem Landmann zu bebauen bange
„Bergeshöh', pflanz' er in's Thal hinab;
„Doch der Samen wird nur kräftig sprießen
„Auf der Höh', wie in der tiefen Au,
„Wo die Wellen reicher Quellen fließen,
„Wo die Keime tränkt des Himmels Thau.

„Wird den Weinberg Scheidewasser nähren?
„Aetzend es kunstfert'gen Händen dient,
„Sondernd Gold von Schlacken, doch zerstören
„Wird's den Keim, der aufwärts strebt und grünt.
„So getränkt, nur Nesseln zwischen Steinen
„Nicht die Frucht des Heils ich dort erschau,
„Ehrfurcht vor dem Unsichtbaren, Einen
„Ist dem Weinberg Zions Himmelsthau.

„Wie und wann ward auf den Stein geschrieben
„Das Gesetz, das hehre Zehngebot,
„Daran kann der krit'sche Geist sich üben
„Doch es bleibt des Menschenthums Morgenroth,
„Des lebend'gen Gottes Offenbarung,
„Die, zu künd'gen jeder Nation,
„Israel anvertraut ward zur Bewahrung,
„Dies sein Amt, dies seine Mission.

„Israel soll länger nicht verweilen
„Sinnend, Worte wägend in dem Zelt:
„Auf, dies ist der Tag zum Sieg zu eilen
„Vor ihm ziehet Er, der Herr der Welt;
„Seine Führer vor ihm her zu schreiten,
„Liebe*) muß sie ihm zu Priestern weihn,
„Die in Liebe Hände segnend breiten,
„Sollen Priester ihm und Führer sein!"

Leise rauscht des Morgenwindes Wehen,
Würziger Duft der Felder steigt empor,
Und erröthend, auf den fernen Höhen
Tritt der junge Tag an's Himmelsthor,
Rings das stille, heit're, frische Weben
Von Deborah's Stirn' den Ernst verscheucht;
Lächelnd spricht sie: „Will Beweis Dir geben
„Jetzt, daß mein Vertraun dem Deinen gleicht!

„Zu vernehmen hat Dein Ohr gewähnet
„Daß mein Ruf nicht mehr wie eh'mals klang?
„Hillel's und die Stimme Schammai's tönet
„Statt der meinen, wohl schon Monden lang!
„Vierzig Jahre sind's, seit ich mußt sprechen,
„Uebt die Pflicht auch gerne, ich gesteh',
„Doch der Weisheitszahn hervor wollt brechen,
„Drängt im Gaumen schmerzhaft in die Höh'

„Hillel, Schammai mir zu Hilfe kamen,
„Du nur hast den andern Ton erkannt,
„Seit für mich das Amt sie übernahmen;
„Doch mein Gaumen ist nicht mehr gespannt,
„Wenn ich wieder frei von der Beschwerde
„Walt' als Mutter in Israel der Pflicht,
„Zu den Söhnen wenn ich sprechen werde.
„Dann vergeß ich auch der Töchter nicht!"

*) Rab. Chisda in Talmud Sotah, fol. 39 a.

— Im Judenthum gleicht Gott einem Vater, der die Erziehung seines Sohnes selbst besorgt. Zwischen beiden besteht ein unmittelbarer Verkehr. Im Christenthum gleicht Gott einem Vater, der seinen Sohn einem Erzieher anvertraut. Jede Vermittlung bewirkt Entfremdung.

Fr. M. Güdemann, Wien.

Jüdische Lehrer-Bildungsanstalten in Deutschland.

Von A. Treu. Münster in Westfalen.

"Without education no people nor community can hope to enjoy prosperity and permanent happiness. for intelligence is the foundation of good government and a healthy condition of society." — *Sacramento Daily.* — Record Union January 1. 1886.

Diesem Satze verleihen wir das literarische Ehrenbürgerrecht, ihn hiermit zum zweitenmale an die Spitze eines Artikels stellend. — Ist er ein Gradmesser der Kultur bei den Völkern im Allgemeinen, so weist er besonders auf das Volk inmitten der Völker, auf Israel, das Lehr- und Lernvolk hin. Denn das tragische Bild der Wanderung Israels unter den Völkern ist nur der Schattenriß von ihrer Unwissenheit, ihren Aberglauben und ihren Vorurtheilen. — "The age of reason" und „die Rechte der Menschen," wurden daher zum Prophetenruf vom Westen her (eines Amerikaners) zur Befreiung von des Mittelalters starren Fesseln, und wo diese Weckstimmen nach Osten als Lichtstrahl getragen, gelangte die bürgerliche Gleichstellung der Juden zur Sprache und That.

Diese begrüßten daher die frohe Botschaft vom Westen als Morgenröthe besserer Zeiten und wo die starre Macht der Kirchenstempel, der Adelswappen, des Ständehochmuthes mit allen Privilegien vor der Gleichstellung aller Bekenntnisse und dem „Rechte der Menschen" weichen mußte, da traten auch die Israeliten begeistert aus ihrem Dunkel, um mitzuwirken an der Hebung der allgemeinen Bildung, besonders der Volksbildung von unten auf. — Hierzu hatte Rousseau durch seinen „Emil" den Boden urbar gemacht, und der hochherzige und edle Pestalozzi dann praktisch das Vorbild gegeben.

Die Errichtung des Königreichs Westfalen hatte mit der Gleichstellung der Bekenntnisse für die Israeliten die Einführung der Consistorialverfassung zur Folge. Das Consistorium zu Cassel richtete eine Schule ein, in welcher nicht nur in der väterlichen Religion, sondern auch in den allgemeinen Fächern zur Bildung der Jugend unterrichtet werden sollte und reichte zugleich 1810 (unter besonderer Anregung des um Volksbildung und Veredlung des Gottesdienstes hochverdienten Jacobsohn) den Plan zur Gründung eines Lehrerseminars ein. — So gebührt Cassel unbedingt das Erstgeburtsrecht bei Nennung der israelitischen Seminare Deutschlands.

Leider folgte bald dem Frühlingswehen der nordöstliche Eishauch mit der Reaktion, die bürgerliche Gleichstellung wurde den Juden aberkannt und zur theoretischen Frage.

Der Drang nach dem Mitgenusse der allgemeinen Bildung ließ sich bei den Juden nicht ertödten. — Strebsame Jünglinge bereiteten sich autodidaktisch zum Examen vor einer staatlichen Prüfungskommission vor, und einzelne leistungsfähige Gemeinden richteten eine Privatschule ein.

Dem hochbegabten, edlen Meister der Pädagogik, Adolf Diesterweg, gebührt der Dank, israelitische Jünglinge unterstützt zu haben, er gestattete ihnen in seinem Seminare zu Moers zu hospitiren. Sein humanes Entgegenkommen wurde ihm von der ihn später bekämpfenden Reaktion zum Vorwurfe und zur Anklage gemacht.

Die examinirten israelitischen Lehrer erhielten die stets widerrufliche Concession, den Unterricht an einer Privatschule zu ertheilen. Diese Umstände machten den Mangel israelitischer Lehrerseminare fühlbar.

Fast zu gleicher Zeit wurden zwei Seminare, das zu Cassel und das zu Münster, durch das Vorgehen hochherziger und opferwilliger Männer in's Leben gerufen, diesen folgten später Hannover, Berlin, Cöln und Würzburg, die zwei letzten unter streng orthodoxer Richtung.

In Cassel griffen einige, für die Hebung der allgemeinen Bildung in den Gemeinden, thätige Männer den Plan von 1810 wieder auf, die Churfürstliche Regierung ertheilte die Genehmigung.

Der erste Bericht über das Casseler Seminar erfolgte am 30. Mai 1826 von dem ersten Lehrer desselben, von dem durch seine vielverbreitete Schulbibel bekannten, Dr. Büdinger (gest. 31. Januar 1841.) Nach der günstigen Entwickelung des Seminars in den ersten Jahren traten erschwerende Verhältnisse ein, welchen wieder eine Hebung der Anstalt im Jahre 1866 durch die Anstellung eines Direktors, des bewährten Pädagogen, Dr. J. Stein, folgte. 1866 zählte das Seminar keine 10 Schüler, die Gemeindeschule deren nur 26.

Das Lehrerseminar zu Münster ist im Jahre 1825 einzig allein durch den geistig hochstehenden Professor Dr. med. Alexander Haindorf errichtet worden. Diese Lehrer-Bildungsanstalt dürfte kennzeichnend in den Vordergrund gerückt werden; denn sie zog ein verwandtes, die Hebung des Judenthums bezweckendes Gebiet in den Kreis ihrer Wirksamkeit — ihr Ruf drang in die weitesten Kreise — bei der Einrichtung der Seminare Hannover und Berlin wandte man sich um Auskunft über Einrichtung ꝛc. an Haindorf (König Friedrich Wilhelm IV. hatte ein eigenhändiges Schreiben an Haindorf mit den Worten geschlossen: „Ich versichere Sie meiner herzlichen Theilnahme an dem Gedeihen desselben [Seminar] und verbleibe Ihr wohlgeneigter Friedrich Wilhelm K. P.") — in der Eigenart der Anstalt war manches hochbedeutsam. — Die dort ausgebildeten Lehrer wurden die Pioniere der Kultur in den Gemeinden, vor allem in Rheinland und Westfalen.

In Minden hatten 1825 einige hervorragende Gemeindemitglieder einen „Verein zur Beförderung von Handwerken unter den Juden" gegründet. Der Leiter dieses Vereins, Dr. med. Heilbron und der Oberpräsident von Westfalen, Freiherr v. Vincke, welcher mit Haindorf in freundschaftlicher Beziehung stand, hatten an diesen das Gesuch gerichtet, einen ähnlichen Verein für die Regierungsbezirke Münster und Arnsberg zu gründen. Haindorf übernahm die Ausführung des Planes unter Erweiterung des Rahmens. Seine gereifte Erfahrung, sein weitschauender, klarer Blick, seine humane Gesinnung sagten ihm, daß die materielle Hebung eines Volkes die der intellektuellen zur Grundlage haben müsse, und diese in der Verbesserung des Jugendunterrichtes zu legen sei. Er gründete den „Verein zur Beförderung von Handwerken und Künsten unter den Juden und zur Begründung einer Schulanstalt, worin arme und verwaiste Kinder Unterricht erhalten und künftige Schullehrer gebildet werden sollten." Hieraus ging nach wenigen Jahren hervor der: „Ver-

ein für Rheinland und Westfalen zur Bildung von Elementarlehrern und Beförderung von Handwerken und Künsten unter den Juden", auch unter dem Namen: Marks—Haindorf'sche Stiftung. Der Schwiegervater Haindorfs, Rentner Marks in Hamm, hatte dem Institute ein Kapital von 75,000 Mark überwiesen.

Mit dem Seminare wurde die Gemeindeschule als Uebungsschule für die Seminaristen unter dem Namen „Vereinsschule" verbunden. Sie hätte Simultanschule im besten Sinne des Wortes heißen können. Isr. Lehrer, Lehrer der Akademie, katholische und evangelische Geistliche wirkten an der Anstalt, die letzteren gratis. Viele Jahre wurde das Institut von Kindern aus hohen Beamten-, Militär- und Bürgerkreisen besucht; sie erhielt als Wohlthätigkeitsanstalt (da die meisten Seminaristen, aus dürftigen Familien, Unterricht und Unterhalt unentgeltlich hatten und haben) ansehnliche Beiträge christlicher Wohlthätigkeit; Landräthe und Bürgermeister übernahmen als Geschäftsführer die Förderung der Beitrögesammlungen in ihren Amtskreisen.

Solche Simultanität wäre heute bei dem Antisemitismus in Norddeutschland, ausgegangen von der Reichshauptstadt, unmöglich.

Außer den Lehrfächern auf dem Stunplan der staatlichen Seminarien, enthält der Unterrichtsplan der Marks-Haindorf'schen Stiftung noch die hebräischen und Religionsfächer, franz. Sprache — und früher zeitweilig Latein und Englisch.

Die Begeisterung für das Lehramt und die ideale Auffassung desselben machten die Schüler Haindorfs zu den Trägern der Kultur in den Gemeinden, wo sie als Jugendlehrer und Cultusbeamten wirkten. Zwar fanden sie Anfangs in vielen Gemeinden, namentlich des Rheinlandes, ein schwieriges Arbeitsfeld, dessen Boden durch alte Gewohnheiten, Vorurtheile und Zeloten eine schwierige Aufgabe der Ueberwindung und praktischer Klugheit stellte, man war vielfach gegen die „Neumodischen" eingenommen. — Diese „Neumodischen" bezeichneten den Gegensatz zu den „Bachurim" des Jargons, die zur Noth „Oren" und das zum täglichen Gebrauche gangbare Ceremonial lehrten. Der „neue Lehrer" erschloß die Isr. Elementarschule und ertheilte den Gesammtunterricht für das praktische Leben, den Religionsunterricht und das Hebräische nach pädagogischen Grundsätzen. — In vielen Gemeinden Süd- und Mitteldeutschlands unterrichtet noch der „Religionslehrer und Schochet" die Kinder in den Schulferien an Nachmittagen, während in Norddeutschland und in der Rheinprovinz die Elementarschule mit ihrem einheitlichen Unterrichte Regel ist.

In der jetzigen Strömung des sich schroff zuspitzenden Confessionalismus, auch in den Schulen, sollten die Israeliten besonderen Werth auf die Beibehaltung ihrer Elementarschulen und Einrichtung neuer Schulen legen, ohne in den Fehler der Gegner, nämlich des Rückschrittes, zu verfallen, und das um so mehr, als die Isr. Elementarschulen in ihren Leistungen von den Aufsichtsbehörden (Lokal- und Kreisschulinspektoren) lobend anerkannt werden; die Gemeinden sollten ihre Kinder vor der Beschämung durch antisemitisch angehauchte Lehrer schützen, die Liebe zu der Religion ihrer Väter erwecken und erhalten.

Aus der Ferne, besonders von Holland aus, wandten sich Gemeinden an die Verwaltung der Marks-Haindorf'schen Stiftung, um aus dieser Lehrer zu erhalten. Eine stattliche Anzahl Münsterischer Lehrer hat sich neben der Amtsführung autodidaktisch für das akademische Studium vorbereitet, und haben sich als Aerzte, Philologen 2c. einen ehrenvollen Ruf erworben. Zwei derselben glauben wir hier hervorheben zu dürfen: Dr. med. Kronenberg, Solingen, und Prof. Dr. Leffmann, Heidelberg. Sie haben in Verbindung mit dem Schreiber dieses 1856 den „Verein israelitischer Lehrer für Westfalen und die Rheinprovinz" zur Hebung der geistigen und materiellen Interessen des Lehrerstandes gegründet, zugleich ein Unterstützungsverein für dienstunfähig gewordene Lehrer, Wittwen und Waisen. — Andere Schüler des Seminars haben in Amerika einen geachteten Wirkungskreis sich errungen, es bedarf nur der Erinnerung an den verstorbenen Rev. Gutheim — Cincinnati, der, ein Schüler Haindorfs, von der kleinen Stelle Sendenhorst nach Amerika ausgewandert ist.

In Hannover regte 1846 der Landrabbiner Dr. Adler, später Chief-Rabbi — London, die Gründung eines Lehrerseminars an; sein Nachfolger, Dr. Meyer, und der bekannte Dr. Frensdorf, brachten 1848 den Plan zur Ausführung. Zu den ersten sieben Schülern gehörte der jetzige Seminarlehrer Herr Sommer, welcher zur Zeit vom Provinzial-Schulkollegium bis zur Neubesetzung der Direktorstelle durch den Abgang Dr. Kroners, mit dem Direktorat betraut ist. Das Seminar hat verhältnißmäßig viele, und recht wackere Lehrer, bis jetzt gegen dreihundert, ausgebildet.

Das von dem verewigten Dr. Zunz in Berlin errichtete Seminar hielt sich nicht lange; erst zu Anfang der Fünfziger (S. oben) tauchte die Idee zur Neugründung eines Seminars wieder auf und wurde mit besserem Erfolge durchgeführt. Das Seminar blühte unter der Leitung des trefflichen Pädagogen Dr. Horwitz auf, und ist seit dem Tode dieses Leiters Herr Holzmann Dirigent des zeitweise gut besuchten Seminars. Der Zuzug der meisten Schüler ist vom Osten her und finden auch die meisten dort und in Schlesien als Lehrer Verwendung. Indeß haben „Berliner Lehrer" auch hier im Westen Stellung gefunden und sich als wackere Collegen bewährt.

Die Schülerzahl in den Seminarien ist beständigem Wechsel unterworfen. In Münster gingen 1847 nur 2, 1848 12 zum Examen; in den fünf Jahren 1862—1867 wurden 36 aufgenommen und 29 mit dem Reifezeugniß entlassen (als Handwerker bis dahin (1868) überhaupt 329 unterstützt), 1885 entlassen 8, 1894 mit dem Zeugniß der Reife 4 Schüler entlassen. Hannover hat im Ganzen bis 1894 als Lehrer 291 ausgebildet, und Cassel seit Dr. Steins Direktorium jährlich im Durchschnitt 4.

Das streng orthodoxe Seminar zu Köln, unter der Leitung des Herrn Dr. Plato, eines gewiegten Gelehrten im Hebräischen, ist zur Zeit stark besucht.

Die Existenzmittel der christlichen Seminare gibt der Staat her, und tragen somit die Israeliten dazu bei, obgleich keine Juden in denselben Aufnahme finden können. So sind die israelitischen Lehrerbildungsanstalten auf die freiwilligen Beiträge von Gemeinden und Privaten angewiesen. Nur Münster hat, Dank dem ehemaligen Kultusminister Dr. Falk, des so klar schauenden, human denkenden, gegen Alle gleich gerechten Mannes, seit 1875 sich einer staatlichen, auf den Etat übernommene Subvention zu erfreuen, mit welcher Beihülfe es dennoch schwierig ist, allen Anforderungen an die materiellen Leistungen ausgiebig zu entsprechen, denn die freiwilligen Beiträge sind in den letzten Jahren, veranlaßt durch sociale und politische Strömung, zurückgegangen, wozu die Beisteuer für die Russen — die Abwehr des Antisemitismus — und verschiedene Vereinsbildungen von der Unterstützung bewährter — der nothwendigsten Institute, wie Lehrerbildungsanstalten und Waisenhäuser, — ablenken. Gerade diesen Instituten sollte — nach dem Ausspruche Saladins im Nathan — nichts abgedarbt werden.

Mit Rücksicht auf den zur Verfügung gestellten Raum im Verhältniß zu dem weiten Stoffgebiet, möge das längere Verweilen bei einer Bildungsanstalt nicht als ein Zurückschieben ihrer Colleginnen aufgefaßt werden, sie haben alle denselben hohen Beruf. Sie sollen und dürfen wetteifern im Dienste religiöser und allgemeiner Bildung gegen Vorurtheil — zum Heile aller Menschen und dem Judenthume zur Ehre!

Frisch und fromm, ohne falschen Schein,
Frei — überzeugungstreu zu sein.

Psalm 124 und 125.

Von Dr. M. Jastrow in Philadelphia.

Die Pilgerpsalmen (Schire ham-Maaloth) sind Grüße, welche die Gliedmaßen des israelitischen Volkskörpers dem Haupt zusenden. In den oben bezeichneten zwei Psalmen haben wir eine poetische Ansprache der Gliedmaßen an das Haupt und die Erwiderung darauf, welche von dem Hauptquartier des israelitischen Religionslebens ausgeht.

Psalm 124 bedarf kaum einer weiteren Erklärung. Seine Sprache ist einfach, die Situation ist klar. Eine furchtbare Verfolgung, geplant zur Ausrottung des israelitischen Stammes in einem Lande, fern von Palästina, ist glücklich abgewendet worden, Dank der Vermittlung einflußreicher Personen, die im rechten Moment zur Front kamen „im Namen des Ewigen, der Himmel und Erde geschaffen."

So der Herr nicht bei uns wäre —
So singe Israel —
So der Herr nicht bei uns wäre,
Da ein Mensch sich aufmacht' wider uns:
Sie verschlängen uns lebendig,
Wenn ihr Zorn entflammet über uns.
Die Wasser hätten uns ersäuft,
Die Ströme wären über uns gefahren!

Dank dem Ewigen, der uns ihren Zähnen
Nicht zum Raube gab dahin!
Unser Leben ist entkommen,
Wie ein Vöglein des Voglers Schlingen:
Schlinge rissen, wir entkamen,
Uns're Hülfe steht bei'm Herrn,
Der Himmel schuf und Erde.

Es bedarf keines langen Blätterns in den Annalen des jüdischen Volkes, um die historische Thatsache zu finden, auf welche unser Psalm hinweist.

Was das Buch Esther so dramatisch des Weiteren erzählt, ist hier in epigrammatischer Kürze und poetischer Einfachheit wiedergegeben. Ein babylonischer Dichter sendet die Botschaft von Israels wunderbarer Befreiung aus den Schlingen, die der tückische Haman ihm gelegt, an seinen Glaubensbruder in Jerusalem. Es ist eine Depesche auf dem elektrischen Drahte religiöser Poesie, an das religiöse Hauptquartier gesandt. Wir hören den Jubelton: „Die Schlingen rissen, wir sind entkommen, uns're Hülfe steht bei'm Herrn, der Himmel schuf und Erde."

Und nun kommt die Antwort vom Hauptquartier, nicht in der Form einer jubelnden Beglückwünschung, wie wir erwarten mochten, sondern als eine ernste Mahnung, nicht Haß mit Haß zu begegnen, sondern das Rachefeuer, das in den Herzen der so knapp der Vernichtung und dem Verluste alles gesetzlichen Bürgerschutzes Entkommenen zu brennen schien, zu dämpfen.

„Die Schlingen rissen, wir sind entkommen, uns're Hülfe steht bei dem Herrn, der Himmel schuf und Erde," — daran halte dich, Israel, ist die Antwort, die aus Zion kommt.

„Die dem Herrn vertrauen,
Bleiben wie Berg Zion,
Unerschütterlich, ewig.
Jerusalem umgeben Berge,
Sein Volk umgibt der Herr
Von nun an bis in Ewigkeit.
Nein, der Bosheit Ruthe
Ruhet nicht auf der Gerechten Loos:
Darum sollen die Gerechten nicht
Gegen das Unrecht ausstrecken ihre Hände.
O Herr, den Guten thue wohl,
Und denen, die gerechten Herzens sind.
Und die auf krummen Schleichwegen abweichen —
O, daß der Herr sie leite,
Nebst denen, welche Uebel wirken:
Friedensgruß für Israel!"

Wie Jerusalems natürliche Festung, die nimmer weichenden Berge rings herum sind, so ist Israels natürliche Veste sein Vertrauen, das nimmer wankende Vertrauen auf Gott und seine gerechte Sache.

Rache! Welch' ein schrecklich Wort! Wir versuchen gar oft dem Worte aus dem Wege zu gehen, aber üben die That. Wir nennens nicht Rache, wir nennens gerechte Vergeltung; wir fühlen uns von Gott als Vollstrecker seiner Gerechtigkeit berufen, und unter dieser selbsttäuschenden Verkleidung fröhnen wir die gefährlichste alle Leidenschaften, — die Leidenschaft der Rache. Der Mensch ist ein sophistischer Advokat, und Richter Gewissen ist nicht immer unbestechlich.

Als David, mit dem Zipfel des königlichen Mantels in der Hand, als Zeugen seiner Herrschaft über die verlockende Gelegenheit zur Rache, seinen Verfolger anredete, sprach er: „Es richte der Ewige zwischen mir und dir, und räche mich der Ewige an dir, aber meine Hand sei nicht an dir. Wie der Spruch der Altvordern besagt: Von Frevlern kommt Frevel, aber meine Hand sei nicht an dir."

Das heißt: Bosheit wird bestraft, aber der Mensch hüte sich davor, sich selbst zum Werkzeug göttlicher Gerechtigkeit zu ernennen.

Diese in mehrfachen Bibelstellen wiederkehrende Idee ist hier in unserem Psalm mit den schönen Worten ausgedrückt: „Die Ruthe zur Bestrafung der Bosheit ruhe nicht auf dem Loose der Gerechten." Es ist nicht die Mission derer, welche ihrer Gerechtigkeit und Unschuld sich bewußt sind, sich als die Ruthe der Bestrafung in den Händen Gottes zu betrachten. Hüte dich vor dieser Selbsttäuschung, die gar oft Nationen sowohl wie Individuen irregeleitet hat! Fanatismus und Grausamkeit sind die Kinder dieser frommen Selbsttäuschung. Das Loos der Gerechten ist nicht die Strafruthe, sondern der Stab der Liebe. „Darum sollen die Gerechten nicht an Unrecht Hand anlegen."

Es ist nicht Zufall, daß diese Phrase vom Ausstrecken der Hände, wie in dem Buche Esther mehrmals sich findet, hier aufgenommen ist.

Den Juden im persischen Reiche war die Erlaubniß gegeben worden, „sich zu rächen an ihren Feinden," und sie versammelten sich demgemäß, „Hand anzulegen an diejenigen, welche ihr Unglück gesucht," und wiederum, „doch nach der Beute streckten sie ihre Hand nicht aus."

Wir hören den Psalmnisten sagen: „Was auch immer in dem Akte der Selbstvertheidigung gegen die Pöbelmassen und ihre militärischen Führer, die

gegen euch in den persischen Provinzen aufstanden, geschehen sein mag; jetzt, da ihr zu Macht und Einfluß gelangt, erlaubt euch nicht die Politik der Rache an euren politischen Widersachern zu verfolgen! Sagt nicht, wir sind Gottes Werkzeuge; wir wollen jetzt das Loos (גורל), welches Haman gegen uns geworfen, in unsere Hände nehmen. Die Ruthe der Bosheit muß niemals auf dem Loose der Gerechten ruhen; darum sollen die Gerechten nicht gegen den Frevel ihre Hand ausstrecken.

Lohn und Strafe sind in Gottes Hand; „mein," sagt der Herr, „ist Rache und Vergeltung; es ist aufbewahrt bei mir, versiegelt in meinen Schätzen."

Und so fährt unser Sänger fort: „Thue gut, o Herr, den Guten und denen, die redlich sind in ihren Herzen." Belohne diejenigen, welche aus reinen selbstlosen Beweggründen zur Rettung ihres Volkes aufstanden.

Aber diejenigen, die ihre Wege krümmen, die Tückischen und die Heuchler, die Schmeichler und Mantelträger, welche stets in dem Geleite der Erfolgreichen sich einstellen, um unter der Maske des Patriotismus und des Parteieifers ihre niedrigen Zwecke zu verfolgen; diese gefährlichen Elemente im Bunde der Gerechten — und andererseits diejenigen, welche Uebel wirken und ihre Feindseligkeit gegen Israel fortsetzen — was soll mit denen geschehen?

Wir würden erwarten, daß der Dichter, wenn nicht einen Fluch, wenigstens ein Gebet, daß der Herr sie bestrafe, aussprechen würde. Und in der That scheints, ob er ein solches Gebet auf der Lippe gehabt und unterdrückt, um einem edlern Gefühl Raum zu geben.

Thue gut den Guten und denen, die redlich sind in ihrem Herzen — und was diejenigen betrifft, welche ihre Wege krümmen, möge Gott *sie* leiten und ebenso diejenigen, welche Unrecht üben.— „Möge der Herr sie leiten" — das ist ein liebevolleres Gebet um Bekehrung der Sünder, als manche Kirche heutzutage noch betet.

Dies ist die Botschaft der Mutter Zion an die fernen Brüder im Innern des Perserreiches, schließend mit dem gewöhnlichen Gruß: „Friede über Israel!"

Einige Bemerkungen über talmudische Ethik.

Von Dr. M. Mielziner, Cincinnati, O.

Ethik ist die Blüthe und Frucht am Lebensbaum der Religion. Das Endziel der Religion ist, das innere und äußere Leben des Menschen so zu veredeln, daß er nur das liebe und thue, was recht und gut ist. Dies ist eine biblische Lehre, die fast in jedem Buche der heiligen Schrift mit Nachdruck wiederholt wird. Es sei hier nur an das erhabene Wort des Propheten Micha (6,8) erinnert: „Er hat Dir kund gethan, o Mensch, was gut ist, und was der Ewige von Dir fordert: nur Recht thun und Liebe üben, und demüthig wandeln vor Deinem Gotte."

Die ethischen Lehren der Bibel sind allbekannt. Uebersetzt in allen Sprachen der Welt, ist dieses heilige Buch Jedem zugänglich, und wer es mit offenen Augen und mit vorurtheilslosem Sinne liest, muß gestehen, daß es die höchsten Grundsätze der Moral lehrt, Grundsätze, die durch kein ethisches System der alten und modernen Philosophie übertroffen und beseitigt worden sind.

Wie aber steht es in dieser Beziehung um den Talmud, dessen Autorität lange der der Bibel fast gleichgestellt war?

Obschon hauptsächlich mit Diskussionen über das Civil-, Criminal- und Ritual-Gesetz beschäftigt, wie es auf Grundlage der Bibel sich während des zweiten Tempels und nach demselben bis zum sechsten Jahrhundert der gewöhnlichen Zeitrechnung entwickelt, so widmet der Talmud auch ethischen Lehren viel Aufmerksamkeit. Nicht nur sind ein Traktat der Mischna (nämlich Pirke Aboth) und einige Baraithoth (als Aboth de Rabbi Nathan und Derech Erez) fast ausschließlich mit ethischen Lehren beschäftigt, sondern solche Lehren sind auch reichlich in den agadischen Stellen enthalten, welche so häufig in allen Theilen des Talmud in die Gesetzdiscussionen hineingestreut sind. Auch der Midrasch, eine nachtalmudische Sammlung von Auszügen aus volksthümlichen Vorträgen der alten Lehrer über biblische Texte, enthält eine große Fülle von ethischen Lehren und Grundsätzen der Talmudlehrer, welche gleichfalls in Betracht genommen werden müssen, wenn von talmudischer Ethik gesprochen wird.

Es darf nicht vergessen werden, daß die talmudische Literatur eine Periode von nahezu achthundert Jahren umfaßt und daß die zahlreichen Lehrer, deren ethische Anschauungen und Aussprüche in dieser ausgedehnten Literatur verzeichnet sind, in Bezug auf Geist und Autorität nicht eine gleiche Rangstufe einnehmen. Zur Seite derer, die am talmudischen Himmel als Sterne erster Größe leuchten, finden sich auch viele, die von geringerem Werth und Einfluß sind. Neben Aussprüchen großer, helldenkender und hochgesinnter Meister begegnen wir zuweilen auch sonderbaren Aeußerungen Einzelner, die nie zur Geltung gelangten. Nicht jede ethische Ansicht und Bemerkung, die in jener Literatur erwähnt wird, kann darum als Maaßstab talmudischer Ethik gelten, sondern solche nur können es, die im Namen anerkannter Autoritäten vorgetragen werden oder allenfalls in voller Harmonie mit dem allgemeinen Geiste sind, der die talmudische Literatur durchweht.

Die Weisen des Talmud machten keinen Anspruch darauf, Philosophen im strengeren Sinne des Wortes zu sein. Sie waren öffentliche Lehrer, Gesetzausleger, volksthümliche Redner. Als solche war es ihnen nicht darum zu thun, ein methodisch geordnetes System der Moral vorzutragen. Was sie wollten, war, ethische Wahrheiten und Lehren unter das Volk zu verbreiten in einzelnen gedrängten und markigen Sprüchen, die geeignet sind, sich dem Geist und Herzen der Hörer einzuprägen, oder auch in ansprechenden Gleichnissen und Erzählungen, welche gewisse moralische Pflichten und Tugenden veranschaulichen. Diese ihre Methode entsprach auch ganz ihrem Zwecke. Ihre ethischen Lehren drangen zu den Volksmassen und beeinflußten deren Lebenswandel, während bei den Griechen die ethischen Theorien und Systeme eine Sache der Philosophen und ihrer Schulen blieben, ohne auf die Massen einen erziehenden Einfluß auszuüben.

Wie das talmudische Recht das biblische zur Grundlage hat, auf die es weiter fortbaut, und demgemäß die einfachen Grundzüge zu einer reichen und mannigfaltigen Fülle verarbeitet, also verhält sich auch die talmudische Ethik zur Ethik der heiligen Schrift. Den heiligen Schatz biblischer Sittenlehre hatten die Rabbiner vor Augen und im Herzen. Diesen Schatz suchten sie zu verwerthen und durch ihre eigene Erfahrung und Weisheit zu bereichern. Hier entwickeln sie ein in einer Schriftstelle enthaltenes sittliches Prinzip und geben ihm einen weiteren Umfang und eine weitere Anwendung auf die verschiedenen Verhältnisse des Lebens. Dort krystallisiren sie große moralische Ideen zu einer kernigen Maxime als Richtschnur für den Lebenswandel. Bald verleihen sie einem Juwel biblischer Ethik einen neuen Glanz, indem sie ihm die goldene Einfassung ihrer eigenen Weisheit geben. Bald wiederum vereinigen sie einzelne Perlen biblischer Weisheit zu einem anmuthigen köstlichen Schmuck für das menschliche Leben. So ist die talmudische Ethik wesentlich eine Verarbeitung und weitere Entwickelung der ethischen Lehren, welche in dem Buche der Bücher enthalten sind.

Alles schon dagewesen!

Eine Reminiscenz, von S. H. Sonnenschein.

War das ein Aufsehen, als vor ein paar Jahren die Kunde durch die Welt flog, eines der ältesten und reichsten Erzbisthümer der Welt, das von Olmütz, sei einem veritablen „Cohn" zugefallen! So was wäre wirklich noch nicht dagewesen, meinte man allenthalben, und die überraschte Welt behauptete ohne Weiteres: dem guten, alten Ben Akiba sei diesmal ein Schnippchen geschlagen worden, von dem er sich nicht so bald erholen würde!

Und doch hat Uriel Acosta's weiser Mahner vollkommen Recht. Ich habe ihn persönlich gekannt (nicht den Ben Akiba, dazu bin ich nicht alt genug), aber den Mann, welcher von unmittelbar jüdischer Herkunft gewesen, und der Träger eines unverkennbar jüdischen Familiennamens gewesen ist, und der, was die Hauptsache, mit unverhüllten jüdischen Sympathien, vom Jahre 1851 bis zum Jahre 1874 auf dem Bischofssitz von „Heiligenkreuz", der uralten oberungarischen Sohler Diözese thronte. Und „Moyses" hieß er, ein Name, der heute noch zu den verbreitetsten und geachtetsten unter den jüdischen Familien in Kroatien zählt.

Bischof Moyses war ein Mann, zum Kirchenfürsten wie geschaffen. Eine Cavaliergestalt von Kraft und Adel, eine imposante geistige Persönlichkeit, voll gewinnender Suada und vielseitiger Gelehrsamkeit. Zur Zeit des Ausbruches der ungarischen Revolution war der kaum dreißigjährige Priester bereits der populärste Professor am erzbischöflichen Seminar zu Agram, und als Ban Jellachich die dynastische Fahne gegen die entfesselte Freiheitsströmung der edlen Magyaren ins Feld führte, schloß sich der für die kroatischen Sonderinteressen begeisterte Moyses als redegewaltiger Volksführer den Gränzer-Schaaren an. Die siegreiche Dynastie vergaß ihre Getreuen nicht, und nach dem völligen Niederbruch der Revolution empfing Moyses als Lohn für seine Loyalität das slovakische Sohler Bisthum. In den Comitaten Bars und Sohl, welche den Haupttheil und die reichsten Pfründen seiner Diözese bildeten, durften vormärzlich Juden nicht wohnen. Der Revolutionssturm aber hatte diese Ausnahmszustände hinweggefegt. Und Bischof Moyses war ein Freund, ein treuer, ein unentwegt treuer Freund der Juden. Er machte seinen ganzen Einfluß geltend, um die jüdische Freizügigkeit zu fördern, die erbgesessenen Vorurtheile zu bannen oder wenigstens zu dämmen, besonders aber dem unduldsamen Fanatismus des niedern Klerus mit aller Macht entgegenzuarbeiten.

Hier ein Beispiel seiner Thätigkeit auf diesem Gebiete, einen Fall, den ich selbst miterlebte. Zur Diözese des Bischof Moyses gehörte auch das Thurozer Comitat, dessen jüdische Bevölkerung seit dem Jahre 1826 dem Oberrabbinat meines gottseligen Vaters als Cultusgemeinde ganz im Geiste alt-patriarchalischer Würde zugethan war. Die Thurozer Juden waren mit unter den Ersten, welche von der frischen Freizügigkeit Gebrauch gemacht hatten, und fast alle Pächter des weit ausgedehnten bischöflichen Großgrundbesitzes waren Thurozer Juden. Da verstand es sich von selbst, daß bei jeder Rundreise, welche der Herr Bischof in seinem Sprengel veranstaltete, die Thurozer Cultusgemeinde an den offiziellen Empfangsfeierlichkeiten zu Ehren Sr. Eminenz sich namhaft betheiligte. (Solche von einer exotisch eigenthümlichen und dabei echten Toleranz eingeflößte, traute Sitte herrscht heute noch im schönen Ungarlande.) Da traf es sich, daß ich im August 1863, meine letzten Candidatsferien im Vaterhause zubringend, mit Zeuge einer solchen, geradezu pompösen Willkomms-Begrüßung Sr. Eminenz war. Eine Deputation der jüdischen Cultusgemeinde, bestehend aus dem Oberrabiner, dem Vorstand und meiner Wenigkeit als Sprecher, hatten die übliche Vorstellung, und wir wurden, wie das so gang und gebe, zu dem in der Dechantei für den Abend anberaumten Ehrenbankett officiell eingeladen. Wir folgten der Einladung. Jedoch, wie sich das unter den damals gebotenen Verhältnissen von selbst verstand, nahmen wir blos an den Weinen, am Kaffee und an den Confitüren Antheil. Dann folgten die Tischreden. Die Gruppe der Juden wurde weder übersehen, noch überhört. Ich sprach einen kurzen, wohlvorbereiteten Toast und brachte ein jüdisches Hoch auf Sr. christliche Eminenz aus. Der Herr Bischof ließ sich herab, den jungen Rabbinats-Candidaten mit ein paar herzlichen Worten auszuzeichnen und reichte mir die Hand. — Das war für einen „halbbespitzten" alten geistlichen Herrn denn doch „der Toleranz zu viel"! Mit einer in Folge des schweren Ballastes etwas komisch aussehenden Würde erhob sich Se. Reverenz, „jeder Zoll ein Dominicaner!" Was er eigentlich sprach, das weiß ich nicht mehr, das habe ich vergessen, denn er *sprach* überhaupt nicht; er sagte blos etwas. So etwas ungefähr von viel zu viel Aufhebens, das man von den Juden macht, und dergleichen . . .

Aller Augen waren auf den Bischof gerichtet. Der aber schwieg. Toast folgte auf Toast. Und als *endlich* die Abschiedsstunde schlug, (denn wir Juden befanden uns in gar peinlicher Verlegenheit) da erhob sich ruhig, und mit der ganzen so imponirenden Liebenswürdigkeit seines Wesens, der Herr Bischof und hielt eine kurze Ansprache des hauptsächlichen Inhalts: „Er wünsche, daß die Herren Fratres etwas mehr studirten und etwas weniger tränken! Und daß sie sich ganz besonders die Werke des heiligen Augustinus zu Gemüthe führen möchten. Denn nur dann und so würden sie es lernen, mit welcher Anerkennung dieser größte aller römischen Kirchenväter von den Juden und dem Judenthum, und von der Mission, welche dasselbe noch zu erfüllen habe, ausdrücklichst bei mehr als einer Veranlassung sich ausspricht, und die Herren Fratres würden dann ganz gewiß keine Dummheiten mehr machen!" — Tableau!

Nicht wahr: Es ist schon Alles dagewesen!

Das Haar der Berenike.

Von Ludwig August Frankl.

Aegyptens Königstochter Berenike
War jung vermählt mit Evergetes,
Dem Ptolemäer; heiß von ihm geliebt,
Bot sie auch ihm der Liebe sel'gen Reichthum.
Schön war sie, und der Dichter Lippen priesen
Der blauen Augen leuchtende Türkisen.
Von ihrem Lächeln ging im Land die Kunde,
Sie säe Perlen mit dem Pupurmunde.

Zwei Lilienblätter ihre Wangen,
Darauf die Morgenröthe aufgegangen,
Beseelte weiße Rosen ihre Brüste,
Die, als er sie geschaffen, Gott selbst küßte.
Es glich ihr schlanker Wuchs der Lanze,
Geschwungen kühn beim Schwertertanze.
Schritt unter Palmen wandelnd, hin ihr Fuß,
Sie boten rauschend ihr den Schwestergruß.
Doch all die Schönheit schien gering
Dem, dessen Blick an ihrem Haare hing,
Das, leicht verhüllend, um nicht zu verblenden,
Als Mantel niederfloß bis zu den Lenden,
Hinab bis zu den purpurnen Sandalen,
Ein Wasserfall aus gold'nen Sternenstrahlen.

Es überzog den König Evergetes
Sein Nachbar Antiochos Theos mit Krieg;
Da riß sich los der Fürst von seiner Gattin,
Loswindend sich aus ihrem gold'nen Netze,
Und zog hinaus zum todesvollen Kampfe.
Zum Tempel aber schritt der Göttin Venus
Die Gattin und sie hieß den Priester scheiden
Von ihrem Haupt den gold'nen Wald der Haare,
Und betend brachte sie das Opfer dar,
Daß siegbeglückt der Gatte wiederkehre.

Nach Monden zog der König Evergetes
Von Sieg umleuchtet zu der Göttin Tempel,
Das gold'ne Haar der Königin zu holen,
Um es im reichen Schatzhaus seines Reiches,
Kostbarer ihm als Perl' und Edelsteine,
Als aller Kronenschmuck, stolz zu bewahren.

Seltsame Kunde wurde da dem König
Von einem Wunder durch den greisen Priester:
„Die Göttin hat das Opfer angenommen,
Und daß auf Erden einst das selt'ne Zeichen
Frommheil'ger Liebe nicht verloren gehe,
Versetzte an den Himmel sie als Sternbild
Das gold'ne Haar der Königin Berenike,
Daß es den sterblichen Geschlechtern leuchte,
Solange Sterne niederschaun zur Erde."

Humanität im Judenthum.

Von Nahida Remy.

I.

Schon lange vor der mosaischen Gesetzgebung erscheint in der Patriarchengestalt Abrahams ein edles Vorbild für echte Menschlichkeit. Wie kennzeichnend ist die friedfertige Art, mit der Abraham zu Lot sagt: „Es sei kein Streit zwischen mir und dir, zwischen meinen Hirten und deinen Hirten! Siehe — vor dir liegt das Land. Willst du zur Linken? gehe ich zur Rechten. Willst du zur Rechten? gehe ich zur Linken. Ganz, wie es dir gefällt!" — Als später der Genosse angegriffen wird, eilt er wie selbstverständlich zu seinem Schutze herbei und rettet ihn, und als er entschädigt werden soll, duldet seine Uneigennützigeit kein Geschenk. „Nichts für mich!" nur den Männern, die mit ihm gezogen, gönnt er einen Antheil. — Weiter wird erzählt, wie er drei Wanderer zur heißesten Tageszeit daher kommen sieht. Er läuft ihnen entgegen und bittet: „Geht doch nicht vorüber!" — Sofort gedenkt er des ersten Bedürfnisses eines im brennenden Wüstensande Wandernden: „Es werde ein wenig Wasser gebracht, damit ihr eure Füße waschet, dann ruhet aus, hier unter diesem Baum, ich will schnell einen Bissen Brod bringen, danach mögt ihr weiterziehen!" — Aber Abraham läßt es bekanntlich bei einem Bissen Brod nicht bewenden, Sarah muß schnell Kuchen backen, er selbst trägt Rahm und Braten herbei, setzt es ihnen vor, er bedient sie, eilfertig, fürsorglich, offenbar voller Freude, die Fremden erquicken zu dürfen. Ja, daß Abraham Tamarisken pflanzte, wird ihm im Midrasch (in einem Notarikon) als Wohlthat, durch welche er Gott verkünde, ausgelegt. Wenn nämlich die unter dem schattenspendenden Baum Erquickten ihm dann für Speise, Trank und Nachtlager dankten, verkündete er den Namen Gottes, indem er erwiderte: „Nicht mir, sondern Gott habt ihr zu danken, dessen Verwalter ich nur bin."

Aehnlich geht Lot den Wanderern entgegen, nöthigt sie in sein Haus, bereitet ihnen ein Mahl und will sie zur Ruhe bringen. — Ein liebliches Gemälde zeigt uns Rebecca am Brunnen. Eliefer bittet blos, ihn etwas Wasser aus ihrem Kruge schlürfen zu lassen, und „eilends läßt sie den Krug von der Schulter herab". Warum „eilends"? Warum eilt sie so? — Weil sie mitfühlt mit dem fremden Manne; der Arme! Durst thut weh! Dann gedenkt sie unaufgefordert der Kameele und schöpft von Neuem eilfertig und unermüdlich für alle seine Thiere. — Solche Kleinigkeiten, wie die Anrede Jakobs an die fremden Hirten, im fremden Lande: „Meine Brüder, woher seid ihr?" „meine Brüder"! und anderer unscheinbare aber charakteristische Aeußerungen menschenfreundlicher Art und Gesinnung des Verkehrs, muß ich natürlich übergehen, da sie uns zu weit führen würden.

Lehrreich ist die Geschichte Josephs in Aegypten; sie enthält Züge von Werkthätigkeit für die Mitmenschen, welche christliche Ausleger für bloße „Schlauheit" erklären, die jedoch von einem uneigennützigen Wohlwollen und einem rastlosen Sinnen und Sorgen für Andere zeugen. Wie sehr das Volk ihm auch in Dank und Liebe ergeben ist, zeigt die allgemeine Theilnahme bei Jakobs Tode. Als die Leiche jenseits des Jordans gebracht und begraben werden soll, da begleiten sie nicht nur die Söhne und Diener des Hauses Josephs, sondern auch die Vornehmen und Aeltesten Aegyptens, und die Bewohner des Landes.

Wir kommen zu Moseh. „Und es war keiner so demüthig auf Erden, wie Moseh." Diese Demuth und Menschenliebe gehören zu seinen eigenartigsten Charakterzügen. Eine Talmud-Legende sagt, warum Gott gerade Moseh erwählt habe: Ein Schaf, welches lahm geworden, trug er zur Quelle, um es zu tränken. Da sprach Gott zu ihm: „Du bist gütig gegen ein Thier, du wirst auch liebevoll gegen Menschen sein, dich erwähle ich zum Führer Israels." — Der Midrasch, das ist der vorzugsweise haggadische Commentar biblischer Bücher — schreibt, wie Moseh, als er erwachsen war, hinausging zu den Armen und Geplagten, zu den Ziegelbrennern und Tagelöhnern; da sah er sie fast erliegen unter ihrer Last, denn das Gewicht eines Mannes war einer Frau aufgebürdet, die Bürde eines Großen lag auf dem Kleinen, die Last des Jünglings auf dem Greise; da trat Moseh unter sie und ordnete und erleichterte ihre Lasten. Es trifft ihn einmal das Geschick, bei der Vertheidigung eines Wehrlosen den Angreifer zu tödten. In Folge dessen muß er in die Wüste entfliehen. Hier tritt er wieder als Beschützer des Schwachen auf, denn als die Hirten die Töchter Midjans, welche die Rinnen des Brunnens bereits gefüllt haben, verjagen wollen, da stand Moseh auf und half ihnen, und tränkte ihre Schafe.

Wichtiger aber als diese Kundgebungen des Einzelnen, — wenn er auch wie Moseh als Heros des Alten Testamentes vorbildlich erscheint — sind die gesetzlichen Bestimmungen in Bezug auf den Verkehr der Menschen untereinander. Hier liegt der Prüfstein für Geist und Gesinnung des Judenthums.

Zu den ersten Satzungen gehört das bedeutsame Wort: (II, 12) „Ein Gesetz soll für den Eingeborenen und für den Fremden sein, der sich in eurer Mitte aufhält. Die milde und menschenfreundliche Auffassung zeigt sich schon in der Bezeichnung גר für „Fremde", ha Geir, hagor besauchom, der Wohnende unter euch; — man vergleiche damit die Auffassung andererVölker, welche mit dem Worte „Fremd" zugleich den Nebenbegriff des Unfreundlichen, ja Feindseligen verbanden; so heißt bei den Römern der Gast Hostis, zugleich Feind, und bei den Griechen war jeder Fremde ein Barbar. Bei den Juden aber galt der Geir, der Fremde, als Schutzgenosse und Mitbürger, der auch bei religiösen Handlungen als Gleichberechtigter hinzugezogen wurde. Die ganze Culturhöhe und Bedeutung Israels spiegelt sich in diesem Gegensatze. Ferner heißt's: „Den Fremdling kränke nicht und bedränge nicht, denn Fremdlinge waret ihr im Lande Aegyten." Und im folgenden Kapitel nun zum dritten Mal: „Den Fremdling bedrücke nicht," „denn — man beachte die sittlich-schöne Motivirung! — ihr kennt ja den Seelenzustand des Fremden." — Nichts von blos gebotener Pflicht, nein, das Herz wird berücksichtigt, das Gemüth redet! Es heißt ausdrücklich Nefesch-Seele. We atem jedatem es Nefesch ha Geir!! — Ihr kennt die Bitterkeiten und Kümmernisse, die Ohnmacht und Oede des Einsamen unter der Menge! — Fern sei es von euch, das Gemüth dessen zu belasten, der unter euch lebt, sondern wie ein Freund sei euch der Fremde! Und ferner: „Wenn du Geld leihest dem Armen neben dir, sei nicht gegen ihn, wie ein Gläubiger, lege ihm nicht Zins auf," und „wenn du das Kleid deines Nächsten pfändest, bis Sonnenuntergang gib es ihm zurück. Denn es wird geschehen, daß wenn er zu mir schreit, so werde ich ihn hören, denn ich bin gnädig."

„Keine Wittwe und Waise bedrücket. Wenn du sie bedrückest und sie zu mir schreien, höre ich ihr Geschrei, und mein Zorn entbrennet."

Auf das Eingehendste wird gegen jede Schädigung des Nächsten gewarnt, nicht nur der Schädigung an Hab und Gut, Leib und Leben, sondern auch solcher sittlicher und moralischer Art, die oft, wie ein heimliches Gift nicht zu sehen und nicht zu fassen ist, und eben deshalb doppelt gefährlich erscheint; so zum Beispiel Verbreitung böser Gerüchte, falsches Urtheil, Umgang mit Bösen und große Rücksicht auf das Urtheil der Welt, Schmeichelei, Heuchelei, Beschenkung behufs Bestechung, Beeinflußung von maßgebenden Personen zu Gunsten Anderer oder gar zu eigenem Vortheil. Wahrlich, alle diese Bestimmungen zielen auf ein fast unerreichbares Ideal der Nächstenliebe hin!

Der Arme und Verarmte ist es aber, der ganz besonders in Schutz genommen wird. „Beuge nicht das Recht deines Bedürftigen!" — Aber es wird nicht blos das Böse-sein und Unrecht-thun streng verpönt, sondern die Aufforderung zum Gut-sein und Recht-handeln wird fort und fort wiederholt. Thatkräftige Hülfe soll man gewähren, wie und wo man kann. Nicht nur den Genossen oder dem Fremdling, was als selbstverständlich gilt, nein, auch dem Feinde soll man menschlich, hülfreich sich erweisen! Ja, dem Thier des Feindes! Im 23. Kapitel des II. Buches Moseh heißt es, Vers 4: „So du den Ochsen deines Feindes oder seinen Esel irrend antriffst, sollst du ihm denselben zurückbringen." Wie merkwürdig ist doch immer wieder die Steigerung des sittlichen Gedankens in der Bibel! — Hier heißt es „Feind"; also ein Gegner aus politischen oder auderen Motiven, der aber persönlich vielleicht gleichgültig ist, — jetzt heißt es aber Vers 5: „So du siehest den Esel deines Hassers erliegend unter seiner Last, hüte dich, ihn zu verlassen, sondern mühe dich, ihm beizustehen!" Ich weiß nicht, ob in irgend einem anderen Gesetzbuch oder Religionswerk Stellen von solcher Herzensgüte vorkommen.

Es folgen jetzt die rein menschlichen Gebote der Nächstenliebe. — Nicht „Unrecht-thun"! Einer dem Anderen, den Geringen wie den Vornehmen parteilos behandeln, den Tagelöhner nicht auf den Lohn warten lassen, Jeden nach Gerechtigkeit richten, dem Nächsten Nichts vorenthalten, vor den Blinden keinen Anstoß legen, dem Tauben nicht fluchen. — Welche psychologische Feinheit liegt in diesem Wort: dem Tauben nicht fluchen. Er hört es ja nicht! — Eben deshalb! Er kann sich nicht wehren, und so bleibst du ohne Strafe und dein Herz wird hart. — „Bleibe nicht müßig bei der Lebensgefahr deines Nächsten, hasse den Nebenmenschen nicht in deinem Gemüth," das heißt, du darfst ihn nicht blos äußerlich anfeinden, sondern auch heimlich keinen versteckten Groll gegen ihn hegen, dagegen: verweisen darfst du ihn, damit du nicht seinetwegen Sünde trägst." Wieder ein feiner psychologischer Zug: du bist verpflichtet, ihn zu warnen, um ihn rechtzeitig vor Schaden zu hüten. Hier, im III. Buch Moseh steht auch das wahrhaft göttliche Wort: „Liebe deinen Nächsten, wie dich selbst." Ja, zwei-, dreimal wird es wiederholt und zuletzt auf die Fremden selbst angewendet.

„Und wenn dein Bruder verarmt und seine Hand wird schwach, dann stärke sie, und wenn er schwankt, dann stütze ihn. An dieses Wort: „Wenn dein Bruder verarmt," knüpft sich eine überaus reiche Midrasch-Auslegung. Besonders wird betont, daß man mit heiterem Herzen Wohlthätigkeit üben solle, nicht widerwillig, und daß man überhaupt nur Vermögen besitze, um dem Nebenmenschen damit Gutes zu thun.

Was ließe sich endlich über die Einrichtung des Jubeljahrs alles sagen! Hier liegt ein Versuch zur Lösung der socialen Frage vor, welcher von anderen neueren Vorschlägen in Bezug auf Humanität bei Weitem nicht erreicht worden ist.

Was ließe sich über das eine Wort im 5. Buch Moseh beim Sabbathgebot sagen, das hier wiederholt und neu begründet wird: „Damit dein Knecht und deine Magd feiern wie du"?

Was ließe sich über die merkwürdige Steigerung des Humanitäts-Gedankens sagen, wenn auf Gott selbst, als Beispiel hingewiesen wird: „der das Recht der Waise und der Wittwe übt und den Fremdling liebt." Doch nicht blos der Pentateuch (der schließlich die schauerlichen Verwünschungen enthält über denjenigen, der seinen Mitmenschen ein Leid anthut), sondern auch die geschichtlichen Bücher, die Apokryphen, die Psalmen, die Sprüche gar sind überreich an Geboten der Humanität. Und die Pro-

pheten! Soll ich an Jesaias erinnern?

Indessen möchte ich noch Einiges über Humanität im modernen Judenthum nachtragen, deshalb sei nur der köstlich-charakteristischen Selbstschilderung Hiobs noch gedacht: „Ich rettete den Armen, der da schrie, die Waise, die ohne Beistand. Der Verlassene segnete mich, das Herz der Wittwe jubelte über mich. Auge war ich dem Blinden, Fuß dem Lahmen, Vater dem Dürftigen. Des Unbekannten Rechtsstreit unterstützte ich und das Gebiß des Ungerechten zerbrach ich und riß den Raub aus seinen Zähnen. Verzagten lächelte ich zu und saß als Tröster unter den Trauernden. Draußen durfte kein Wanderer übernachten, meine Thüren öffnete ich gegen die Straße."

II.

Vor mir liegt: „Offener Brief eines Juden an Herrn Professor Dr. Virchow." Der berühmte Gelehrte hatte in der von ihm und Fr. Holtzendorf herausgegebenen Schrift „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge" behauptet, daß die Juden, so lange sie einen Staat bildeten, keine Hospitäler gehabt und auch später „einen bestimmten Einfluß auf die Gestaltung der Krankenpflege niemals ausgeübt hätten". (!) Dr. David Cassel, der unlängst verstorbene hochverdiente Lehrer an der Hochschule für die Wissenschaft des Judenthums, in Berlin, berichtigte nun im obengenannten „Offenen Brief" diese ungeheuerliche Behauptung, indem er darauf hinwies, daß schon das ביתהחפשית (II. Kön. 15, 5 und II. Chr. 26, 21) ein Krankenhaus gewesen, und sobald den später in Ghetto eingezwängten und dann allmählig emancipirten Juden es irgend möglich wurde, sie sogleich an die Gründung von Krankenhäusern und anderen Humanitäts-Anstalten gingen. In der That zeigen die statistischen Jahrbücher und sonstigen Berichte eine solche großartige Werkthätigkeit der Juden gerade auf diesem Gebiet, daß ich unmöglich in einem kurzen Artikel einen auch nur flüchtigen Ueberblick geben kann. Enthält doch allein das statistische Jahrbuch des Bureau des Deutsch-Israelitischen Gemeindebundes von diesem einen Jahre, außer den älteren in allen Gemeinden bestehenden unzähligen Alterversorgungshäusern, Asyle, Kranken- und Siechenhäuser und die gewohnten frommen Ch. Kadischa's, die Brautausstattungsvereine u. a. m., eine Unsumme moderner Institute, welche den gesteigerten und vielseitigen Ansprüchen einer neuen Culturepoche gerecht zu werden suchen. Stiftungen und besondere Fachschulen befördern Handwerk und Ackerbau unter den Juden, überall werden — selbst in den kleinsten Gemeinden — Vereine und Bibliotheken gegründet zur Verbreitung der jüdischen Wissenschaft nicht nur, sondern der Volksbildung überhaupt; Waisen- und Erziehungshäuser arbeiten sich zu wahren Musteranstalten empor; höhere Lehr-Institute, Akademien, Seminare sowohl als auch volksthümliche Fortbildungs- und Dienstbotenschulen, diese und unzählige andere, mehr religiösen Charakters sind Erzeugnisse einer opferfreudigen Humanität, welche zugleich mit einer großen Unerschrockenheit gepaart sein mußte, denn mit welchen Vorurtheilen und Hindernissen hatten anfänglich die Juden zu kämpfen, als sie sich mit hartnäckiger Rastlosigkeit und glühendem Eifer anschickten, das nachzuholen, was sie so lange in schmerzlich empfundener, unfreiwillig getragener Versäumniß entbehren mußten! Sie, die von ihren alten Weisen des Talmuds so herrliche Vorbilder und Lehren in der Seele trugen, — endlich durften sie sich am Wettlauf um die edelste Errungenschaft der Neuzeit: Humanität! betheiligen. Sie haben Siege errungen, welche Völkerschlachten und Welteroberungen in den Schatten stellen, — denn gottgefälliger und menschenfreundlicher ist Aufbauen als Niederreißen.

Von den bestehenden Wohlthätigkeits-Anstalten war es mir vergönnt, die Berliner Israelitischen Volks-Speiseanstalten, das Reichenheim'sche Waisenhaus, die Taubstummenanstalt in Weißensee, bei Berlin, und die „Israel. Erziehungsanstalt" in Ahlem, bei Hannover, kennen zu lernen. Die Eindrücke auf mich waren fast alle hocherfreulich. Besonders die letztgenannte Anstalt geht voraussichtlich einer großen Zukunft entgegen. Vor Jahresfrist erst gegründet, auf einem circa 70 Morgen großen Areal, in der Nähe des Sool- und Schwefelbades Limmerbrunnen angelegt, bezweckt sie die schulmäßige und technische Ausbildung von Knaben in erster Reihe für Ackerbau, Landwirthschaft und Gärtnerei, sodann aber auch für verschiedene Handwerke, und sollen nacheinander eine Tischlerei, Schlosserei, Bäckerei u. s. w. eingerichtet werden. Der Begründer, Consul A. M. Simon, lebt und webt mit ganzem Herzen für seine Anstalt, welcher ein allseitiges Fördern des Interesses dafür zu wünschen ist. — Hochinteressant war mir ferner der Besuch der Taubstummen-Anstalt des Herrn Dir. Markus Reich in Weißensee. Ein stattliches, palastähnliches Gebäude umschließt eine Anzahl großer, luftiger Corridore, Schlafsäle u. s. w., und ein mit hohen Bäumen bestandener Garten (Rest eines alten Parks) bietet den Insassen herrliche Gelegenheit zur Erholung. Ueber das frohe, anbefangene Aussehen der Kinder und das fast zärtlich-väterliche Benehmen des Direktors gegenüber seinen kleinen Zöglingen, habe ich mich herzlich gefreut; Gott und gute Menschen mögen ferner das wahrhaft humane Unternehmen — die Taubstummen zu geistig und körperlich ebenbürtigen und zufriedenen Menschen heranzubilden — schützen und stützen? Doch nicht allein den Glaubensgenossen kommt die Humanität der Juden zu Gute, sondern auch den Andersgläubigen. Nach einem behördlichen Verzeichniß wurden von Juden gespendet allein für Christen 22,000 Mark, für Christen und Juden 737,100, und ohne Confessionsbestimmung 3,756,545 Mark. Und soll ich daran erinnern, daß die Alliance israelite für die im Libanon Verfolgten über 30,000 Frs. sammelte, abgesehen von ähnlichen Vorfällen, die sich im Laufe der Zeit immer wiederholten? — Höchst charakteristisch ist auch die Betheiligung der Juden an der Unterstützung christlicher Anstalten. Das Asyl für Obdachlose in Berlin zählt im Winter per Nacht oft 3000 Männer und über 1500 Weiber mit Kindern, darunter ist wohl kaum je ein Jude gewesen (abgesehen von der Gruppe russischer Juden, die ausnahmsweise einige Zeit aufgenommen wurden); aber unter den beitragenden Mitgliedern ist ein so hoher Prozentsatz Juden, daß es für mich als Christin beschämend ist zu sagen ... und der Vorstand des Vereins besteht aus den Herren Hölde, Bartmann, Hirschfeld, Braun, Paul Singer, Geh. San. Rath Moritz Kirstein ... Ein gleiches auffallendes Verhältniß zeigt die „Israelitische Volksküche", welche ohne Unterschied der Confession Mittagessen gibt zu 15, 10 und (!) 5 Pfennigen! Im vorigen Jahre wurden 565,866 Portionen entnommen. Die Küche wird hauptsächlich von Christen besucht, aber allein von den Juden erhalten. Liest man die öfter in den Zeitungen veröffentlichten Listen der Spender zu den alljährlich veranstalteten Ferienkolonien für Kinder christlicher, ärmerer Volksklassen, dann trifft man von 20 Damen auf 10 bis 12 jüdische. Ich überlasse es einem besseren Zähler als ich bin, herauszurechnen, wie sich das Verhältniß der Betheiligung der Juden zur allgemeinen Wohlfahrt gestaltet, nach Vergleichung ihres Prozentsatzes zur Bevölkerung, der etwa durchschnittlich kaum ein Prozent beträgt. Und der etwa 3000 Mitglieder zählende „Hülfsverein für weibliche Angestellte" in Berlin? Nun, der Vorsitzende heißt Julius Meyer ...

Von einem Beitrage der Christen für eine speciell jüdische Wohlthätigkeitsanstalt ist mir ein einziger Fall bekannt. Die Alter-Versorgungsanstalt der jüdischen Gemeinde zu Berlin hat an der Spitze ihrer Spender den Namen einer Frau, einer frommen Christin, der Kaiserin Augusta; sie spendete 4000 Mark. Aus den Reichsrathsverhandlungen ersah ich vor einigen Jahren, daß die Juden für die neueingerichteten Wärme-Stuben für den Verein gegen Verarmung und Bettelei, für Kinder-Asyle u. s. w. 60 Prozent beitragen, obwohl sie keinerlei Vortheil von diesen Anstalten haben.

Die Beispiele für thatkräftige, rein menschliche Humanität der Juden ließen sich ins Unendliche vermehren — (wie sorgen sie für ihre Lernenden und Lehrenden! —) doch Mangel an Raum zwingt mich, zum Schluß zu eilen. Wer noch so recht aus dem Leben Gegriffenes darüber erfahren möchte, der schlage das Buch „Treu und Frei" von Prof. M. Lazarus auf (ein Repräsentant der Humanität, dem ich gern einen besonderen Artikel widmen möchte!) und lese das köstliche Lebensbild: „Aus einer jüdischen Gemeinde vor fünfzig Jahren."

Ich frage: Was thun die Christen für die Juden? Was die Juden für die Christen? — Die ganze Culturhöhe und Bedeutung Israels spiegelt sich in diesem Gegensatz.

Die jüdische Reformgemeinde zu Berlin in Gotteshaus und Schule.

Von ihrem Prediger Dr. M. Levin.

Gotteshaus und Schule, die beiden öffentlichen Stätten, an welchen das religiöse Leben pulsirt, mußten namentlich in einer Reformgemeinde der vornehmlichste Boden werden einer zeitgemäßen Pflanz- und Pflegestätte des religiösen Sinnes. Im Gebet- und Religionsbuch kommt sowohl das religiös-praktische Bedürfniß wie auch der Glaubensinhalt zum Ausdruck, und darum gewann hier wie nirgends die Reform eine so greifbare Gestalt.

1. Das Gebetbuch.

„Wir sind in den äußeren Anordnungen unseres Gottesdienstes von den, jetzt heute freilich schon in großer Mannigfaltigkeit bestehenden Formen nicht unwesentlich abgewichen, desto mehr aber sind wir darauf bedacht gewesen, unsere Gebete zum bestimmten Ausdruck der religiösen Ueberzeugung, die sich im Judenthum und nur im Judenthum kundgibt, und die Bedeutung dieser besonderen, unserer Religion angehörenden Festtage zum lebendigen Bewußtsein zu bringen. Unser Gottesdienst sollte kein solcher sein, der sich eine möglichst allgemeine, Allen in gleicher Weise zugängliche Gottesverehrung zur Aufgabe stellt, sondern ein solcher, der lediglich in dem bestimmten Religionsbewußtsein des Judenthums wurzelt, das sich zwar von den letzten Spuren einer nationalen Besonderheit frei zu machen sucht, aber seine eigenthümliche geschichtliche Entwickelung nicht aufgibt, und darum eben so freudig zurückblickt auf seine Vergangenheit, in der es zum Träger einer ewigen Wahrheit berufen wurde, als es zuversichtlich auf die Verheißung der Zukunft schaut, in welcher die ganze Menschheit den einzigen, unsichtbaren Gott bekennen und anbeten wird. Wir haben in der äußeren Erscheinung unseres Gottesdienstes der allgemeinen Denk- und Empfindungsweise der Zeit ihr Recht werden lassen, in dem Inhalt unserer Gebete den reinen und unveränderten Geist des Judenthums zur vollen Anerkennung zu bringen versucht."

Nach diesen Grundsätzen gestaltete sich der Gebetcultus folgender Art: 1. bis auf wenige Stellen des Schema, der Keduschah, Wenißlach und des Priestersegens, die hebräisch und deutsch gebetet werden, die durchgängige Anwendung der deutschen Muttersprache; 2. die Weglassung des Schofar am Neujahrsfest; 3. eine mehrstündige Pause zwischen den Morgen- und dem Abendgottesdienst am Versöhnungstage eintreten und dieselbe durch Vorträge u. s. w. ausfüllen zu lassen; 4. unbedeckten Hauptes zu beten, wobei jedoch dem Einzelnen die Bedeckung mit einem schwarzen Käppchen gestattet ist; 5. die Weglassung des in der Synagoge gebräuchlichen Gebetmantels (Tallis) für die Männer; 6. den Priestersegen nicht von sogenannten Ahroniden, sondern vom Prediger und Chor sprechen zu lassen; 7. die Mitwirkung weiblicher Stimmen im Chor; und endlich 8. das Zusammensein der Männer und Frauen in einem Raume, und nur dadurch geschieden, daß diese die rechte, jene die linke Seite desselben einnehmen.

Die Abfassung der ersten Liturgie erfolgte 1845—1846 durch Stern, Rebenstein und Simon, also von Männern aus der Gemeinde. Die durch wissenschaftliche Gründe erklärte Zustimmung, Modificirung und Weiterführung war das Werk ihres ersten Rabbiners. In dem revidirten Gebetbuch, das 1848 unter Mitwirkung Samuel Holdheims veranstaltet wurde, gibt Letzterer die principiellen Gesichtspunkte also an:

Zuerst war es die Art und Weise, wie der Gedanke der Auserwähltheit und des Priesterberufs Israels in unseren öffentlichen Gebeten bisher seinen Ausdruck fand, welche uns einer gründlichen, unserem Glaubensbewußtsein entsprechenden Umgestaltung zu bedürfen schien. Die Auserwähltheit Israels als eines heiligen Priestervolkes und göttlichen Eigenthums tritt in der heiligen Schrift als eine feststehende, geschichtliche Thatsache auf, während sie, näher betrachtet doch nur als eine subjective Thatsache im Glaubensbewußtsein des jüdischen Volkes gelten kann. Das jüdische Volk, in dem Maße, als es sich geistig erleuchteter, sittlich gebildeter, denn alle Völker des Heidenthums fühlte; in dem Maße, als es sich im ausschließlichen Besitz einer geläuterten Gottesidee und einer sittlichen Lebensaufgabe, heilig zu sein, wie Gott heilig ist, wußte, und darum in der

That und in der Wahrheit Gott näher stand und inniger mit ihm verbunden war, als die übrigen, die heidnischen Völker; in dem Maße konnte und mußte es sich selbst mit vollem Recht als das auserwählte Volk Gottes betrachten, mit dem Gott in ein engeres Bündniß getreten sei, und welches er durch einen priesterlichen Beruf ausgezeichnet habe. In diesem Sinne ist es auch für uns noch immer eine Wahrheit, daß Israel ein auserwähltes Volk war, und daß dieses wohlbegründete Bewußtsein seiner Auserwähltheit in ihm zum Heil und zur Erleuchtung der Menschheit gewirkt. Dagegen hat diese Auserwähltheit als objective Thatsache mit allen ihren wichtigen Consequenzen für unseren Glauben ihre Wahrheit verloren. Der Begriff einer Stammesheiligkeit und eines an diese geknüpften besonderen Berufes, die Idee eines für alle Ewigkeit bedeutungsvollen engeren Bündnisses zwischen Gott und Israel sind uns gänzlich fremd geworden. Die menschliche Eigenschaft und Würde, die Ebenbildlichkeit Gottes ist uns das ausschließliche Zeichen der Auserwähltheit. In dem Maße, als der Mensch diese Vorzüge geltend macht und durch Tugend und Rechtschaffenheit Zeugniß für sie gibt, betrachten wir ihn als einen auserwählten, Gott näher stehenden. In solchem Sinne wird in unsern Gebeten noch hie und da der Auserwähltheit Israels Erwähnung gethan, um uns hieran zu edler Menschlichkeit, sittlicher Heiligkeit und wahrer Bruderliebe zu ermuntern und uns, wenn auch nicht als Volk, doch als Menschen und eine aus Gleichgesinnten bestehende Gemeinde, durch das Bewußtsein eines vorzüglichen Lebenswandels auszuzeichnen.

Mit dieser Auffassung der Auserwähltheit und Heiligkeit Israels hängt die des Offenbarungsbegriffes eng zusammen, dem in unseren Gebeten immer eine solche Fassung gegeben worden ist, wie sie mit unserem Glaubensbewußtsein in voller Wahrheit übereinstimmt, nämlich als eine die natürlichen Grenzen der menschlichen Befähigung nicht überschreitende und der ewigen Fortbildung fähige, göttliche Erleuchtung des Geistes unserer Väter. Wenn daher in den heiligen Büchern von einer vielen unserer Väter in übernatürlicher Weise — und von übernatürlichen Erscheinungen begleitet — gewordenen Offenbarung die Rede ist, so können wir dieselbe gemäß unserm Glaubensbewußtsein, ganz wie die Auserwähltheit Israels, nicht anders, denn als den lebendigen Ausdruck eines subjectiven Gefühls des Glaubens, der unsere Väter in voller Kraft der innern Wahrheit beseligte, auffassen, dessen objective Thatsächlichkeit wir jedoch für uns in Abrede nehmen müssen. Unsere Vorfahren und das jüdische Alterthum waren von der Ueberzeugung, daß Gott, von dessen heiligem Wesen und Willen sie die reinsten Vorstellungen in ihrem Herzen trugen, ihren Geist erleuchtet und ihm die höchsten Wahrheiten offenbart habe, so tief durchdrungen, daß sie von dem Akte der Offenbarung selbst nicht anders, als mit dem lebendigen Gefühle der Unmittelbarkeit sprechen konnten. In dem Maße, als diese Ueberzeugung mit größererLebendigkeit sie beherrschte, mußte sich das Gefühl der Unmittelbarkeit bei ihnen steigern. Die Zehn-Worte auf Sinai wurden nach der ausführlichen Schilderung der heil. Schrift unter den größten Feierlichkeiten offenbart. Es gilt dies als Zeugniß, daß unsere Väter ein Gefühl von der unendlich höheren Wichtigkeit dieser Grundpfeiler aller sittlichen Erkenntniß und Wahrheit in Vergleich mit allen übrigen Gesetzen und Vorschriften in gleicher Weise mit uns hatten. Nicht darum sind die Zehn-Gebote wichtiger und heiliger, weil sie mit größerer Feierlichkeit offenbart worden sind, sondern umgekehrt, sie sind deshalb mit größerer Feierlichkeit offenbart worden, weil sie dem Menschengeiste an sich wichtiger und heiliger sind. Die letzte Quelle des Urtheils über die größere oder geringere Wichtigkeit des Inhaltes einer Offenbarung ist und bleibt also der göttlich erleuchtete Menschengeist. — Die in der heil. Schrift enthaltenen Wahrheiten werden daher von uns nicht darum als göttliche Wahrheiten anerkannt und verehrt, weil sie in der Schrift als göttliche uns empfohlen werden, sondern sind darum in der Schrift enthalten, weil sie von ihr, das heißt von dem Glaubensbewußtsein unserer Väter als göttliche anerkannt wurden. Die Uebereinstimmung unserer Gefühle und Erkenntnisse mit denen unserer ältesten Vorfahren bilden die geistigeVerbindung, den geschichtlichen Zusammenhang zwischen uns und ihnen, und läßt uns einerseits das uns von ihnen überlieferte Heiligthum als ein Erbe der Väter anschauen und verehren, andererseits den Gott des Weltalls, den Vater der Menschheit, den die Väter erkannten und liebten, den die Väter uns erkennen und lieben lehrten, den Gott der Väter, den Schild Abrahams, den Retter Jacobs nennen. Wenn daher in unseren Gebeten ganze Stellen der heil. Schrift angeführt werden, in welchen der unmittelbare, anscheinend übernatürliche Offenbarungsglaube unserer Vorfahren einen lebendigen, schwungreichen Ausdruck findet, so ist dieser Anführung eine unserer oben angedeuteten Auffassungsweise entsprechende Stellung gegeben worden, wonach einerseits dem warmen Lebensstrom der Ueberzeugung unserer Väter eine tiefe Einwirkung auf unser Andachtsgefühl gesichert, andererseits der Wahrheit unseres Glaubensbewußtseins nichts vergeben worden ist. Gern wollen wir im Dienste und im Interesse einer die Tiefen des Gemüths erregenden und bewegenden Andacht die Kraft der Poesie mit der Wahrheit sich vermählen und sie durch ihre Verbindung desto erfolgreicher auf uns wirken lassen, nur darf dieses nicht auf Kosten der Wahrheit geschehen, nur darf die Poesie die Reinheit und Klarheit des Glaubensbewußtseins nicht verdunkeln, wenn nicht der unselige Widerspruch wie ein langer, trüber Schatten uns aus dem Gotteshause in's Leben begleiten und beim nüchtern gewordenen Geist Alles wieder verderben soll, was durch Poesie für das warm erregte Gefühl gewonnen worden ist.

Nächst diesem verdiente die Art und Weise, wie in den alten Gebeten das Verdienst unserer Väter zu unsern Gunsten bei Gott in Anspruch genommen wird, זכות אבות, unsere volle Beachtung. Der Gedanke, der freilich allem Anscheine nach auch in der Bibel seinen ungeschmälerten Ausdruck findet, daß ein Ueberschuß in dem Verdienst der Väter den verdienstlosen Kindern zu Gute geschrieben werde, und daß diese Zeiten der eigenen Verdienstlosigkeit seinen Ueberschuß für sich in Anspruch nehmen dürfen, dieser Gedanke hat für uns alle Kraft der Wahrheit verloren. Daß sowohl dieser Gedanke an sich mit dem Gedanken der Gerechtigkeit Gottes wie auch dessen biblische Darstellung (2. B. M. 20, 5. 6.) mit anderen klaren Aussprüchen der Bibel (Jecheskel 18, 20 ff.) im auffallendsten Widerspruch steht, ist bereits vom Talmud bemerkt worden, dessen Ausgleichungsversuche aber sämmtlich mißglückt sind. Man steht daher mit Abweisung dieses Gedankens eben so gut auf dem Boden der Bibel, als mit dessen Anerkennung, wenn man nicht etwa mit der orthodoxen Einfalt diesen Boden als eine Freistatt für den Widerspruch erklären will. Allein in Wahrheit bleibt der Talmud nur an der Oberfläche dieses Gedankens stehen, ohne in dessen tieferen Inhalt einzudringen. Nicht soll und kann die Frömmigkeit der Väter und deren unverbrauchter Lohn den verdienstlosen Kindern zu Gute kommen — ein Gedanke, der mehr ein christlicher als jüdischer ist — sondern das Verdienst der Väter soll den Kindern zur Aufforderung und Ermunterung dienen, nach gleichem persönlichen Verdienst zu ringen. Wenn es in der Bibel heißt: Gott gedenke den Kindern die Schuld der Väter bis in's dritte und vierte Glied, und deren Verdienst bis in's tausendste Geschlecht, so liegt dieser orientalischen Ausdrucksweise der tiefere Sinn zu Grunde, daß das schlechte wie das gute Beispiel der Väter bei den Kindern lange nachwirke, und daß die Wirksamkeit des guten dauernder und nachhaltiger sei, als die des bösen. Wenn wir daher in unseren Gebeten der Frömmigkeit der Väter vor Gott sprechen, so drücken wir hiermit nichts anders als den Wunsch aus, daß diese Erinnerung für uns eine Ermunterung zum Guten sein und zur Nacheiferung dienen möge. Diesem Sinn entsprechend, sind die betreffenden Stellen im vorliegenden Gebetbuch modificirt worden.

In gleichem Sinn, als wir in unseren Gebeten der göttlichen Erleuchtung der Väter und ihres frommen Wandels erwähnen, sprechen wir auch von der heiligen Kraft der göttlichen Gesetze und verstehen darunter theils die Sittlichkeitsgesetze, deren heiligende Kraft bei uns nicht geschwächt ist, drücken damit aber auch unsere Ehrfucht gegen das Ceremonialgesetz aus, welches, wenn es auch für uns seine Anwendbarkeit verloren, doch auf die Väter eine heiligende Kraft ausübte und ihnen eine mächtige Stütze war, Ideen der Wahrheit symbolisch zu veranschaulichen und mittelbar auf Tugend und Frömmigkeit einzuwirken. Wenn wir aus wahrhaft religiösem Geiste veraltete Gesetze nicht mehr üben zu dürfen glauben, wollen wir die Pietät doch nicht verleugnen, die wir ihnen wegen ihrer gehabten Wirksamkeit und erfüllten Sendung schuldig sind, eben so wenig, als wir dadurch, daß wir unsere Todten nicht mehr unter uns leben, der Liebe zu nahe treten, die wir ihrem Andenken weihen.

In diesem Sinne lassen wir auf das Bekenntniß des einzigen Gottes, mit dem wir in wahrhaft religiösem Sinne קבלת עול מלכות שמים וקבלת עול מצות, die Anerkennung des heiligen Gesetzes der Gottes- und Menschenliebe, die freudige Uebernahme der Pflichten, die dieses Gesetz uns auferlegt, ausdrücken, die Worte der heil. Schrift 5. B. M. 6, 5 ff. „Und Du sollst lieben u. s. w." folgen, in welchen die Veranschaulichung dieser Wahrheiten durch gewisse Symbole angeordnet ist. Fehlt auch das sinnliche Zeichen an unserem Arme, das augenfällige Merkmal auf unserer Stirn, so tragen wir doch die damit zu bezeichnenden Gedanken und Gefühle in unserem Geiste und in unserem Herzen und erinnern uns gern daran, daß unsere Väter dieselben Gedanken und Gefühle durch Symbole, wie sie für ihr Zeitalter und ihre ganze geistige Lebensstellung passend waren, auszudrücken suchten.

Das Gesagte gilt sowohl von den alten als von den nach alten Mustern umgearbeiteten Gebeten. Ueberall mußte das nationale und dogmatisch beengende Gepräge dem lebendigen Fuß des rein menschlichen, wahrhaft religiösen Gedankens weichen. Für ein edles, wahrhaft frommes Gemüth hat der Gedanke an den Allvater der Menschheit mehr anregende Kraft, als der an den Gott Israels, die jedem Menschen als ein Bundeszeichen der göttlichen Liebe aufgeprägte Ebenbildlichkeit mehr Poesie, als die Auserwähltheit Israels, die jedem Menschen tief ins Herz gelegte allgemeine Nächsten- und Bruderliebe mehr Anziehungskraft, als ein particuläres Ceremonialgesetz, der allgemeine Menschenbund Heiligenderes, als ein exclusives Bündniß zwischen Jehovah und seinem erstgeborenen Sohne Israel. Alle diese in der Subjectivität des jüdischen Volkes tiefbegründeten Vorstellungen haben ihre große geschichtliche und für den späteren Entwickelungsgang des Menschengeschlechts vorbildliche Bedeutung, die dem Prediger eine Fundgrube von religiösen Gedanken und Wahrheiten nebst beziehungsreichen Anknüpfungspunkten darbieten. Aber den schlichten Sinn des Betenden sollen sie nicht beirren und verwirren, das Gebet soll ein klarer, durchsichtiger Meeresspiegel sein, in dem das Gemüth des Betenden sich selbst beschauen kann. Vor Allem lebt der Mensch in der Gegenwart, deren Vorstellungs- und Ausdrucksweise ihm am geläufigsten ist. Was ihm aus der Vergangenheit geboten wird, soll ihm das Verständniß der Gegenwart erleichtern, aber nicht erschweren.

Was die neugeschaffenen Gebete anbetrifft, so gehören sie sämmtlich dem religiösen Geiste der Gegenwart an, welchem das Judenthum seine Wiedererweckung und Wiederbelebung zu verdanken hat, dem Genius der Neuzeit, der das Judenthum von Grund aus regenerirt und wieder aufgebaut hat. Wenn das Judenthum durch diesen Läuterungsprozeß gegangen und trotz aller zerstörenden Kämpfe, die von verschiedenen Seiten, von der Stagnation, wie von der Negation, gegen dasselbe gerichtet worden, seine erhaltende Kraft bewährt hat, so dürfen wir das Gefühl, ihm anzugehören, ein stolzes, freudiges nennen. Es ist hier wohl der passende Ort, es frei auszusprechen, daß das Judenthum einen Schatz von Ideen und Gefühlen in seinem Schooße birgt, der noch lange nicht gehoben ist, daß diese in Formen und Symbole gekleidet sind, welche gründlich beseitigt werden müssen, um jene tiefverhüllten Ideen und Gefühle in ihrer Urkraft wieder erstehen zu lassen. Meint man, man müsse an diesen Symbolen und Formen selbst gläubig festhalten, um mittelst ihrer Uebung den in ihnen verschlossenen Kern sich anzueignen, so ist das eben der Standpunkt der Reform, den Kern nach seinem vollen Werthe zu würdigen und ihn mittelst Sprengung der Schale zu gewinnen, sich jener Symbole und Formen, wie der ganzen Geschichte des Judenthums, als Leuchte zu bedienen, um den ewigen Gedanken von den vergänglichen Formen zu unterscheiden, und nur noch denjenigen Formen einen relativen religiösen Werth zuzuerkennen, die für die Darstellung des Gedankens und die Erweckung entsprechender Gefühle sich eignen. Der fleißige Leser dieser Gebete, dem die reformatorischen Bestrebungen der letzten Jahrzehnte nicht fremd sind, wird finden, daß die meisten Errungenschaften auf diesem Gebiete, die hohen Gedanken und Gefühle, die im Läuterungskampf auf dem Felde der Wissenschaft, als die des echt-jüdischen Geistes sich bewährten, hier zu einem schönen Bunde vereinigt worden

sind. Wir machen namentlich auf solche Gebete aufmerksam, die Gedanken, wie die der Heiligkeit Gottes und des Menschen, des Priesterberufes Israels, der geläuterten Messiasidee u. a. m. zu ihrem Inhalte haben.

An einer anderen Stelle geht Holdheim auf einzelne Punkte näher ein. „Nicht, weil die eigentliche biblische Schofar uns unbekannt geworden, sondern weil die ihm zu Grunde liegende religiöse Vorstellung uns abhanden gekommen, weil der ganze psychologische Mechanismus, vermöge dessen der Schofar in der biblischen Zeit ein so wesentlicher Bestandtheil des Gottesdienstes war, für uns nicht mehr zu finden ist, ist der Schofar für uns nicht zu gebrauchen.“ In Betreff der Theilnahme der Frauen am gottesdinstlichen Gesang, wie in Bezug auf das Beten mit unbedecktem Haupte, meint Holdheim, daß dies wohl antijüdisch, aber nicht antireligiös sei. „Und wenn Bibel und Talmud dies ausdrücklich verboten hätten, so würden sie hiermit immer nur ihre orientalische Anschauung ausgesprochen und somit für die abendländischen Juden dasselbe geboten und das Gegentheil verboten haben.“

Im Jahre 1856 wurden wieder aus der Mitte der Gemeinde Anträge auf Revision des Gebetbuches gestellt, welche Holdheim mit folgenden Motiven begleitete:

„Wir stimmen mit den ersten Ordnern und Abfassern des Gebetbuches hinsichtlich der demselben zu Grunde liegenden reformatorischen Grundsätze überein: 1. In der durchgängigen Anwendung der deutschen Sprache und betrachten selbst die wenigen hebräischen Stellen in dem Bekenntniß und der Heiligung als vorläufig noch nothwendige Zugeständnisse an die Gewohnheit vieler einzelner Mitglieder, die bei der Erstarkung des Religionsbewußtseins in der Gesammtgemeinde würden wegfallen können. — Das Ansehen der überlieferten Gebete knüpft sich lediglich an deren Inhalt, nicht aber auch an deren Gestalt und Sprache, in welcher sie sich auf uns vererbt haben. Dieses gilt jedoch nur von dem **Gebete**, dessen Wesen Andacht ist, nicht aber auch von demjenigen Theil des Gottesdienstes, welcher die **Lehre** bildet, nämlich die Vorlesung der Bibel, die darum auch in der hebräischen Sprache geschehen soll, weil nur die in ihr abgefaßte Bibel, nicht aber irgend eine Uebersetzung derselben als Erkenntnißquelle der Religion gelten kann. Die biblischen Vorlesungen aus dem Urtext sind zugleich ein Symbol des in der Gemeinde lebenden Wunsches, daß die Kenntniß der hebräischen Sprache im jüdischen Volke nie aussterben möge. 2. In der gänzlichen Weglassung aller derjenigen Gebete der älteren Liturgie, welche die nationale Wiedergeburt Israels, die Wiederherstellung des Tempel-, Opfer- und Priesterdienstes u. s. w. zum Gegenstande haben. Zion und Jerusalem feiern wir als die Pflanzstätten des Gottesreiches, als die Wiege der Religion, nicht aber als Gott geweihte Erde, an welche das Leben und die Existenz der Religion gebunden ist. 3. In der Auffassung und Darstellung der Messiasidee als des idealen Reiches der Menschheit, für dessen herrlichen Bau das Judenthum nach den erhabenen Bildern der Propheten die Umrisse entworfen und das Fundament gelegt hat. 4. In der Würdigung der historischen Momente des Judenthums, wie dieselben in den Festen als die mächtigen Repräsentanten der Religionsideen ausgeprägt sind und reichhaltige Elemente für Erbauung enthalten.“

„Es galt, für eine von der Theilnahme am jüdischen Gottesdienste entfremdete Gemeinde einen erbauenden und erhebenden Gottesdienst zu schaffen. Der Blick war zunächst auf die Ursachen gerichtet, weshalb der alte Gottesdienst keine Befriedigung, das heißt keine Erbauung und Erhebung gewährte. Und so fand man denn, daß zuerst die hebräische Sprache wegen ihrer Unverständlichkeit ein Hinderniß darbietet, und daß, wenn diese in eine verständliche verwandelt würde, die veralteten Anschauungen und die in denselben wurzelnden Mißbräuche noch immer als wesentliche Mängel daständen, welche die Andacht stören und die Befriedigung nicht aufkommen lassen würden. Man verwandelte also die Sprache und entfernte aus den alten Gebeten all' diejenigen Elemente, welche der neuen Anschauung widerstreben.“ „Es soll aber das Gebetbuch die reformatorischen Grundzüge als die inneren Gründe seines Lebens und Wirkens nicht blos negativ verhüllen, sondern in positiver Form ausprägen, indem es für jede wichtige Umgestaltung, des alten Synagogencultus einen passenden Ausdruck im Gebete schafft, wodurch die Gemeinde über die eigentlichen Bedingungen ihres Lebens belehrt werde.“

Die nach langer Zeit bearbeitete Ausgabe des Gebetbuchs (1880—83) verfiel indeß dem Fehler der Reflexion, außerdem war es zu bedauern, daß für den allwöchentlichen Gottesdienst neun Cyclen eingerichtet waren, wodurch ein indirectes Zugeständniß gegeben schien, daß die Gebete in der Landessprache mit der Zeit ermüdend wirken müssen.

Im Jahre 1885 ward dann endlich eine Ausgabe veranstaltet, die sich formell ganz dem traditionellen Gebetbuch anschloß; die Cyclen fielen fort, als Eingangschoräle wurden nur Psalmen zugelassen, jeder Festgottesdienst erhielt ein besonderes eigenthümliches Gepräge. Im Uebrigen wies man Alles, was einen reflexionsmäßigen Charakter annehmen könnte, der Predigt zu, die ja für jeden Gottesdienst festgesetzt war.

Eine fast zehnjährige Praxis hat bewiesen, daß die Wünsche nach Revision des Gebetbuchs zur Ruhe gekommen sind; jeder Besucher des Gotteshauses, gleichviel welcher Richtung, erkennt seinen „Siddur“ wieder, und ohne daß die reformatorischen Grundsätze aufdringlich erscheinen, wird ihnen in einer dem Gottesdienste entsprechenden Form Ausdruck gegeben: so wird beispielsweise am Neujahrsfeste durch eine größere musikalische Ausführung des Instrumentenpsalms 150 der Schofar, so durch die Erntefeier am Hüttenfeste der Pflanzenstrauß als Symbol des Erntesegens in Erinnerung gebracht. Als verbindendes Band aller jüdischen Gemeinden sind die Bekenntnißworte des Schema u. s. w., die Keduschah, der Priestersegen in hebräischer Sprache beibehalten; wie auch regelmäßig aus dem Wochenabschnitte die Textworte gewählt werden, an welche die Predigt sich anzuschließen hat.

2. **Das Religionslehrbuch.**

Wie das Gebetbuch, so hat auch das Religionsbuch der jüdischen Reformgemeinde einer verhältnißmäßig langen Entwickelungszeit bedurft, ehe es im praktischen Gebrauch sich bewähren konnte. Der Schwerpunkt des Unterrichts in der Reformgemeinde, welche ihre Berechtigung aus der geschichtlichen Entwickelung herleitet, liegt naturgemäß in der Geschichte. „Ein volles Verständniß der Gegenwart, ihrer Aufgabe und ihrer Ansprüche an den Einzelnen ist nur durch eine hinreichende Kenntniß der Vergangenheit möglich; und der Weg in die Zukunft kann nur gefunden werden durch Beobachtung des Weges, den die Geschichte bis zur Gegenwart zurückgelegt hat. Darum muß vornehmlich unsere Jugend die Geschichte des Judenthums kennen, wenn sie das Werk fortsetzen soll, das wir begonnen haben. Die Kenntniß der Geschichte muß für die Jugend zugleich die reichste Quelle der wahrhaften Begeisterung für die Religion ihrer Väter werden; denn nicht nur lernt dieselbe durch sie den sichtbaren Willen der Vorsehung kennen, das Judenthum unter allen Stürmen der Zeit zu erhalten, nicht nur wird sie die hingebende Aufopferung bewundern lernen, mit der ihre Vorfahren an ihrer Religion festgehalten haben, sondern sie wird überhaupt diejenige Achtung vor der Vergangenheit gewinnen, welche sie lehrt, nicht allzuwillkürlich und leichtfertig die Fäden abzureißen, durch welche auch unsere Gegenwart noch mit derselben zusammenhängt.“

Da die Pensa auf drei bis vier Jahre bemessen sind, unter besonderen Umständen aber auch etwa in zwei Jahren absolvirt werden müssen, so konnte dem hebräischen Unterricht nur so viel Zeit eingeräumt werden, als für die Befähigung des Lesens der hebräischen Schriftstellen im Gebetbuch erforderlich ist. Diesem Zwecke dient die eigens eingerichtete kurzgefaßte „Hebräische Leseschule“.

Als das grundlegende Religionsbuch erschien 1857 die „Jüdische Glaubens- und Sittenlehre“ von Samuel Holdheim, darin noch, wie es dem wissenschaftlichen Begründer der Reform entsprach, die Kritik eine große Rolle spielt. Von diesen entlastet, gestaltete sich sodann das von J. H. Ritter 1889 herausgegebene Religionslehrbuch zu einem kleinen Compendium, bis endlich 1892 von M. Levin „die israelitische Religionslehre systematisch dargestellt“, erschien. Hier wird das ganze Religionsgebiet nach drei Theilen behandelt: im ersten theoretischen Theil kommt die Lehre von Gott, Welt und Mensch zur Darstellung; im zweiten praktischen Theil die Pflichtenlehre, wie sie im sinaitischen Grundgesetz, in dem Gebote der Nächstenliebe und in der Verheißung des Gottesreiches ausgeprägt ist; endlich im dritten historischen Theil die Lehre von Israel, von seinem Gesetz und seiner Geschichte, die sich namentlich in den Festen und in der religiösen Entwickelung kundgibt.

In den beiden ersten Theilen hat die Religionslehre, von allen nationalen Momenten befreit, einen so allgemeinen Charakter angenommen, daß sie sich als eine Weltreligion darstellt, für welche innerhalb der Gesammtentwickelung der Gegenwart, Israel zu leben und zu wirken hat, wie das des Besonderen im dritten Theil angeführt wird. In rein sachlicher Form sich gebend, erweist sich dieses Buch als ein Lehrbuch, das die Grundsätze der bereits völlig consolidirten Reformgemeinde allseitig zum Ausdrucke bringt.

Ob rings umher der Donner rollt,
Ob rings umher die Windsbraut grollt,
Ob rings umher in grausen Wettern
Die Blitze Eichen niederschmettern.

Ob ringsum tiefstes Dunkel schwebt,
Die Erd' im Innersten erbebt:
Das Gottesvolk steht felsenfest
In Nord' und Süd', in Ost und West.

Sein Gott ist ihm ein starker Hort;
Es baut auf Gottes heilig Wort.
„Ob Hügel sinken, Berge schwanken,
Die Lieb' zu Dir wird nimmer wanken!“
[Isaias Cap. 54 V. 10.]

S. Kohn, Verf. von „Gabriel“.

Prag, im Mai 894.

„Der Antisemitismus ist die Schmach des Jahrhunderts!“

Kaiser Friedrich III.

Vor langer Zeit hatt' ich für dieses Blatt
Ein Lied „den Feinden Israels“ geschrieben —
Es ist verweht im Winde — nur ganz matt
Ist im Gedächtniß mir der Schluß geblieben:
„Vergessen sei von nun an jeder Streit —
„Vergessen jeder Groll ob unserer Leiden —
„Reicht uns die Hand und laßt in Einigkeit
„Uns auf der Bahn des Fortschritts weiter schreiten!

Das war vor vierzig Jahren! Frohgemuth
Hofft' ich auf Glaubensfrieden auf der Erde.
Wie konnt' ich ahnen, daß in alter Wuth
Des Mittelalters Geist erstehen werde?
Daß das Gespenst, das längst wir todt geglaubt,
Und noch dazu — o Schmach! im Land der Denker
Aufs Neu' erheben würd' sein blutig Haupt —
Ermunternd Beispiel für den russischen Henker!

Doch nein, Du trägst nicht Schuld mein Vaterland!
Du deutsches Volk, deß Sohn ich stolz mich nenne,
Wenn gleich — wie sehr er auch geschmäht, verkannt —
Ich zu der Väter Glauben mich bekenne —
Du bist zu weise, edel, groß und frei!
Mag hoher — mag der niedre Pöbel wüthen —
Die Zeit des frommen Raubmords ist vorbei!
Noch treibt der Wahn — doch mindergift'ge Blüthen.

Dank Gott! Der Jude hat ein Vaterland —
Durch Bürgersinn — kraft Menschenrecht erworben —
Für das, wo immer in Gefahr es stand,
Er tapfer kämpfte, muthig ist gestorben!
Voll Schmerz, voll Scham ob des Jahrhunderts Schmach,
Doch fest vertrauend auf den Gott, den alten,
Erwarten zuversichtsvoll wir den Tag,
Da überall Gerechtigkeit wird walten!

Denn ob auch Dummheit, Niedertracht und Neid
Zum faulen Bunde sich die Hände reichen —
Mit siegessichrem Schritte naht die Zeit
Da Haß und Vorurtheil der Liebe weichen!
Die Menschheit schreitet weiter auf der Bahn
Des Guten — immer heller wird's auf Erden —
In sich zerfallen wird der schnöde Wahn,
Wenn Licht nnd Recht und Wahrheit herrschen werden.

Cincinnati, Juni 1894.

B. Bettmann.

Die Reformbewegung in Deutschland.

Von Rabbiner Dr. Vogelstein in Stettin.

Stettin, im Mai 1894.

Dem deutschen Judenthum, das im vorigen Jahrhundert durch Moses Mendelssohn einen mächtigen Impuls zu wissenschaftlichem Streben gegeben und den Glaubensgenossen in Mittel-Europa die Theilnahme an dem modernen Culturleben erst erschlossen hat, gebührt auch das Verdienst, in diesem Jahrhundert die religiöse Reform, namentlich die Reform des Gottesdienstes angeregt und die Wege geleitet zu haben. Vor wenigen Menschenaltern herrschte in dem Gottesdienste, selbst der größeren Gemeinden noch die wildeste Regellosigkeit, von einer ästhetischen Ausgestaltung des Cultus war nirgends die Rede, Chor- oder Gemeindegesang existirte nicht, und selbst die gottesdienstlichen Vorträge, die von Zeit zu Zeit gehalten wurden, entsprachen in Form und Inhalt keineswegs den Anforderungen der Gebildeten. Dazu kam, daß die Gebete vielfach in direktem Widerspruch standen zu den Gedanken und Empfindungen der überwiegenden Mehrzahl der Betenden, daß in feierlichster Form dem Höchsten Bitten vorgetragen wurden, deren Erhöhrung man im Ernste gar

nicht begehrte, daß den Lippen der Betenden Klagen entströmten, die in ihrem Herzen keinen Widerhall fanden.

Den hervorragendsten Vertretern jüdischer Theologie und Kanzelberedsamkeit in Deutschland war es vorbehalten, hierin wenigstens Wandel zu schaffen. Zunz, Salomon, Geiger, Philippson, Leopold Stein, Holdheim, Mannheimer schufen durch ihre werthvollen liturgischen Schriften und Predigten die Grundlage, auf der sich eine würdige Reform des Gotttesdienstes aufbauen ließ. In den denkwürdigen Rabbinerversammlungen der vierziger Jahre wurde sodann das Reformwerk wesentlich gefördert und der Versuch gemacht, die äußeren Formen des Judenthums den Zeitverhältnissen anzupassen, und dadurch einer Entfremdung der gebildeten Klassen vom religiösen Leben vorzubeugen. In mehreren großen Städten, in Hamburg, Breslau, Frankfurt a. M., später auch in Berlin und anderen Orten führte man die deutschen Gesänge und Liturgien ein, und nahm man an den hebräischen Gebeten die nothwendigen Aenderungen vor, um sie mit den modernen Anschauungen in Einklang zu bringen.

Allein die Hoffnung, daß diese Neuerungen sich in kurzer Zeit überall Eingang verschaffen oder wenigstens in allen größeren Gemeinden zahlreiche Anhänger finden würden, hat sich nicht verwirklicht. Man begnügte sich vielmehr größtentheils damit, dem Cultus äußerlich eine angemessene Gestalt zu geben, durch geregelten Gesang, Predigt und dergleichen eine größere Erbauung der Gemüther herbeizuführen, schaffte wohl auch die Pijutim gänzlich oder theilweise ab, mochte sich aber nicht dazu entschließen, an dem überlieferten Gebettexte selbst Aenderungen vorzunehmen, ja, sträubte sich in vielen Gemeinden hartnäckig gegen Einführung einer Orgel, die man, da rituelle Bedenken sich nicht dagegen vorbringen ließen, einfach als unjüdisch bezeichnete. Es fehlt auch nicht an Beispielen einer geradezu rückläufigen Bewegung, und in mehreren Gemeinden wurden Reformen, die eine Reihe von Jahren hindurch in Uebung gewesen waren, wieder abgeschafft. Die Orthodoxie erhob mächtig ihr Haupt, erlangte durch thatkräftiges, zielbewußtes Vorgehen in vielen Gemeinden entschiedenen Einfluß und wagte kühn zu behaupten, die Tage der Reform seien vorüber, diese selbst sei als ein verhängnißvoller, die Einheit und den Frieden im Judenthum gefährdender Irrthum erkannt.

Vergebens versuchten die Wortführer der Reform, durch Einberufung der Synoden, in denen Rabbiner und Laien — soweit man von Letzteren im Judenthum sprechen kann — gemeinsam über die wichtigsten streitigen Fragen berathen sollten, die Theilnahme weiter Kreise für den religiösen Fortschritt wach zu rufen. Der Versuch mißlang. Schon die zweite 1871 in Augsburg abgehaltene Synode war nur spärlich beschickt und lieferte den Beweis, daß das Interesse der Gemeinden an culturellen und rituellen Angelegenheiten erkaltet war, und daß der jüngere Nachwuchs der Rabbiner der Reform zumeist feindlich gegenüberstand oder sich doch scheute, offen für sie einzutreten.

Auf welche Ursache ist diese betrübende Erscheinung zurückzuführen? Hatte die Orthodoxie wirklich recht mit ihrer Behauptung, daß die Reformbestrebungen sich überlebt haben und von der Mehrzahl der deutschen Juden als werthlos und schädlich erkannt seien? Mit nichten! — Denn wäre dem so, dann hätte auch das rituelle Leben sich nach konservativen Grundsätzen gestalten, und der Besuch derjenigen Synagogen, in denen die Gebete in alter, unveränderter Form geblieben sind, ein reger sein müssen. Es ist aber männiglich bekannt, daß beides nicht der Fall ist, daß keineswegs eine Bekehrung der deutschen Juden zu den Anschauungen der früheren Zeit stattgefunden hat. Es kommen vielmehr ganz andere, entscheidende Momente in Betracht.

Zunächst tritt fast mit Naturnothwendigkeit, wie die Geschichte aller Zeiten lehrt, nach einer fortschrittlichen Bewegung stets eine Gegenströmung ein, hervorgerufen von denjenigen, welche sich in ihrem geistigen Besitzstande bedroht sehen, und welche, nachdem sie sich von der ersten Ueberraschung erholt haben, die nach einem mächtigen Anlaufe in der Regel nicht ausbleibende Erschlaffung der Geister weidlich für ihre Zwecke ausnutzten.

Nicht ohne schwere Kämpfe hatte die Reform der Orthodoxie den schmalen Raum für ihre Bestrebungen abgerungen; die Kampfgenossen der fortschrittlich gesinnten Rabbiner waren mit dem Errungenen für den Augenblick zufrieden, zogen sich vom Kampfplatze zurück und überließen den theologischen Führern die weitere Ausfechtung des mühseligen Streites.

Die große Masse des Volkes hatte überhaupt noch wenig Verständniß für die Tragweite und Bedeutung der Reformbewegung, hie und da war man im Uebereifer auch wohl zu weit gegangen, hatte den einer Aenderung des Bisherigen entgegenstehenden Bedenken der Bevölkerung nicht die nöthige Berücksichtigung und Schonung angedeihen lassen und einer Theorie zu Liebe die thatsächlichen Verhältnisse und Bedürfnisse zu wenig beachtet. Dies rief natürlich den Widerspruch gegen reformatorische Maßregeln überhaupt hervor und verstärkte die Reihen der Gegner der Reform.

Im Allgemeinen aber trägt der Mangel an Idealismus, der sich auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens seit längerer Zeit in Deutschland fühlbar macht, der auch in der katholischen und evangelischen Kirche der Reaction die Wege ebnete und in der Politik so überaus traurige Erscheinungen gezeitigt hat, den wesentlichen Theil der Schuld an dem Rückgange der freiheitlichen religiösen Bewegung. Die materiellen Fragen überwiegen so sehr und drängen sich dermaßen in den Vordergrund, daß ihnen gegenüber die Mächte des Geistes und des Gemüthes nur wenig zur Geltung kommen.

Die Verbesserung des Cultus und der sonstigen religiösen Einrichtungen ging vielen Gebildeten zu langsam von statten, sie sahen sich in ihren Erwartungen getäuscht, fühlten sich durch das bereits Erreichte nicht befriedigt und gewöhnten sich daran, ohne Religion auszukommen, und die große Masse der Halbgebildeteu ahmte dies Verfahren nach und wurde allmählig gegen die Religion so gleichgültig, daß sie es nicht für lohnend erachtete, um ihretwillen sich in einen Conflikt mit den Vertretern des Alten einzulassen. Manche berührte es sogar ganz angenehm, bei dem Besuche des Gotteshauses — am Versöhnungstage — alles unverändert so vorzufinden, wie sie es von früher gewöhnt waren, sie konnten sich dann doch für einen Augenblick wieder in die Stimmung und in das Empfinden zurückversetzen, die in der Zeit der Kindheit an religiös ausgezeichneten Tagen ihr Gemüth beherrscht hatten. Die Gleichgültigkeit gegen die Religion im fortschrittlichen jüdischen Lager, die geringschätzige Beurtheilung der religiösen Einrichtungen und Hülfsmittel und das Verzweifeln an ihrer Verbesserungsfähigkeit, haben der Orthodoxie fast kampflos den Sieg verschafft. Und als nun gar in dem größten deutschen Bundesstaate, in Preußen, durch das sogenannte Lasker'sche Austrittsgesetz jedem Gemeindemitgliede die Möglichkeit gewährt war, wegen religiöser Bedenken aus dem Gemeindeverbande auszuscheiden, ohne gleichzeitig aus dem Judenthume austreten zu müssen, da hatten die gesetzestreuen Juden, wie sich die Orthodoxen so gern nennen, eine neue Waffe in Händen, die sie gar kräftig zu schwingen wußten. Sie drohten mit Massenaustritt und mit der Bildung von Separatgemeinden, wenn sich irgenwo eine liberale Anwandlung bemerkbar machte, und die Furcht vor einer Spaltung hat des öfteren die Gemeindevertretungen bestimmt, allen, auch den unschuldigsten und unwesentlichsten Reformplänen zu entsagen, um den Bestand und die Einigkeit der Gemeinden nicht zu gefährden.

Bei Rabbinerwahlen entfalten die konservativen Gemeindemitglieder eine weit größere Rührigkeit, als die freisinnigen, und es ist wiederholt vorgekommen, daß Gemeindebehörden, die in einer Majorität dem religiösen Fortschritte huldigen, und deren Mitglieder dem rituellen Leben gänzlich entfremdet sind, die Wahl eines ausgesprochenen freisinnigen Rabbiners ablehnten und einem streng konservativen geistigen Führer, den man dann gewöhnlich als einen Mann von gemäßigter Richtung bezeichnete, den Vorzug gaben. „Denn," so sagten sich die berufenen Vertreter, „die Frömmigkeit, das heißt die orthodoxen Mitglieder, haben weit häufiger Verlangen nach religiöser Erbauung und bedürfen des Seelsorgers zur Entscheidung ritualer Fragen viel mehr, als die freisinnigeu Mitglieder, die nur selten das Gotteshaus besuchen, und sich in ihrem Privat- und Familienleben nicht nach religiösen Satzungen richten; darum muß auf jene bei Besetzung der Beamtenstellen und namentlich bei Besetzung des Rabbinates größere Rücksicht genommen werden, als auf diese, für die es wenig verschlägt, welcher Richtung der Rabbiner angehört, wenn er nur erbauliche und fesselnde Vorträge zu halten versteht."

Daß hierdurch das religiöse Leben auf ein immer tieferes Niveau herabsinken mußte, daß durch den grellen Widerspruch zwischen der eigenen Ueberzeugung und dem von der Kanzel Gelehrten die Kluft, welche sich aufgethan, und welche die am Veralteten und Ueberlieferten festhaltende Religion von der Gegenwart und ihren Anforderungen sondert, noch erweitert wurde; daß namentlich die Jugend durch die nachdrückliche Betonung der Ceremonialvorschriften im Religionsunterrichte für die hohe Aufgabe des Judenthums nicht erwärmt und begeistert werden konnte, wurde hierbei gänzlich übersehen, oder um eines Scheinfriedens willen gänzlich außer Acht gelassen.

Bei dieser Sachlage kann es uns auch nicht Wunder nehmen, daß die Rabbiner, die ohnehin in den theologischen Seminarien zu einer mehr konservativen Auffassung des Judenthums erzogen und angehalten werden, sich von der Reform mehr und mehr zurückzogen, da sie sich nicht durch offene Theilnahme an fortschrittlichen Bestrebungen der Gefahr aussetzen mochten, bei der Bewerbung um erledigte Rabbinate wegen ihrer freisinnigen Richtung unberücksichtigt zu bleiben. Die Furcht vor einer öffentlichen Stellungnahme zu den brennenden religiösen Fragen der Gegenwart — und zu diesen gehört, abgesehen vom Cultus, in erster Reihe die Reform der Ehegesetze — ist in Rabbinerkreisen so groß, daß es bis jetzt noch nicht möglich gewesen ist, in dem vor zehn Jahren gegründeten Rabbinerverbande in Deutschland einen dahin gehenden Antrag auch nur zur Diskussion zu bringen; jeder derartige Versuch wurde mit der Begründung zurückgewiesen, daß eine Besprechung religiöser Streitfragen alsbald die Sprengung des Vereins zur Folge haben werde.

Wäre das Schicksal der Reform von den Rabbinern abhängig, so müßten wir ihre Aussichten für die Zukunft als sehr trübe bezeichnen. Zum Glücke aber haben die Gemeinden in allerjüngster Zeit wieder angefangen, sich ihrer Pflicht zu erinnern, und es gewinnt immer mehr den Anschein, daß die Lässigkeit der vorgeschrittenen Juden, der die Orthodoxie ihre Erstarkung zum großen Theile zu danken hat, einer kräftigen und energischen Theilnahme am öffentlichen religiösen Leben weichen wird. Diejenigen, in deren Herzen die Liebe zum Judenthum noch nicht erkaltet ist, nehmen mit Schrecken wahr, daß die Jugend sich dem Einflusse der Religion fast gänzlich entzieht, und daß der ihr im Kindesalter ertheilte Religionsunterricht nicht genügt, ihr weihevolle Eindrücke und Erinnerungen auf ihre Lebensbahn mitzugeben.

Durch Einrichtung besonderer Jugendgottesdienste, durch Gründung jüdischer Literaturvereine, in denen belehrende Vorträge über die jüdische Vergangenheit gehalten werden, durch volksthümliche Schriften und Erzählungen aus dem jüdischen Leben hat man angefangen, das Interesse am Judenthum neu zu beleben, und manch' schöne Erfolge sind auch bereits erzielt worden.

Aber allmählig bricht sich die Erkenntniß Bahn, daß mit allen diesen Maßregeln nicht viel gewonnen wird, so lange nicht auch der öffentliche Gottesdienst von den hemmenden Fesseln befreit wird, die eine nachhaltige Erbauung und Erhebung der Gemüther unmöglich machen.

Die Gebetreform tritt wieder in den Vordergrund und wird in ihrer Bedeutung für das gesammte religiöse Leben von dem Gebildeten mehr und mehr gewürdigt. Selbst orthodoxe Gemeinden haben diesem Zuge der Zeit nicht widerstehen können, uud haben stillschweigend manche neue Einrichtungen eingeführt und manche veraltete Bräuche abgeschafft, gegen deren Einführung oder Abschaffung sie sich noch vor wenig Jahrzehnten auf das heftigste gesträubt hatten.

An einigen Orten haben sich Reformvereine gebildet, die den Zweck verfolgen, die freiheitliche religiöse Entwickelung des Judenthums in ruhiger, sachlicher Weise zu fördern, und ist gegründete Aussicht vorhanden, daß die Reformfrage bald in Fluß kommen werde.

Als ein Zeichen des erwachenden religiösen Lebens darf auch die von dem Verbande der Synagogengemeinden Westfalens beschlossene und dem Schreiber dieser Zeilen übertragene Herausgabe eines Reformgebetbuches freudig begrüßt werden, und das lebhafte Interesse, das in allen Theilen Deutschlands diesem Werke entgegengebracht wird, berechtigt zu der Hoffnung, daß die religiöse Reform, deren Nothwendigkeit allgemach von den Gemeinden selbst begriffen wird, sich diesmal in

ihrem Siegeslaufe nicht aufhalten lassen werde.

Möge unsere Hoffnung sich im vollsten Maße verherrlichen zum Heile der Gesammtheit und zum Segen für die kommenden Geschlechter!

I.

Wohlthat, Liebeswerke.

Nach biblisch-talmudischer Auffassung.

Von Dr. Alex. Kohut.

Die Bibel kennt, wie schon Michaelis bemerkt, nicht die Bezeichnung Bettler (das ist zudringlich Bittender); es ist nirgends die Rede von der begehrlich ausgestreckten Hand des armen Empfängers, sondern nur von der zuvorkommend sich öffnenden und entgegenreichenden Hand des Gebers. Von der fleißigen und braven Hausfrau heißt es (Sprüche 31, 20),: „sie streckt ihre Hand dem Dürftigen entgegen", und der Prophet Jesaj. (58, 7 ff.) schildert die gottgefällige Buße, indem er sagt: „Brich dem Hungrigen Dein Brod, die verfolgten Armen bringe in Dein Haus und den Nackten bekleide." „Wer den Armen bedrücket," heißt es (Spr. 14, 31, vergl. 19, 17) „schmähet seinen Schöpfer, ihn ehrt, der sich des Dürftigen annimmt." „Dem Ewigen leihet, wer gegen den Armen gütig ist." „Wer den Armen nicht erhört, wird selbst nicht erhört werden." In unzähligen Aussprüchen wird die Pflicht der Unterstützung in der heil. Schrift anbefohlen. „Oeffne Deine Hand, verschließe nicht Deine Hand," „beschenke ihn" u. s. w., sind stehende Ausdrücke.

Der Talmud erweitert diesen Begriff der Armenpflege, indem er von Almosenspendung in dem weiteren Sinne von Wohlthätigkeit als Liebesdienst gegen Gott und wahrhafter Frömmigkeit spricht. Es gibt kaum einen Talmudgelehrten, der nicht einen oder den anderen Ausspruch gethan hätte hinsichtlich der hohen Verdienstlichkeit der Liebeswerke (Zedaka, Gemiluth Chassadim). Ja, es heißt sogar (Kethub. 61): „Wer sein Auge wegwendet von Liebesthaten, begeht gleichsam Götzendienst, denn Almosen und Liebesthaten wiegen alle Gesetze auf" (Jer. Pea 1, 15 b., vergl. Succa 49 b".) „Dem Ewigen, Eurem Gotte, sollt Ihr nachfolgen," (Deuter. 13, 5) auf welche Weise? Wie er barmherzig, gnädig und langmüthig ist, so sei auch Du, wie er Nackte bekleidet, bei Kranken ist, Trauernde tröstet u. s. w., so verfahre auch Du" (Sota 13). Es führte zu weit, alle diese talmudischen Aussprüche hier anzuführen. Ich verweise auf mein Werk „Aruch Completum", Band 7, Artikel Zedaka. Hier erwähne ich blos im Allgemeinen, daß vom Ende des zweiten Staatslebens, wahrscheinlich wegen der überhand nehmenden Armuth eine Organisation des Armenwesens stattfand. Es gab eine allgemeine Wohlthätigkeitskasse. Man vertheilte Lebensmittel an die Armen, aus einer anderen Kasse bestritt man Kleider für die Bedürftigen. Das rabbinische Gesetz bestimmte, daß, wer seit dreißig Tagen in einer Stadt wohnte, seinen Antheil zu den Lebensmitteln beitragen mußte. Nach einem Aufenthalt von drei Monaten war man verpflichtet, zur communalen Wohlthätigkeitskasse beizusteuern, nach einem halben Jahre hatte man zur Kleidervertheilung, nach neun Monaten zu den Kosten der Beerdigung der Armen beizutragen. Rab Juda sagte: „Wenn ein Armer Kleider verlangt, so muß man sich erkundigen, ob er wirklich arm ist, verlangt er aber zu essen, so gebe man ihm ohne Untersuchung." Rabbi Eleazar sagte: wer Andere veranlaßt, Almosen zu geben, ist noch größer, als der Almosenspender. Nach Rabbi Isaak ist es nicht hinreichend, Almosen zu geben, sondern man muß sie auf freundliche Weise geben.

Während aber bei der Vertheilung der Almosen die gewissenhafteste Verwaltung geübt wurde (s. B. Bathra 10), wird andererseits eindringlich gewarnt, nicht Unterstützung zu erwarten, wenn man sie vermeiden kann. So heißt es (Pea 8, 9): „Wer der Almosen nicht bedarf und doch annimmt, stirbt nicht früher, bis er in dem Maße verarmt, daß er derselben wirklich bedarf. Wer weder lahm noch blind ist und ein körperliches Gebrechen simulirt, um Almosen theilhaftig zu werden, der stirbt nicht früher, bis er das simulirte Gebrechen wirklich aufzuweisen hat." „Verrichte welche geringe Arbeit immer, wenn sie auch Deiner Standesehre nicht entspricht, um nur nicht auf fremde Unterstützung angewiesen zu werden (B. Bathra 110). Mache in Bezug auf Deine Bedürfnisse den Sabbath zum Wochentag und falle Anderen nicht zur Last" (das.). So hat ihn auch die jüdische Praxis codificirt: (Jore Deah § 253). „Wer Speisen auf zwei Mahlzeiten hat, nehme nicht von der Schüssel-Sammlung"; wer drei Mahlzeiten hat, nehme nichts von der täglichen Speisevertheilung, wer auf vierzehn Mahlzeiten hat, nehme nichts von der wöchentlichen Almosenvertheilung, und wer endlich fünfzig Sus besitzt (ungefähr einen Viertel-Dollar) und mit diesem Betrag ein Geschäft betreiben kann, der nehme überhaupt kein Almosen." In einer schönen Allegorie wird die Lehre gezogen: „Jede Nahrung, wenn sie auch so bitter, wie ein Oelblatt ist, aus Gottes Hand ist süßer, als die süßeste Speise aus der Hand des Menschen (Erubin 18).

Die größte Liebesthat war daher von jeher als diejenige betrachtet, welche eine Selbsthülfe bezweckte (self supporting charity). So lehrte bereits ein Lehrer des dritten Jahrhunderts: „Wer seinem Mitmenschen Geld vorstreckt, handelt verdienstlicher, als wenn er ihm Almosen gegeben hätte, und wer ihm die Mittel an die Hand gibt, sich selbst zu helfen durch Beginnen eines Lebensunterhaltes, der hat ein noch verdienstlicheres Werk geübt" (Sabb. 63 a). Samuel lehrte (Chag. 5 a): „Gott bringt zu Gericht alles Verborgene, ob gut oder böse (Koheleth 12, 14). Das bezieht sich auf denjenigen, der mit seiner Unterstützung so lange wartet, bis der Bedürftige darauf angewiesen ist, nicht aber sich beeilt, ihm unter die Arme zu greifen, daß er in Zeiten seinen Lebensunterhalt sich verschaffen könnte." R. Josef lehrte (B. Mezia 30 a, siehe Raschi): „Mache ihnen bekannt den Weg des Lebens (Exod. 18, 20), das heißt, verhilf dem Unbemittelten dazu, daß er sich einen Erwebszweig, sich zu ernähren, verschaffen könne."

Es heißt [Deut. 25, 35]: „Wenn Dein Bruder verarmt und herabkommt neben Dir, so sollst Du ihn unterstützen, daß er neben Dir lebe," das heißt, unterstütze ihn, so lange er sich noch halten kann, hilf ihm zur Verbesserung seiner Lebensverhältnisse, und wenn er auch vier-, fünfmal unterstützt werden müßte [Torath Cohanim, siehe Jalkut Levit. § 625]. Es heißt [Psalm 41, 2] „Heil dem, der vorsichtig ist mit dem Armen," das heißt, wenn Dein Bruder zu wanken beginnt, spring ihm bei zu helfen;" es heißt nicht: Heil dem, der dem Armen gibt, sondern aufmerksam zusieht in Bezug auf die Armen. „Daraus kannst Du lernen," sagte R. Jona, „daß Du studiren mußt die delicate Lage Deines Bruders, um seine Verhältnisse aufzubessern" [Deut. Rabba bei Jalk. das.] Daher codificirt auch Maimonides [Hilchoth Mathanoth X, 4] auf Grund Torath Coh., citirend obigen Spruch in Leviticus, wie folgt: „Die größte Stufe der Wohlthätigkeit ist die, wornach man unter die Arme greift einem Unbemittelten, der zu wanken beginnt, indem man ihm Geldunterstützung, Darlehen oder Arbeitsgelegenheit beschafft, so daß er sich selbst aufhelfen kann und nicht auf die Hülfeleistung der Almosen angewiesen ist, das will besagen der Ausdruck: Halte ihn, daß er nicht falle und bedürftig werde."

Daraus ersehen wir, daß die eigentlich verdienstvolle Liebesthat diejenige war, welche nicht Almosenverabreichung, sondern Verbesserung und Aushülfe, Selbsthülfe des Unbemittelten bezweckte.

II.

Würdigung der Arbeit.

Nach biblischer und talmudischer Auffassung.

Schon die ersten Blätter der Genesis zeigen uns die Wichtigkeit und Pflege des Handwerks. Es wird uns erzählt von der Erfindung der Bearbeitung des Metalls, des Eisens und Kupfers als Waffe gegen den äußeren Feind, sowie als Erleichterung der Bodenbestellung. Nach der Sintfluth müssen schon verschiedene Handwerke in Uebung gewesen sein, da sonst von einem Thurmbau nicht die Rede hätte sein können. In die vollständigste Entwickelung des Handwerks und in dessen Mannigfaltigkeit werden wir eingeführt kurz nach dem Auszug aus Aegypten, da wir die Israeliten mit dem Kunstwerk der Errichtung der Stiftshütte beschäftigt sehen. Der Ober-Architekt Bezalel wird sehr ehrend genannt: „Weise des Herzens", Meister", „Denker", Künstler". Während in Aegypten, ja selbst in Griechenland und Rom das Handwerk des freien Mannes unwürdig bezeichnet wurde, wird im Judenthum das Handwerk über alle Maßen gepriesen. Spinnen, löthen, schneiden der Goldfäden, Einfassen der Edelsteine, Metallgießerei, Blechschlagen u. s. w. waren schon zu Moses Zeiten und später zu Salomon's Zeit noch mehr allgemein verbreitet. Schmiede-, Schlosser-, Zimmer-, Holzarbeit war in allen Fächern ausgearbeitet, neben Steinmetzerei, Maurerei und allen Arten der Töpferarbeit. Wie groß die Zahl der Handwerker gewesen sein muß, zeigt die Benennung ganzer Straßen und Stadttheile. So gab es in Jerusalem einen Stadttheil der Töpfer, Töpferthor, Zimmerthor, Bäckerstraße u. s. w. Die Würdigung des Handwerks ist in der Bibel dadurch hinreichend bewiesen, daß das mosaische Gesetz streng anordnet, den Lohn für die Arbeit nicht vorzuenthalten, sondern noch an demselben Tage zu bezahlen. Noch mehr gewürdigt wird die Arbeit in der talmudischen Zeit.

Unzählig sind die Aussprüche im Talmud, die die Arbeit verherrlichen. So heißt es: „Wer seinen Sohn kein Handwerk lehrt, ist als ob er ihn zum Räuber erziehen würde." „Wie groß ist die Arbeit, sie ehrt ihren Meister." „Es giebt kein Handwerk mit dem nicht Armuth und Reichthum verbunden wäre." „Währt auch sieben Jahre Hunger noch, die Thüre des Handwerks erreicht er nicht." „Es giebt kein Handwerk, das von der Welt schwinden sollte. Heil ihm der ein reines Handwerk treibt." (Kidduschin 82, vergl. Erachin 16 b.) Größer ist der, welcher von seiner Hände Arbeit lebt, als der, welcher Gott ehrfürchtet." (Berach 18.) „Liebe die Arbeit und hasse herrschaftlichen Rang." (Aboth 1, 10.) „Gott ließ seine Herrlichkeit nicht in Israel walten bis er durch Errichtung der Stiftshütte eine Arbeit vollbracht hätte." (Aboth de R. Nathan C. 11.) „Verrichte jede Arbeit und sage nicht ich bin ein vornehmer Mann." (Pessach 112.) Die Werthschätzung der Arbeit war so hoch, daß die Arbeiter von manchen Pflichten enthoben waren, um sich nicht in der Arbeit zu stören. (Kidd. 32.) Und die Talmudlehrer gingen mit dem guten Beispiel voran, da sich die meisten von der Arbeit ernährten. Wir nennen aus dem ersten Jahrhundert Hillel, (Joma 35 b.) der ein Tagelöhner war; R. Jochanan b. Zakai, ein Handelsmann (Sopherim 12, 4.) Abba Chilkia, Taglöhner, dessen Gewissenhaftigkeit so groß war, daß er während der Arbeit sich in kein Gespräch einließ (Taanith 23 a.) Aus dem Jahrhundert darauf nenne ich R. Akiba, er war ein Hirt (Kethub. 62 b.) Theodor, ein Arzt (Synh. 33 a.) Nehunja, ein Cisternengräber (Jebamoth 121 b.) Hyranos, ein Ackerbauer (Aboth De R. Nathan 18.) R. Josua, ein Schmied; Abba Saul, ein Todtengräber (Nida 24 b.) u. s. w. Aus dem dritten Jahrhundert Abba Josef, ein Baumeister (Exod. Rabba C. 8.) R. Jose b. Chalafta, Gerber (Sabb. 49 a.) R. Jizhak, Schmied (Kidd. 59 a.) R. Meir, Schreiber (Keth. 102 b.) R. Simon, ein Weber; R. Nehemia, ein Töpfer; R. Simon, ein Färber; R. Juda, ein Bäcker; und so könnten wir noch unzählige Beispiele anführen.

In solch nachdrücklicher Weise wird im Talmud die Arbeit eingeschärft. Dem Müssiggänger und Arbeitsscheuen sprechen die Talmudlehrer jede Existenzberechtigung ab. So heißt es (Midr. Esther C. 7.): Nicht der Gennß bringt den Tod, sondern der Müssiggang.

Die russischen Juden.

Von Dr. J. Rulf in Memel.

Im Jahre 1865 kam ich nach Memel, jener an der nordöstlichsten Spitze des Deutschen Reichs, am baltischen Meer, unweit der russischen Grenze gelegenen See- und Handelsstadt. Bis dahin wußte ich von den russischen Glaubensgenossen nicht mehr als Alle wußten, nämlich so gut, wie gar nichts; denn als Musterexemplare dienten mir, wie allen anderen Juden, jene die Welt durchziehenden russischen Schnorrer, die wahrlich nicht geeignet waren, ein anschauliches und freundliches Bild dieses so überaus erheblichen Theils unserer Stammesgenossen vor Augen zu stellen. Allein ich sollte bald genug ihre nähere Bekanntschaft machen.

Ein Nothstand ohne Gleichen, ein Nothstand, wie er heutzutage bei den reichen und hochausgebildeten Verkehrsmitteln und Wegen schon gar nicht mehr möglich ist, hatte die nordöstlichen deutschen und nordwestlichen russischen Grenzbezirke heimgesucht. Ich hatte mich der nothleidenden Bevölkerung unserer Stadt warm und wirksam angenommen, und als unter dem Protektorate des edlen Kronprinzen, späteren Kaisers Friedrich, das große aus Männern und

Frauen aller Gesellschaftskreise bestehende Committee sich bildete, da wurde ich in den dreigliedrigen, geschäftsführenden Ausschuß gewählt und mit dem Amte eines Sekretärs betraut. Das war der Beginn meiner Wirksamkeit auch in Bezug auf meine russischen Glaubensgenossen.

Was bei uns diesseits der Grenze nur Nothstand, das war drüben jenseits der Grenze völlige Hungersnoth. Wer weiß, wie viele Tausende damals am Hunger und Hungertyphus gestorben sind — die Welt wußte ja nichts von ihnen und sie wußten nichts von der Welt. Ich erfuhr erst ziemlich spät von dem entsetzlichen Elende, trotzdem fünf Sechstel unserer jüdischen Gemeinde aus eingewanderten Russen besteht; und als ich später, nachdem auch das russische Hülfskommittee sich gebildet hatte, einem zur russischen Gemeinde gehörigen Mitgliede des Committees hierüber Vorwürfe machte, meinte er: „Was wollen Sie, die Hungersnoth herrscht unter den Juden drüben in Rußland immer."

Die mächtige Ergriffenheit ob der Noth meiner Glaubensbrüder erzitterte in allen meinen Aufrufen und riß die Herzen hin; Juden und Christen spendeten zur Linderung mit vollen Händen. Ich habe damals über eine halbe Million Mark gesammelt. Auch von den amerikanischen Glaubensgenossen mögen etwa 26,000 Dollars eingegangen sein. 230 größere und kleinere Städte der russischen Grenzbezirke erhielten wöchentliche Unterstützungen, bis die außerordentlich gedeihliche Ernte des Jahres 1868 dem Mangel ein Ziel gesetzt hatte.

Es könnten ja eine ganze Anzahl von Uebel- und Mißständen aufgezählt werden, welche zu einer außergewöhnlichen Nothlage unserer russischen Glaubensgenossen stets geführt haben und stets führen werden — den Hauptübelstand jedoch mußte ich erkennen in der Absperrung derselben innerhalb gewisser Bezirke und in der Ueberfüllung und Uebervölkerung der Städte innerhalb dieser Bezirke mit Juden derart, daß diese Städte ein rein jüdisches Gepräge angenommen haben. Den Grundstock dieser Bevölkerung, meist 70 bis 95 Prozent, bilden die Juden. Das wäre nun an sich gar kein so großer Mißstand, wenn es den Juden erlaubt wäre, ländlichen Grundbesitz zu erwerben und Ackerbau zu betreiben, allein von solchem Betriebe waren die Juden in Rußland von jeher gesetzlich ausgeschlossen — sie wußten diese Gesetze zu umgehen — die Folgen blieben nicht aus; tagtäglich kamen Fälle vor, daß man den jüdischen Bauer mit Weib und Kind aus seiner Besitzung herausriß und ihn völlig besitzlos in das städtische Proletariat hineinwarf. Das waren entsetzliche Zustände. Eine Bevölkerung ohne Ackerbau, in welchem sie ihren Nährboden besitzt, wie will die bestehen?

Für die russischen Juden gab es nur zwei Rettungsmittel — Freizügigkeit und Erwerbsfreiheit, auch die Erwerbung von ländlichem Grundbesitz. Zu letztgenanntem Erwerbszweig wollte man die Juden aber unter keinen Umständen zulassen. Selbst die den Juden wohlgesinnten beiden Kaiser Nikolaus und Alexander II. waren zwar geneigt, den Juden festbegrenzte Colonien zur Bearbeitung zu überlassen, allein den freien Erwerb von Grund und Boden selbst innerhalb der Judengrenze wollten auch sie nicht gestatten, weil sie — freilich mit Recht — den russischen Bauer nicht für concurrenzfähig hielten und fürchten mußten, daß in absehbarer Zeit auch aller Grundbesitz in die Hände der fleißigen, sparsamen und mäßigen Juden — drei Tugenden, die dem russischen Bauer gänzlich abgehen — übergegangen sein werde.

In Bezug auf die Freizügigkeit lagen die Dinge völlig anders. Gewisse Classen von Juden durften damals schon überall im ganzen Reiche ihren Wohnsitz nehmen. Zünftige Handwerker, Kaufleute erster Gilde, akademisch graduirte Personen und gediente Soldaten besaßen freies Niederlassungsrecht. Ueberhaupt schien damals, besonders in Folge des furchtbaren Nothstandes in Westrußland, die Neigung vorhanden zu sein, das Freizügigkeitsrecht noch bedeutend zu erweitern. Auf diese Neigung hin hatte ich meinen Plan gegründet.

Ich trat mit einflußreichen russischen Glaubensgenossen in Beziehung und brachte es dahin, daß eine Versammlung von Delegirten verschiedener Städte nach Kowno berufen wurde, um diese Angelegenheit zu besprechen und zu regeln. Diese Versammlung trat am 27. Mai 1869 unter dem Vorsitze des Gouverneurs, Fürsten Obolensky, zusammen, und nachdem die Sache gründlich durchgesprochen war, wurde am 29. Mai in der Abendsitzung beschlossen:

„Vorbehaltlich der Regierungs-Bestätigung eine über einen großen Theil von Rußland sich verzweigende Gesellschaft zu gründen, welche zu allernächst die Auswanderung der Israeliten Rußlands bezwecke; dann aber auch die Erwerbung von Grund und Boden für Ackerbautreibende anstreben und endlich die Heranbildung der Jugend durch Gründung von Schulen aller Art mit allem Ernste betreiben solle."

Den Verlauf der ganzen Angelegenheit habe ich in der kleinen Schrift: „Meine Reise nach Kowno," genau dargestellt. Es wurde auch noch eine Commission gewählt, welche den von der Regierung zu bestätigenden Statutenentwurf und die begleitenden Denkschriften ausarbeiten sollte. Mehr konnte in der Angelegenheit nicht geschehen. Allein die Sache mußte im Sande verlaufen; es fehlte am Besten, ohne welches nichts erreicht werden konnte, und mit welchem damals Alles zu erreichen gewesen wäre, nämlich am Gelde. Alle Hoffnung hatte man auf mich armen und damals gerade sehr schwächlichen und hinfälligen Menschen gesetzt. Man glaubte allen Ernstes, nicht nur die russischen Glaubensgenossen, sondern auch die russische Regierung, ich habe ja nur nöthig, wie einst Moses auf den Felsen schlug und vieles Wasser hervorkam, auf die Geldsäcke der Reichen zu klopfen, und die Millionen würden mir nur so sprudelartig zufließen. Ich wußte das besser. Die Hungersnoth war vorüber und die Glaubensgenossen hatten Herzen und Geldschrank längst wieder verschlossen. Ein Baron Hirsch wäre damals sehr am Platze gewesen.

Wer da aber glaubt, daß die Kownoer Verhandlung und Beschlüsse völlig wirkungslos geblieben, der befindet sich in einem großen Irrthum befangen, der kennt unsere russischen Glaubensgenossen schlecht. Schon die Absicht und Vorbereitung zur Abhülfe ihrer Noth nehmen sie als vollendete Thatsache. Viel zu versäumen und zu verlieren haben sie ja nicht; an die Scholle sind sie nicht gebunden, sie wechseln ihre Heimath, wie man ein Kleid wechselt. Manche — das ist Thatsache — hatten schon vorher von der Kownoer Versammlung gehört und kamen mit Weib und Kind nach Kowno, um fortgeschickt zu werden. Sehr viele Andere machten sich reisefertig, um nur die Ersten am Platze zu sein und den Rahm abzuschöpfen, besonders waren es viele Tausende nothleidende Handwerker und Ackerbauer — von ihrer Scholle vertriebene Ackerbauer — welche zur Uebersiedelung nach dem Innern und den „jüdischen Colonien", die damals noch in gutem Flor waren, sich anschickten; die meisten führten ihr Vorhaben auch ohne weitere Beihüfe aus. In meiner jüngsten diesbetreffenden Schrift: „Die russischen Juden" (1892) habe ich diesen Exodus genauer beschrieben.

Diese zahlreichen Uebersiedelungen nach dem europäischen Süd- und Ostrußland war eine überaus folgeschwere Thatsache; sie hatten alle die Hetzen und Austreibungen, welche im Jahre 1882 begannen und auch heute noch nicht beendet sind, zur Folge.

Wo russische Juden sind, da kommen russische Juden zu, und zwar vermehren sie sich — besonders Amerika kann das bezeugen — in geometrischer Progression. Wo Einer ist, da zieht er stets einen Zweiten nach sich, die zwei ziehen zwei andere, die vier — vier, die acht — acht andere nach sich, und bald ist's eine große Zahl. So vermehrten sich auch vom Jahre 1869 an die russischen Juden in Rußland außerhalb des Ansiedlungsrayons. Mit dem Heimgang des Kaisers Alexander, welcher am 13. März 1881 durch Mörderhand fiel, war ihr Geschick besiegelt. Sie sollten allesammt wieder bis innerhalb der Judengrenze zurückgetrieben werden, und diesen Schergendienst übernahm der neuernannte Minister des Innern Nicolaus Pawlowitsch Ignatjeff.

Freilich, der Mensch denkt, Gott lenkt. Hätte ich ahnen können, daß die Bewegung einen so unglücklichen Verlauf nehmen könne, ich würde niemals den Anstoß dazu gegeben haben. In der Zwischenzeit war ich nicht unthätig geblieben. In allen Nöthen und Fährlichkeiten, die nicht abreißen wollten, war ich am Platze. Vor allem war ich bestrebt, mir von allen Charaktereigenthümlichkeiten des Einzelnen sowohl, wie der Gemeinschaften Kenntniß zu verschaffen. Eine Reise nach der niedergebrannten Stadt Minsk gab mir Gelegenheit, meine Erfahrungen in einer ausführlichen Schrift: „Drei Tage in jüdisch Rußland" niederzulegen. Alle Verhältnisse schienen sich zum Besseren gestalten zu wollen. Die Berührung mit den außerrussischen Glaubensgenossen hatte ihre Einwirkung nicht verfehlt. Man fing in Rußland an, den außerrussischen Glaubensgenossen nachzuahmen und nachzueifern. Man befleißigte sich eines feineren und geordneteren Lebens und ein Bildungs- und Wissensstreben fing an, sich zu regen, welches seines Gleichen nicht hat in der Geschichte unseres Volkes. Wenn man sich nur vergegenwärtigen will, was unsere russischen Glaubensbrüder in den letzten 25 Jahren auf geistigem Gebiete geleistet, wie sie die heilige Sprache wieder zum Leben erweckt, einen neuen Geist ihr eingehaucht, und durch dieselbe das gesammte geistige Leben der Nationen sich mundgerecht gemacht haben, so wird man mir beipflichten. Alle diese edeln Saaten haben die neuerlichen Verfolgungen nicht zu zerstören vermocht, wohl aber im Wachsthum gehindert und denselben den Nahrungszufluß abzuscheiden gesucht.

Um die Juden zu schrecken und zu verscheuchen, hatte Ignatjeff zu einem des „Vaters der Lüge" würdigen Mittel seine Zuflucht genommen. Er hatte ihnen durch bezahlte Emissäre die Bevölkerung, mit welcher sie bisher in ungestörtem Frieden gelebt und verkehrt hatten, auf den Hals gehetzt, und es begann zunächst in Südrußland eine Judenverfolgung, wie dieselbe seit den Kreuzzügen in Deutschland, seit der spanischen Isabella und den Tagen Chmielnitzky's in Rußland nicht mehr vorgekommen war. Wenn erst die Branntweinfässer in den Kellern der jüdischen Schankwirthe geleert waren, dann wurde gar zu ungescheut geraubt, gemordet, Frauen und Mädchen geschändet, die Häuser angezündet, Greise und Kinder in die Flammen, aus welchen sie sich retten wollten, zurückgeschleudert. Man lese nur die beiden Berichte des „Times"-Correspondenten vom 11. und 13. Januar 1882; ferner die fünfzehn Briefe aus Südrußland eines Specialberichterstatters der „Jewish World", datirt 23. Juni bis 28. August 1888. Weiterhin „Fünf Wochen in Brody unter jüdisch-russischen Emigranten" von Dr. M. Friedländer. Endlich die Berichte des „Mansion House Meeting" und Committees in London, welches gleichzeitig die officiellen Actenstücke über die Verfolgungen aus russischen Archiven zu Tage förderte und mit den „Briefen eines Rabbiners" herausgab.

Von allem genau unterrichtet, war ich der Verzweiflung nahe. Tag und Nacht ließ es mir keine Ruhe. Alle nur erdenkbaren Mittel wurden versucht, um Rath und Hülfe zu schaffen. Siebenzehn kleinere und größere Druckschriften und Briefe ohne Zahl versandte ich an alle vertrauenswerthen und einflußreichen Männer der Welt, von denen ich irgend einen Beistand erwarten durfte. Das Material lieferten die Vertrauensmänner aus allen Theilen des großen russischen Reiches. Regenten und Staatsmänner, selbst Kaiser und Papst wurden um Hülfe angegangen, aber ohne Erfolg.

Damals machte ich zuerst die Bekanntschaft eines edlen, nun schon bei Gott ruhenden, gleichgestimmten und gleichgesinnten Mannes, mit welchem ich seitdem bis zu seinem Lebensende in regstem Verkehr stand, des Dr. Pinsker aus Odessa. Die Verzweiflungsstimmung war es, welche uns zur Zeit einander näher brachte. Von dieser Stimmung ist die kleine Schrift: „Auto-Emancipation" des Dr. Pinsker, welche damals erschien, getragen und durchweht. Diese Schrift gab die Veranlassung zu der meinigen ausführlichen und eindringlichen Schrift: „Aruchas Bas-Ammi", („Israels Heilung"). In ihrem Grundton stimmen beide Schriften überein: Erweckung des jüdischen Nationalgefühls als Vorstufe zur nationalen Wiedergeburt und Wiedererstehung des jüdischen Volkes, als Vorstufe der Gleichachtung und Gleichberechtigung desselben unter den Völkern. Wenn der Israelite, sich nicht selbst zu helfen, Kraft und Entschluß gewönne, bei den Völkern, unter welchen er lebt, werde er in alle Ewigkeit vergebens nach völliger neid- und rückhaltsloser Gleichstellung ausschauen. Eine solche Geltung und Bedeutung sowohl im eigenen Bewußtsein, als auch in der Werthschätzung anderer Völker sei aber nur dann zu erlangen, wenn das jüdische Volk einen nationalen Grund und Boden sein eigen nennen könne, nicht nur zur Begründung eines rein jüdischen Staats- und Gemeinwesens, sondern auch zur Zufluchtsstätte aller Gehetzten und Verfolgten.

Dr. Pinsker war nun der Meinung, ein solches Territorium sei irgendwo in Amerika zu suchen und zu erwerben, ein Gedanke, den ja später, wenn auch aus anderen Beweggründen und in anderer Form, Baron Hirsch zu verwirklichen gesucht hat. Ich war anderer Meinung und Freund Pinsker hat mir sofort zugestimmt. Wenn ein jüdisches Gemeinwesen geschaffen werden, wenn ein solches Gemeinwesen alle die erhabenen und erhebenden Ziele und Gefühle erwecken und verwirklichen solle, so müsse man nur sein Augenmerk auf das Land der Väter richten, auf den geheiligten Boden, wo unsere Ahnen, ihre Propheten und und Helden gewohnt, geweilt, gewirkt und gehandelt, gelitten und gestritten hätten. Unsere Schriften sind heute so gut wie vergessen; allein ihre Grundgedanken leben und wirken weiter in den Bestrebungen aller Freunde Zions und Jerusalems.

Ignatjeff hat seine Judengesetze vom 3. Mai 1882 nicht lange überdauert. Conflikte mit der deutschen Regierung — er haßte die Deutschen noch mehr als die Juden — brachten ihn zum Sturze. Nachdem der Genannte vom Schauplatz verschwunden war, erfreuten sich die Israeliten Rußland's einige Jahre der Ruhe und Duldung. Es schien in der That, als wäre der Sturm vorüber, als sollten die Unglücklichen dauernd Ruhe finden. Da folgten im Jahre 1885 die unseligen Ausweisungen russischer Juden vom preußischen Gebiete; mit dem Augenblick fing auch in Rußland Haß und Verfolgung sich wieder zu regen an. Ueberall außerhalb der Judengrenze erfolgten Ausweisungen auf Grund der Maigesetze und die Städte des jüdischen Rußlands füllten sich mit den Ortsverwiesenen derart, daß sie sich außer Stande sahen, die Unglücklichen unterzubringen und zu ernähren. Im October des Jahres 1890 endlich kam die Kunde von den Massenausweisungen aus allen Gouvernements des inneren Rußlands. Ich hatte erkannt, daß diese Massen, in den russischen Städten unterzubringen, bei dem furchtbaren Elend, welches dort herrschte, ein Ding der Unmöglichkeit sei, und erließ im November 1890 zum größten Schrecken und zur schärfsten Mißbilligung meiner deutschen und französischen Glaubensbrüder, welchen die Tage von Brody 1882 noch vor Augen standen, meinen ersten Aufruf zu Gunsten der russisch-jüdischen Auswanderung. Ob ich wollte oder nicht wollte — ich mußte beginnen und vollenden. Vor der gleichen Nothwendigkeit sahen sich schließlich auch die Glaubensgenossen in der Reichshauptstadt gestellt, als sich im Frühjahr 1891, von ganz anderen Richtungen eintreffend, Tausende von hülflosen Auswanderern in und um Berlin lagerten.

Anfangs Juni 1891 constituirte sich das „Deutsche Central-Kommittee für die russischen Juden" in Berlin, unter dem Vorsitze des ersten Vorstehers der Berliner jüdischen Gemeinde, Justizrath Meyer, und bedeutende Geldsammlungen innerhalb der eigenen Gemeinde machten es dem Central-Kommittee möglich, sofort eine unfangreiche Thätigkeit zu entfalten. Die erstaunlichen Leistungen der vereinigten Kommittees werden die amerikanischen Glaubensgenossen, welchen diese Leistungen dauernd vor Augen gestellt sind, wohl am besten zu würdigen wissen. Darüber braucht nicht weiter geredet zu werden. Diese Erfolge sind zum guten Theil der vorzüglichen Organisation der Hülfsthätigkeit zu verdanken. Es gibt außer dem Deutschen Central-Kommittee noch das Hauptgrenz-Kommittee für Ostpreußen, etwa zwölf Grenz-Kommittees längs der deutschen Grenze, mehrere Hafen-Kommittees, die Amerikanischen Placirungs-Kommittee's und endlich eine große Anzahl über ganz Deutschland verbreitete (Geld)-Sammel-Kommittee's. Mehr braucht nicht gesagt zu werden, um einen Einblick in die Organisation des Hülfswerks zu gewähren.

Die Hauptaktion der letzten Zeit bildet wohl die große „Delegirten-Versammlung zur Berathung des Hülfswerks für die russischen Juden, welche in Berlin am 20. und 21. October 1891 getagt hat. Die Versammlung war auch von zwei amerikanischen Delegirten, dem Herrn Dr. Julius Goldmann und dem edeln, nunmehr verklärten Jesse Seligmann, beschickt. Außer den zahlreich erschienenen Theilnehmern aus den deutschen Staaten und Städten, waren auch noch Vertreter aus Dänemark, Frankreich, Holland, Oesterreich-Ungarn und der Schweiz erschienen.

Nach der vortrefflichen Eröffnungsrede des Vorsitzenden und der Wahl des Büreaus erfolgte jener sehr ausführliche Bericht über die Wirksamkeit des geschäftsführenden Ausschusses, sowie über die Thätigkeit der Beförderungs-Kommission, erstattet durch zwei Mitglieder des Deutschen Central-Kommittee's. Eine Sensation hervorrufende, von allen Reden der beiden Versammlungstage wohl die instructivste, war der Bericht des Dr. Goldmann (New York) über die Verhältnisse der russischen Juden in Amerika. Auch die Colonisation Palästina's, wie überhaupt die Colonisations-Frage ist sehr eifrig und eingehend erörtert worden. Und zwar sprach der Schriftsteller Karl Emil Franzos gegen die Colonisation Palästina's und für andere Colonisationsprojecte mit großer Ausführlichkeit, Schärfe und Sachkenntniß. Für die Colonisation Palästina's sprach Dr. Hirsch Hildesheimer, Herausgeber der „Israelitischen Presse", mit solcher Herzenswärme und Ueberzeugungskraft, daß ihm selbst die heftigsten Gegner der Sache ihren Beifall nicht versagen konnten.

Wohl das einzige thatsächliche Ergebniß der zweitägigen, äußerst anstrengenden und andauernden Verhandlungen bildet die nachfolgende Resolution:

„Das Deutsche Contral-Committee, vertreten durch seinen geschäftsführenden Ausschuß, wird ermächtigt, mit den Herren Dr. Goldmann und Jesse Seligmann, als Vertretern des Amerikanischen Kommittee's für die russischen Juden ein Abkommen zu treffen, wonach auf Grundlage der in dem Vertrags-Entwurfe des Herren Dr. Goldmann niedergelegten Principien eine volle Fürsorge für die nach Nord-Amerika beförderten und noch zu befördernden russisch-jüdischen Einwanderern von den amerikanischen Kommittee's für die russischen Juden gewährleistet wird."

Der Vertrag ist zu Stande gekommen und auf der Grundlage desselben von da ab weiter gewirthschaftet worden, aber nicht mehr mit dem früheren Eifer, nicht mehr in dem früheren Umfange und nicht mehr mit völlig ausreichenden Mitteln. So wurde das Hülfswerk weiter geführt, bis dasselbe im folgenden Jahre nach Ausbruch der Cholera fast ganz in's Stocken gerieth.

Wir sind am Ende unserer nur auf gering zugemessenen Raum berechneten Darstellung angelangt. Nach meinem Dafürhalten darf auch das Hülfswerk zu Gunsten der russischen Juden, soweit es die Unterstützung von Auswanderern betrifft, als beendet betrachtet werden. Die Auswanderung nach Amerika ist so weit gediehen, daß sie durch sich selbst geleitet und fortgeführt werden kann. Nicht einmal ist es nöthig und ersprießlich, daß sie in der oben angedeuteten Progression sich vollzieht. Wo unsere Hülfsaction diesseits des Oceans schließt, da kann sie jenseits des Oceans — ich meine in Amerika — erst beginnen, bestehend in der Hinlenkung der Eingewanderten nach bestimmten Orten und an der zweckmäßigen Vertheilung derselben über den gesammten amerikanischen Continent. Die russischen Juden bilden absolut keine Gefahr für Amerika; es sind ja keine Chinesen, das will sagen, es sind ja nicht die Secessionisten von vierhundert Millionen, sondern nur von vier Millionen Menschen, dabei ist der russische Jude äußerst anpassungsfähig und vielseitig betriebsam. Darum ergeht meine Bitte an die Amerikaner, nehmt Euch des russischen Juden an; „ist er doch unser Bruder, unser Fleisch."

Memel, Anfangs Juni 1894.

Die Beni Israel von Bombay.

Von Abraham Aaron Kehimkar, B. A. L. L. B., Präsident der Jewish Culture Society & Liberary.

Uebersetzt von Rev. Nathan Michnik.

Für Alterthumsforscher und sämmtliche Juden der Welt ist durch die kleine Gemeinde, welche als Beni Israel in der Residenz Bombay in Indien bekannt ist, ein Feld von besonders lebhaftem Interesse erschlossen worden.

Wann die Juden an diesen Gestaden landeten, wie sie dahinkamen; woher sie kamen, ob sie von reiner Abkunft waren oder nicht; diese und ähnliche Fragen werden stets den Forscher beschäftigen.

Ein christlicher Schriftsteller Rev. J. H. Lord faßt die Theorien, über deren Einwanderung in Bombay folgendermaßen zusammen.

1. Nach der Ansicht des Dr. Wilson, eines Missionärs der freien Kirche von Schottland, repräsentiren sie eine Abzweigung der großen Gemeinde von Juden im glücklichen Arabien, die ihre nächsten Nachbaren sind und nahe einer Küste wohnen, welche zu jeder Zeit Handelsverbindung mit Indien unterhielt. Dr. Wilson vermuthet somit, daß die Physiognomie der Beni Israel auf eine Verbindung sowohl mit Abrahamiten wie mit arabischen Blute hindeutet.

2. Eine zweite Theorie, welche in Vorschlag gebracht wurde ist die, daß die Beni Israel vom persischen Golf hergekommen sein mögen und einen Theil der jüdischen Gemeinde in Babylonien bildeten. Es ist bekannt, daß dieselben im Anfang des 6. Jahrhunderts in jeder Weise terrorisirt wurden in Folge der Empörung des Rabbi Meyer (?) und durch den beständigen Grimm des persischen Monarchen, wodurch sich Manche dazu verleiten ließen, Zuflucht in Indien zu nehmen und einen friedlichen Aufenthaltsort zu suchen.

3. Eine dritte Theorie ist jene, welche einen starken Befürworter und Vertheidiger an Herrn Haem Samuel Kehimkar, dem Präsidenten der israelitischen Schule der englisch-jüdischen Gesellschaft in Bombay, gefunden hat. Seine Meinung geht dahin, daß die Vorfahren der Beni Israel fast direkt von Palästina nach Indien kamen über das rothe Meer; da sie durch die Invasion des Antiochus Epiphanes, 175 v. Chr., vielleicht dazu getrieben wurden, ihr Land zu verlassen oder in Folge ähnlicher Leiden. Er theilt die Ansicht, daß, nachdem sie entweder den Hafen von Elath oder Egypten durch den Golf von Suez passirt hatten, sie sich die direkte maritine Handelsverbindung mit den indischen Häfen zu Nutzen machten, nach Indien segelten, vielleicht selbst nach den Hafen von Chenl, damals ein großes Handels-Emporium, und daß dieselben, als sie sich ihrem Bestimmungsorte näherten, bei der Insel Kenery, einige Meilen südlich von Bombay, Schiffbruch litten. Die überlebenden sieben Männer und sieben Frauen wurden an den Strand einer Landzunge gegenüber einem Dorfe, genannt Margaum, nahe Alibany geworfen, woselbst sie noch zwei Grabhügel jener zeigen, deren Leichname an's Land gespült wurden.

Allgemeine Information.

Die Bevölkerung der Beni Israel in dieser Präsidentschaft ist kaum genau festzustellen, da beim letzten Census-bericht von 1891 Beni Israel in der Rubrik Juden eingeschlossen waren, die auf 14,000 Seelen abgeschätzt wurden. Zugegeben, daß daselbst 5000 andere Juden residiren, welche nicht zu den Beni Israel gehören, bleiben uns nicht weniger als 9000 übrig.

Die gegenwärtige Lage der Beni Israel in Bombay ist in keiner Beziehung eine glänzende. Ein Grund ist, daß sie durch den Verkehr mit der Umgebung den Handels-Instinkt verloren haben, der sich als hervorstechende Charakteristik ihrer Brüder in Europa und Amerika erweist. Die Mehrheit des Volkes lebt von der Hand zum Munde, als ungeschulte Handwerker, wie z. B. als Zimmerleute, Schreiner, Schriftsetzer &c., einige sind tüchtige Angestellte und Zeichner in den Regierungsburaux und bei Handelsfirmen. Das durchschnittliche Einkommen dieser Leute rangirt von Rs. 20 bis Rs. 30 pro Monat, eine Summe, welche an einem Platze wie Bombay kaum genügt, um selbst eine kleine Familie zu ernähren. Eltern, welche finden, daß ihr Einkommen mit ihren Bedürfnissen nicht im Einklange steht, sind deshalb gezwungen, ihre Kinder aus der Schule zu nehmen und sie frühzeitig zur Arbeit anzuhalten. Es ist eine gewöhnliche Erscheinung, Beni Israel Kinder, zuweilen nur 10 Jahre alt, mit ihrem Schreinerwerkzeug an die Arbeit gehen zu sehen. Viele Kinder können deshalb auch keine elementare Erziehung genießen, während andere, deren Eltern bemittelter sind, die 6. oder 7. Klasse der Hochschule absolviren und sodann als Angestellte, Zeichner &c. Beschäftigung finden. Nur ein kleiner Prozentsatz bildet sich für höhere Berufsfächer aus, und solche, welche die Universität absolvirten, sind an den Fingern zu zählen. Von den Mitgliedern, welche sich gelehrten Berufen zugewandt haben, sind zwei Anwälte, vier Aerzte und zwei Ingenieure.

Soviel in Bezug auf die materielle Lage des Volkes in den Städten. In den Dörfern haben sich die Beni Israel als kleine Farmer und Kleinhändler etablirt, sehr wenige befinden sich indessen in behaglichen Verhältnissen.

In einem Berufszweige haben die Beni Israel sich ausgezeichnet und zwar im Militärstande. In den eingeborenen Regimentern der Armee in Bombay sind verschiedene Mitglieder dieser Gemeinde zu den höchsten Chargen im Offiziercorps aufgestiegen und haben in Bezug auf ihre Intelligenz, Courage und Ergebenheit für den britischen Thron die beste Anerkennung seitens der kommandirenden Offiziere geerntet.

Es ist zu bedauern, daß die jungen Leute der Beni Israel in dieser Generation nicht so mit den Armen sympathisiren, wie ihre Väter.

Gesellschaftliches Leben.

Die Lebensweise und Gewohnheiten des Volkes gleichen in vielfacher Hinsicht jenen der einheimischen Religionsgemeinden, wie besonders den Hindus, der Klasse, mit welcher sie am meisten in Berührung kommen. Doch ungleich den Hindus herrscht das zusammengehörige Familien-System nicht unter ihnen vor. Bis zum Alter der Selbstständigkeit leben die Angehörigen unter einem Dache, doch sobald die männlichen Mitglieder zu erwerben anfangen, separiren sie sich und etabliren Heimstätten für sich selbst. Es dürfte der Mühe werth sein, einige charakteristische Züge dieser Gemeinde anzuführen. Im Ganzen und Großen sind sie hartarbeitende und fleißige Leute und werden nie betteln, solange sie im Stande sind, zu arbeiten. Die Weiber besonders zeichnen sich durch Sparsamkeit und Sittenreinheit aus, wie das Volk überhaupt in moralischer Hinsicht sehr hoch steht. In ihren Lebensgewohnheiten sind sie sehr reinlich und deshalb erweist sich das Sterblichkeitsverhältniß unter ihnen im Vergleich mit den umwohnenden Klassen als ein sehr günstiges. Ein Fehler muß jedoch hervorgehoben werden und dies ist der Mangel an Zusammengehörigkeit unter den Beni Israel, was dieselben wesentlich im Gedeihen hindert. Die Beni Israel leben wie Fremde im Lande, mischen sich sehr wenig mit anderen Religionsgemeinschaften und erhalten somit auch wenig Unterstützung von Hindus, Parsen und Muhamedanern. Dies ist ein Grund, warum diese Gemeinde hauptsächlich auf die Unterstützung ihrer Glaubensgenossen im Auslande angewiesen ist.

Weibliche Erziehung.

Als wir von Erziehung sprachen, führten wir an, daß die Anzahl der Gebildeten sehr gering ist. Wir meinten natürlich Jene, welche eine höhere Bildung genießen. In Uebereinstimmung mit dem letzten Censusbericht nimmt sonderbar genug die jüdische Gemeinde den ersten Rang in Bezug auf allgemeine Erziehung ein. Daraus folgt, daß Bildung unter ihnen mehr Platz gegriffen hat. Was die Erziehung des weiblichen Geschlechtes anbetrifft, so ist die Stellungnahme der Gemeinde ihr gegenüber eine günstige und ein sehr großer Prozentsatz von Frauen kann lesen nnd schreiben. Doch sind aus verschiedenen Gründen die Mädchen nicht im Stande lange in der Schule zu bleiben.

1. Die Armuth der Leute.
2. Die frühen Heirathen.
3. Aus Mangel an Facilitäten zum Lernen.

Doch schenkt die Gemeinde der Nothwendigkeit und Wichtigkeit der weiblichen Erziehung täglich mehr Aufmerksamkeit, als einem wesentlichen Factor, der zum Fortschritt irgend eines Gemeinwesens in der Civilisation unerläßlich ist.

Institute.

Es sind daselbst etwa 12 Synagogen in allem in der Gemeinde: 2 Synagogen und 2 Bethallen in Bombay, 1 Syn. in Gamua, 1 Syn. in Karaschu, 1 Syn. in Pen, 1 Syn. in Panrell, 1 Syn. in Revidanda, 1 Syn. Alibay und 2 Bethallen in Parna. Dieselben werden von Subscriptionen und Schenkungen der Congregation unterhalten.

Die Beni Israel folgen dem sephardischen Gebetritus.

Nur eine Erziehungsanstalt existirt für die ganze Gemeinde und das ist die Schule, welche im Jahre 1880 von der Anglo Jewish Association von London gegründet wurde. Ungefähr 400 Kinder beider Geschlechter werden in dieser Schule unterrichtet und wird dieselbe in sehr fähiger Weise von Herrn Haem Samuel Kehimkar, dem Präsidenten des Schulcomites, geleitet.

Wohlthätigkeits-Institute giebt es sehr wenige. Es existiren zwei solche in Bombay und eins in Corna, deren Hauptzweck darin besteht, arme Wittwen und Waisen der Gemeinde zu unterstützen. Mit Rücksicht auf die Armuth des Volkes befinden sich dieselben in einem keineswegs blühendem Zustande.

Als eine Folge des Fortschrittes in Bildung machte sich bei dieser Gemeinde das Bedürfniß nach literarischen Gesellschaften und Bibliotheken immer wieder fühlbar. Doch theilweise in Folge des Mangels an genügender Unterstützung und theilweise auch in Folge Mangels am nothwendigen Ernst löşten sich manche dieser Vereine frühzeitig auf; gleichwohl existiren einige wenige in Bombay. Wir erwähnen „The Beni Israel Culture society“ gegründet 1888, mit etwa 75 gutstehenden Mitgliedern. Diese Gesellschaft wirkt viel Gutes. Die meisten der Mitglieder sind junge Leute, welche sich zu Zwecken des gegenseitigen Meinungsaustausches und des geselligen Verkehrs versammeln, und man hegt die Erwartung, daß die Gemeinde einen wesentlichen Vortheil daraus ziehen wird. In Verbindung mit der Gesellschaft steht ein kleine Lesezimmer, und wurde im Jahre 1891 eine kleine Bibliothek eröffnet, welche einen zufriedenstellenden Fortschritt macht; jedoch mit Rücksicht auf die Nothwendigkeit von Fonds ist das Vorstandscomite in seinen Bestrebungen die Collection von Büchern zu vermehren, in Verlegenheit gesetzt. Wir ergreifen diese Gelegenheit, einen ernstlichen Aufruf an alle jüdischen Autoren, Verleger und Eigenthümer von Zeitungen in Europa und Amerika ergehen zu lassen, uns unter die Arme zu greifen dadurch, daß sie der Bibliothek Werke zum Geschenk machen, welche speziell auf die jüdische Geschichte, Religion und Literatur Bezug haben. Bücher, welche von den Mitgliedern dringend benöthigt werden, in Folge ihrer hohen Preise aber von dem Verein nicht erworben werden können. Außerdem ist in Parna ein kleines jüdisches Lesezimmer, das sich in ähnlicher Lage befindet. Unter den Auspicien derselben Gesellschaft wurde in Bombay ein Mäßigkeitsverein ins Leben gerufen, um dem Umsichgreifen der Unmäßigkeit Einhalt zu gebieten, eines Lasters, das unglücklicher Weise besonders vorherrscht, und der Gemeinde viele Unannehmlichkeiten bereitet.

Unsere Wohlthäter.

Unter den Wohlthätern der Beni Israel Gemeinde von Bombay muß den christlichen Missionären eine hervorragende Stellung eingeräumt werden, welche in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts mit dem auserwählten Volke Gottes in diesem heidnischen Lande sympathisirten, natürlicher Weise für dasselbe Interesse bezeugten und wesentlich dazu beitrugen, ihm zu seiner jetzigen vergleichsweise glücklichen Lage zu verhelfen.

Der verstorbene Dr. Wilson, Missionär der freien Kirche, speziell eröffnete nicht nur Schulen in den Dörfern von Konkau für die Beni Israel, sondern brachte die Talentvolleren nach Bombay, ließ sie unentgeltlich unterrichten und sorgte selbst für deren Beköstigung und Wohnung.

Diesem Herrn ist es zu verdanken, daß viele Mitglieder der Gemeinde angesehene Stellungen einnehmen.

In nächster Reihe kommt die Englisch-jüdische Gesellschaft von London, welche eine Hochschule in Bombay während der verflossenen 12 Jahre unterhielt, und sind wir derselben aufrichtig verbunden für ihre Unterstützung und Sympathie. Die Familie Sassoon von Bombay begann Interesse am Gedeihen unserer Gemeinde zu bekunden und unterstützt die Schule in liebevoller Weise; doch glauben wir, daß sie selbst mehr thun werden, um unserer bescheidenen Gemeinde zu helfen, da noch ein größeres Feld ihren edlen Bestrebungen offen steht. Wir sind sicher, daß sie viel für diese kleine Gemeinde, die es durchaus verdient, thun können, wenn sie wollen, und sich dieselbe so zu ewiger Dankbarkeit verpflichten.

Bedürfnisse und Hilferuf.

Schließlich appelliren wir an die Menschenfreundlichkeit der Brüder in Europa und Amerika, unserer armen Gemeinde mit hülfreicher Hand beizuspringen.

Unter den dringenden Bedürfnissen der Gemeinde befinden sich die nachstehenden:

1. Ein Erziehungsfond, um tüchtige junge Leute zu unterstützen, welche ihre Studien fortzusetzen wünschen, jedoch in Folge ihrer beschränkten Verhältnisse nicht in der Lage sind dies zu bewerkstelligen.
2. Eine medizinische Anstalt für die Armen.
3. Ein dreiprozentiger Bau-Verein nach dem Prinzipe ähnlicher englischer Vereine.

Mit Rücksicht darauf möchten wir hervorheben, daß die Miethe in Bombay sehr hoch ist und die Mehrheit der Beni Israel sehr arm sind; gezwungen ist, sehr enge zusammen und in ungesunden Häusern zu wohnen.

Dies hat natürlich einen wenig erfreulichen Einfluß in moralischer und physischer Beziehung auf die Gemeinde, und ein Bauverein, wie ihn die Parsen-Gesellschaft kürzlich in Bombay gegründet, wird dem Volke einen ungeheueren Nutzen bringen, da hierdurch für anständige Wohnhäuser und mäßige Miethe gesorgt wird.

Das ist nach unserer bescheidenen Ansicht eines der dringendsten Bedürfnisse unserer Gemeinde, und wir geben uns dem zuversichtlichen Glauben hin, daß unsere wohlwollenden Glaubensgenossen in Europa oder Amerika an's Werk gehen und uns in dieser Hinsicht zur Seite stehen werden.

„Gesegnet ist, wer die Armen unterstützt“, und wir hegen das Vertrauen, daß unsere bemittelten Brüder in Europa und Amerika die Hülferufe einer kleinen Gemeinde nicht unberücksichtigt lassen, welche mit denselben durch Theilnahme an demselben Glauben und denselben Verheißungen verbunden ist.

Eine kurze biographische Skizze des Herrn Joseph Ezekiel Kajpurkar, T. P.

Herr Joseph Ezekiel Kajpurkar, ein prominentes Mitglied der Beni Israel Gemeinde, wurde 1834 in Bombay geboren, woselbst sein Vater als Superintendent der Marathi Schulen von der freien Kirche von Schottland angestellt war. Nachdem er in das freie Institut der Free General Assembly noch sehr jung eingetreten war, zeichnete er sich als Student dadurch aus, daß er jedes Jahr Stipendien und Preise erhielt. Von der Schulabtheilung promovirte er nach dem College im Jahre 1851 und studirte dort etwa 5 Jahre. Die College-Professoren Dr. Wilson und Mitchell und Herr Wesbit, unter welchen er die Ehre hatte zu studiren, hatten eine sehr große Meinung von seinen Fähigkeiten. Bald nach seines Vaters Tod in 1855 erhielt Hr. Joseph eine Anstellung als englischer Lehrer an dem David Sassoon Wohlthätigkeits-Institute, welches ausschließlich für jüdische Kinder, von dem verstorbenen Herrn David Sassoon eröffnet wurde. Er kam seinen verantwortlichen Obliegenheiten in so zufriedenstellender Weise nach, daß, als im Jahre 1864 der Posten als Präsident vakant wurde, Herr Joseph dazu ernannt wurde und hat er denselben seither inne. Unsere ausgezeichneten Besucher haben sich in beredter Weise über die wirksame Methode ausgelassen, in welcher die Schule von ihm verwaltet wird. Da er ein vorzüglicher Kenner des Hebräischen ist, fand er, daß fast alle seine Beni Israel Brüder ihre Gebete ohne sie zu verstehen, lesen, deshalb unterzog sich Herr Joseph frühzeitig der schwierigen Arbeit, die Gebetbücher aus dem Hebräischen in das Marathi, den Dialekt dieser Gemeinde, zu übertragen. So wunderbar war seine Idee und sein Entschluß, daß er ohne irgend welche Beihülfe, alle die täglichen und Festtags-Gebetbücher erfolgreich übersetzte, außer anderen religiösen und historischen Werken. Er hat ferner Schulbücher und eine Grammatik geschrieben mit dem Zwecke, um zu dem Studium der heiligen Sprache in der Gemeinde anzueifern. Sein Handbuch der hebräischen Abkürzungen in englischer und deutscher Sprache wurde von solchen eminenten Forschern, wie von Zadoc Kahn, dem Oberrabbiner von Frankreich, und Isidor Loeb, dem Sekretär der „Alliance Israelite“, lobend anerkannt.

Seit 1871 wurde Herr Joseph jedes Jahr zum Examinator im Hebräischen bei den höheren Prüfüngen der Universität in Bombay ernannt und im Jahre 1879 zum Mitgliede der Universität in Anerkennung seiner tiefen Kenntnisse in der hebräischen Sprache und seiner Erfolge. Die Regierung von Bombay hat ferner seinen Werth und seine Verdienste anerkannt dadurch, daß sie ihn im Jahre 1890 zum Friedensrichter ernannte.

Herr Joseph ist seiner Befähigung nach ein sehr freundlicher und bescheidener Mann, leicht zugänglich, bereit mit seinem werthvollen Rathe jedem an die Hand zu gehen, der darum nachsucht.

Die Juden in Dänemark.

Von Dr. Simonson.

Copenhagen, 17. Sept. '94.

In einem englischen Document vom Jahre 1176 wird ein Jude Deulecresse aus Dänemark genannt. Von dem Aufenthalt von Juden in den dänischen Kronländern oder in dem unter dänischer Hoheit stehenden Herzogthum Schleswig oder in der Grafschaft Holstein ist dann aber viele Jahrhunderte hindurch nicht im Geringsten die Rede. Erst nachdem im 17. Jahrhundert die Juden in Hamburg auftreten, hören wir auch von Juden in Dänemark und den beiden obengenannten, mit Dänemark bis 1864 verbundenen Ländern. Zunächst in Holstein der äußerst thätige König Christian IV. (1588—1648), der durch die von ihm gegründete Stadt Glückstadt der freien Stadt Hamburg Concurrenz machen wollte, richtete am 25. November 1622 ein sehr wohlwollendes Schreiben an die Sefardim in Amsterdam, in welchem er die jüdischen Colonisten, die sich in Glückstadt ansiedeln wollen, freie Religionsübung und andere Privilegien zusagt. In der That bildete sich dort eine portugiesische Gemeinde, und wir wissen, daß Abraham da Fonseca und der als Grammatiker berühmte Mose Gideon Abudiente dort als Rabbiner fungirten. Eine viel bedeutendere Gemeinde entstand aber in der Schwesterstadt Hamburgs, dem zur dänischen Krone gehörigen Altona. Hier sammelten sich nicht nur spanische und portugiesische Juden, die unter den Sefardim eine Zeitlang geschieden wurden, sondern auch deutsche Juden. Da jene in ihrer neuen Heimath die plattdeutsche Sprache in den Verkehr mit der übrigen, plattdeutsch sprechenden Bevölkerung annahmen, wurden die aus deutschen Gegenden stammenden, Oberdeutsch sprechenden Juden die „hochdeutsche" Gemeinde genannt. Die deutschen Juden in dem zu Dänemark gehörigen Altona, in dem angrenzenden, aber anfangs unter dem Grafen von Schaumburg stehenden Städtchen Wandsbeck und in der freien Stadt Hamburg bildeten ein Oberrabinat. Der Oberrabiner, dessen Sitz in Altona war, hatte Befugniß, in Civilsachen zu entscheiden, wenn ein Jude der Angeklagte war, gleichgültig, ob der Kläger ein Jude war oder ein Christ, der seine Angelegenheit diesem Tribunal vorlegen wollte. Hamburg sträubte sich wohl oft dagegen, daß der Oberrabbiner, der ja dänischer Unterthan war, über seine in Hamburg wohnhaften Diöcesanmitglieder sein Urtheil sprechen konnte. Da die Hamburger Juden aber unter allen Umständen in eherechtlichen und erbrechtlichen Fragen sich bei dem Altonaer Oberrabiner Bescheid holen mußten, so blieb die Einrichtung bestehen, bis im Anfang dieses Jahrhunderts die Verbindung der drei Gemeinden unter der Franzosenherrschaft in Hamburg überhaupt geleitet wurde. Der berühmteste aller Altonaer Oberrabiner ist Jonathan Eibeschütz. Als Gegner der Mendelssohnschen Bewegung ist Rafael Kohn oft genannt worden; die Localtradition verherrlicht diesen als Richter, auch von Christen viel gesuchten Mann. Die anderen Gemeinden, die sich in Holstein und Schleswig unter dem Schutze der Regierungen bildeten, hatten gegen Altona geringe Bedeutung. Juden wohnten und wohnen zum Beispiel in Kiel, Segeburg, Elmshorn, Rendsburg, der Stadt Schleswig, Flensburg, Friedrichstadt u. a., aber im Ganzen in geringer Zahl. Die politische Stellung war durch den Einfluß der mächtigen holsteinischen Ritterschaft gedrückt, Erst 1863 gelang es dem dänischen König Friedrich VII., den Widerstand der holsteinischen Ritterschaft zu brechen und den Juden dort dieselbe Stellung zu verschaffen, welche sie in dem eigentlichen Königreich Dänemark schon vom Jahre 1814 einnahmen.

Die Geschichte der Juden in dem jetzigen Dänemark fängt mit einem Verbote an! Durch die oben geschilderte freundliche Gesinnung des Königs Christian IV. gegen die Juden, waren einige veranlaßt worden, über Holstein und Schleswig hinaus nach Jütland zu gehen. Wahrscheinlich hatte der König ihnen Schutzbriefe gegeben. Sein Nachfolger, Friedrich III., war aber anders gestimmt. In einem Rescript vom 6. Februar 1651 wird erwähnt, daß Juden sich gegen den althergebrachten Brauch in Dänemark eingeschlichen haben und sich erdreistet haben. Handel mit Juwelen und dergleichen zu treiben. Der König befiehlt, daß kein Jude ohne besonderen Geleitsbrief nach Dänemark kommen dürfe, und daß diejenigen, die sich schon dort befinden, durch bedeutende Geldstrafen entfernt werden sollen, wenn sie nicht binnen vierzehn Tagen das Land verlassen. Die Sache änderte sich aber in wenigen Jahren. Der König hatte Geld nöthig, um Krieg führen zu können. Ein hamburgischer Jude, Diego Peixeira de Mattos — neuerdings in diesem Blatte wegen seiner Verbindung mit der schwedischen Königin Christina genannt — borgte Friedrich III. das Geld gegen eine Pfändung jütländischer Krongüter. Peixeira, hier wie anderswo für seine Glaubensgenossen eintretend, benutzte er seinen bei dem König gewonnenen Einfluß so gut, daß er im Jahre 1657 die Erlaubniß für die „Portugiesen der hebräschen Religion" erwirkte, im Königreich Dänemark herumreisen und dort Handel und Gewerbe treiben zu dürfen. Im Jahre 1670 bestätigte Christian V. auf Anrathen von Gabriel Gomez die genannten Privilegien, und in der Zwischenzeit werden portugiesische Juden sich schon in der Hauptstadt Copenhagen ansässig gemacht haben. Auch in den Provinzstädten setzen sich Juden an. In Muzskov (?) wird 1667 der Aufenthalt von Juden gestattet; 1580 finden wir Juden in Fridericia und 1682 den Bau einer Synagoge gestattet. Und trotzdem wird 1681 in einem Rescript eingeschärft, daß Juden ohne besonderen Geleitschein nicht einkommen dürfen, und das große organisatorische Gesetzbuch von 1683 (eine hervorragende Leistung, die noch immer für unsere Rechtsprechung von Gültigkeit ist, wo sie nicht durch spätere Gesetze ausdrücklich abrogirt ist) stellt Juden mit Patorn (Zigeunern) zusammen und spricht im Geiste des Verbotes von 1651. Schon 1684 wird es aber in einem neuen Rescript an de Mattos ausgesprochen, daß die portugiesischen Juden ihre ihnen zugelassenen Privilegien behalten sollen, nur für die deutschen Juden ist ein besonderer Geleitbrief nöthig. Die Folge war, daß viele deutsche Juden sich den portugiesischen Gemeinden anschlossen und, mit schönen spanischen und portugiesischen Namen versehen, nach Dänemark zogen. Aber auch die deutschen Juden wurden recht gelinde behandelt. Schon 1864 erhalten die Hofjuwelierer Israel David und sein Compagnon, Meyer Goldschmidt, Erlaubniß, die Glaubensgenossen in Copenhagen im Gottesdienst versammeln zu dürfen, doch „bei geschlossenen Thüren und ohne Predigt, damit kein Aergerniß entstehe". Die Juden erhielten auch bald Titel und Anstellungen. Der oben genannte Gabriel Gomez war schon 1646 Taxator in Glückstadt; ebendaselbst war ein Sohn des berühmten Hamburger Arztes Rodrigo de Castro vom Stab als Arzt angestellt. Manuele de Mattos, der Sohn des Diego, war „Königlich Dänemarkischer Rath und in dem westphälischen Kreise Resident", und der oben genannte Meyer Goldschmidt wurde 1699 Hofjuwelier, wie sein Compagnon schon früher war. Von diesem Meyer Goldschmidt leben noch viele und hochangesehene Nachkommen. Der Dichter Meyer Goldschmidt (1819—87), einer der berühmtesten Prosaiker Dänemarks, und als Schilderer des jüdischen Lebens einem Bernstein ebenbürtig, gehörte dazu; nach seiner Ansicht auch die englische Familie Goldsmith. An jenen Hofjuwelier Meyer Goldschmidt knüpft sich die einzige „Blutanklage", die meines Wissens je in Dänemark vorgekommen ist. Eine arme Frau kam zu ihm, um zu fragen, ob er nicht ihr Kind kaufen wolle. Eine alte Frau habe ihr erzählt, daß die reichen Juden Kinder kaufen, um das Blut derselben auszusaugen. Jetzt wolle sie ihm ihr Kind überlassen, da sie es nicht ernähren könne. Meyer Goldschmidt zeigte gleich die Sache beim Stadtvogt an, und die Frau wurde zur Auspeitschung verurtheilt, kam jedoch mit Gefängnißstrafe davon.

Im Laufe des 18. Jahrhunderts kamen immer mehr Juden aus Deutschland, Holland, Polen nach Dänemark herüber nach Copenhagen. Während man durchgehends gegen die wandernden Juden und die jüdischen Bettler sich abweisend verhielt, war es nicht schwer, für denjenigen, der sich als Gewerbetreibender, zum Beispiel Tuchfabrikanten, ansässig machen wollte, oder ein Capital besaß oder endlich von Verwandten empfohlen wurde, den königlichen Schutz zu erhalten. Je nach den Bestrebungen der verschiedenen Regierungen, von denen die eine gern eine Judenaustreibung einführen wollte, die andere gern durch Neubauten die Hauptstadt mit ihren Vororten erweitern wollte, wechselte dasjenige, das von den Juden gefordert wurde, um Eingang zu finden. Durchgehends bestrebte sich die Regierung, sie vom Kleinhandel abzuziehen und schützte die Bemühungen der Juden, ihre Kinder auch am eigentlichen Handwerk theilnehmen zu lassen, auch dort, wo die Zunftmeister sie nicht in die Lehre nehmen wollten; in die Zünfte und Corporationen konnten sie doch nicht aufgenommen werden. Dagegen scheinen die Unterbeamten nicht immer die freundlichen Intentionen der Regierungen getheilt zu haben; die intoleranten Vorschläge der Polizeimeister drangen aber nicht durch.

Mit dem Wachsthum der Gemeinde kam auch das Bedürfniß, die Betsäle mit einer allgemeinen Synagoge umzutauschen. Die erste Synagogeneinweihung fand im Jahre 1729 statt. Eine größere wurde 1766 eingeweiht, und kein Geringerer verfaßte das Einweihungsgedicht als Naphtali Herz Wessely, der berühmte Mitarbeiter Mendelssohns, der Sänger des „Mosait". Er war in Copenhagen geboren, wohin sein Vater gezogen war. Der Großvater, der den Titel eines Commercienraths und königlichen Agenten trug, hatte eine Gewehrfabrik in Holstein. Ein Bruder N. H. Wessely's war ein bedeutender Finanzschriftsteller und viele Mitglieder der Familie (die letzten Ausläufer getauft) als Kaufleute und Beamte hochgestellt. — Die Copenhagener Rabbiner hatten keine solche Größen aufzuweisen wie das Altonaer Rabbinat. Der berühmteste ist wohl Israel Bereodt, nach seinem Werk „Ohel Israel" genannt. Er starb übrigens in Fridericia. — Uebertritte zum Christenthum fanden ab und zu statt. 1778 wurde den Juden befohlen, Missionspredigten anzuhören, der Befehl wurde aber schnell zurückgenommen. Starkes Aufsehen erregte es aber, als man nach dem Tode des Advokaten Jenz Gedelöcke (1729) erfuhr, daß derselbe, wenn auch nicht formell, zum Christenthume übergetreten, doch in der That der Gesinnung nach Jude gewesen sei, und nach der Belehrung befreundeter Juden jüdische Gebräuche gehalten habe. Doch ging das Ungewitter vorüber.

Die Mendelssohn'sche Bewegung fand in Copenhagen gewissen Anklang. Bekannt ist Mendelssohn's Freund, der dänische Etatsrath August von Hennigs, der den König veranlaßte, auf die Mendelssohn'sche Pentateuchausgabe zu subscribiren, wodurch es dem Altonaer Rabbiner unmöglich wurde, das Buch in den Bann zu thun. Und in Copenhagen lasen viele mit Begierde die Mendelssohn'schen Schriften. War doch auch Isak Euchel, der hervorragendste unter den „Measfim", ein geborener Copenhagener. Verwandte von Mendelssohn, Guggenheim und Fürst, wohnten in Copenhagen. Der Streit zwischen Alt und Neu mußte kommen. Es kam zum formellen Ausbruch 1787 — über die Form einer Perrücke! Ein Handlungsdiener hatte sich zur Thora rufen lassen, trotzdem er eine Perücke trug, deren Form nicht würdig genug war; er wurde abgewiesen, seine Gönner klagten bei der Regierung, Widerklage seitens der „Aeltesten" folgte und, nachdem viele Commissionen die Ordnung des jüdischen Gemeindelebens durchforscht hatten, viele Flugschriften von den verschiedenen Seiten erschienen waren, erschien am 29. März 1814 eine königliche Anordnung, welche den Juden die volle bürgerliche Freiheit gewährte und im Allgemeinen die Juden mit der christlichen Bevölkerung gleichstellte. Nur der Zutritt zu königlichen Aemtern war jetzt noch verschlossen. In der Zwischenzeit hatte die neue Partei innerhalb der Gemeinde stark gearbeitet und namentlich für vorzüglichen Schulunterricht der bisher verwahrlosten armen Kinder gesorgt. Die besser situirten Kinder besuchten die christlichen Schulen und die Universität stand allen jüdischen Studenten ohne Hindernisse offen. Doch war die Regierung offenbar den Juden günstiger gestimmt, als das Volk. Concurrenzneid machte sich mehrmals geltend, die Schriftfehden im Anfang des Jahrhunderts in Deutschland verpflanzten sich auch nach Dänemark, 1819 auch die Judenhetze, die aber von der Regierung mit großer Energie unterdrückt wurde.

In der obengenannten königlichen Anordnung war auch die Anstellung von Predigern bei ihrer Synagoge verordnet worden. Die Persönlichkeiten fehlten aber. Als erster dänischer Theologe bildete sich Isak Noa Mannheimer aus, der 1816 als „Catechet" angestellt wurde. Es wurde ihm übertragen, die

— ebenfalls in jener Anordnung befohlene — Confirmation der jüdischen Jugend vorzunehmen, auch sonst in den Schulen Religionsunterricht zu geben, und viele Freunde und Gönner veranstalteten „Andachtsübungen", bei denen Mannheimer unter großem Beifall in dänischer Sprache predigte. Der hochbegabte Mann, dessen Ruhm von Wien aus später die ganze jüdische Welt erfüllte, hätte hier Großartiges leisten können, wenn nicht seine Freunde den damals ganz jugendlichen Mann so weit nach links gedrängt hätten, daß jede Fühlung mit dem conservativen Theil der Gemeinde verloren gehen mußte. In reiferen Jahren hat er selber bitter hierüber geklagt. Seine hier nur wenige Jahre dauernde Wirksamkeit war an keine Gemeinde-Synagoge geknüpft. Die alte Synagoge war bei dem 1795 Copenhagen verheerenden Brand verloren gegangen, und man hatte sich nicht über den Bau einer neuen Synagoge einigen können. Erst nachdem, nach dem Tode des ehrwürdigen und sittlich lauteren Oberrabbiners Abraham Gedelin, welcher ganz der alten Richtung angehört hatte, Dr. Abraham Alex. Wolff, damals hessischer Obberrabiner, nach Copenhagen gekommen war, und er es durch sein persönliches Auftreten nnd seine Bescheidenheit verstanden hatte, die Alten und die Jungen (von den extremen Elementen) um sich zu sammeln, entstand eine große Synagoge (1833), in der ein Gottesdienst nach altem Ritus eingeführt wurde, durch Chorgesang u. s. w. verschönert und auch allwöchentliche Predigt, den Forderungen des jüngeren Geschlechts Rechnung tragend.

Als in den dreißiger Jahren alle berathenden Stände eingeführt wurden, war man nicht weiter, da den Juden das aktive Wahlrecht gewährt wurde, dagegen das passive ihnen, trotz vieler Vorkämpfer, nicht zugestanden wurde.

Mit der Einführung der Constitution, 5. Juni 1849, fielen dagegen die Schranken, und fernerhin ist nur von einer „Geschichte der Juden in Dänemark" in religiöser Beziehung die Rede. Der Wortlaut der Constitution, dem das Glaubensbekenntniß der Einwohner in bürgerlicher und politischer Beziehung belanglos ist, ist auf loyalste Weise durchgeführt worden. Auf der anderen Seite haben die Juden zu vielerlei Förderungen des Vaterlandes beigetragen, und auf den verschiedensten Gebieten sich ausgezeichnet. Im vorigen Jahrhundert und in dem Anfang dieses Jahrhunderts namentlich als Handelsleute. Die alte Firma Moses & Sohn, G. Melchior gehört zu den allerersten Häusern Copenhagens. Auch das Londoner Haus Wambro ist von hier aus gegründet worden, die Inhaber gehören aber nicht mehr dem Judenthume an. In den ersten Decennien dieses Jahrhunderts apostasirten viele der gebildeteren Familien, namentlich, damit die Kinder einst Staatsämter erlangen könnten. Ich nenne den hervorragenden Staatsökonom, auch Minister, David, die Professoren Abrahams und Levy, einen der ersten Chemikern Dänemarks. Ebenso den als Dramatiker und Lyriker berühmten Henrik Hertz, der in der eleganten Behandlung der dänischen Sprache unübertroffen ist. Ein älterer Verwandter von Hertz war Merad Leim Nathanson, zuerst Kaufmann, dann Socialpolitiker und Journalist. Er ist der eigentliche Begründer (1804 und 1811) der beiden noch bestehenden Freischulen, und hat auch sonst viel zur Verbreitung der Wissenschaften und Künste in der Gemeinde beigetragen. Auch gegen viele Christen war er ein hochherziger Mäcen. Unter den Künstlern ragte der Maler David Monig (jetzt verstorben) hervor. Der hochbegabte Genremaler Ernst Meyer ließ sich taufen. Viele bedeutende Aerzte und Naturforscher sind zu nennen: der Kliniker S. M. Trier, der durch seinen „Lithoklait" berühmte Professor L. Jacobson, der jüngst verstorbene Physiologe A. Hannover u. a. m.; auch von den jetzt lebenden älteren und jüngeren Aerzten. Für den Bakteriologen C. J. Salomonson wurde ein Lehrstuhl auf der Universität errichtet, wogegen der Lehrstuhl für „Aesthetik" zwei Jahrzehnte lang nicht besetzt worden ist, weil Georg Brandes, der dafür designirt war, zu radical aufgetreten war. Der Bruder des weltberühmten Kritikers ist Sankritist, Dramaturg, dramatischer Schriftsteller und Politiker, auf allen Gebieten tüchtig und radical. In der klassischen Philologie zeichnet sich Oscar Sierlege, Madvig's Lieblingsschüler, aus. Die Aufzählung der im Bankwesen, auf der Börse, in der großen Industrie, in verschiedenen hohen Staats- und Commercialämtern, als Politiker und Philantropen wirkenden Juden würde einen zu weiten Raum einnehmen. Ich nenne nur den Bankdirektor und Etatsrath N. Glückstadt, den jetzigen Präses der Gemeinde. Die wohlthätigen Leistungen sind außerordentlich bedeutend. Die Schattenseiten in dem hiesigen Gemeindeleben sind die, durch den freundlichen Verkehr mit Christen hervorgerufenen, zahlreichen Mischehen, darüber darf aber nicht die Lichtseite vergessen werden, das durchaus liberale Betragen der andersgläubigen Mitbürger, vom König bis zum Arbeiterstand, gegen die Juden, und die dadurch bewirkte ungestörte glückliche Lage unserer Glaubensgenossen zu einer Zeit, wo die Seuche des Antisemitismus ihre Verheerungen anderswo anrichtet.

Die Juden in Saloniki.

Von M. G. Ottolenghi, Rabbino maggiore.

Die Juden, welche unter der Herrschaft des Sultans leben, nehmen in jedem Zweige des Lebens einen hervorragenden Rang ein; sie zählen in ihrer Mitte angesehene Kaufleute, Gelehrte und Künstler und sind keinerlei gesetzlichen Beschränkungen unterworfen.

Saloniki ist eine der größten jüdischen Gemeinden des türkischen Reiches. Die Stadt liegt an der Meeresküste, von einer malerischen Hügellandschaft umgeben. Die mehr als 60,000 Seelen betragende jüdische Bevölkerung besteht aus rechtschaffenen, fleißigen und gottesfürchtigen Leuten. Ihr geistiges Oberhaupt ist der Chacham Baschi, der unbestrittenes Ansehen genießt, aber in Liebe seines Amtes waltet und der Zwangsmaßregeln nicht bedarf.

Es giebt mehrere rabbinische Gerichte, die über alle civilrechtlichen Fragen das Entscheidungsrecht haben und den Zuwiderhandelnden mit Geld- und Prügelstrafen zum Gehorsam zwingen. Das äußerste Strafmittel ist der Bann. Ein Widerstand ist unmöglich, denn die staatlichen Gesetze räumen den Rabbinern diese Befugniß ein.

Die Gemeinde zählt nur sehr wenige reiche Kaufleute; ihre Mitglieder sind zumeist Handwerker, Maurer, Zimmerleute, Schlosser, Kupferschmiede und Juweliere, dann giebt es auch Schneider und Schuster, Bootsleute, Lastträger u. s. w. Die Mädchen arbeiten in Spinnereien, andere erwerben ihr Brod als Dienstmädchen. Die Kindermädchen sind ausschließlich Jüdinnen.

Die Rabbiner bewegen sich ausschließlich in den Lehrhäusern und Jeschibahs und erwerben ihren höchst kümmerlichen Lebensunterhalt durch Psalmenbeten und Mischnajothlernen.

Die Schächter gehören zu drei Familien, die seit mehreren Generationen dieses Recht nach dem rabbinischen Gesetze der Chasaka erworben haben. Die Mohelim und Thoraschreiber sind durchaus tüchtige Leute, die sich weit und breit eines großen Rufes erfreuen.

Die Aerzte sind zumeist aus den Universitäten in Constantinopel, Italien, Frankreich, Athen und Oesterreich hervorgegangen. Die Anzahl dieser graduirten Aerzte beträgt etwa vierzig. Außerdem giebt es noch sogenannte Empirigi, die obwohl sie kein ärztliches Diplom besitzen von frühem Morgen bis zum späten Abend beschäftigt sind und sich in den Kreisen ihrer Clientrn großen Zuspruches erfreuen, ohne irgend wie von der Behörde behelligt zu werden.

Den Juden unserer Stadt wurde es bisher nicht gestattet gleich den orthodoxen Christen und den Mohammedanern ein Krankenhaus zu errichten, obwohl ein solches Institut ein sehr dringendes Bedürfniß wäre, doch werden jüdische Patienten in den Hospitälern anderer Confessionen aufgenommen.

Unsere Synagogen folgen zumeist dem sphardischen Ritus, doch giebt es auch Synagogen mit deutschem und italienischem Ritus, wozu noch Abweichungen innerhalb der einzelnen Riten hinzukommen.

Die Anzahl der Synagogen, Jeschiboth und Midraschim ist seit dem schrecklichen Brande, der vor dreißig Jahren unsere Stadt heimsuchte, auf dreißig gesunken; eine große Anzahl von Bethäusern ist mit ihrem kostbaren Schmucke dem Brande zum Opfer gefallen, doch ist Aussicht vorhanden, daß in der nächsten Zukunft alle aus der Asche erstehen werden. Jede Gemeinde hat ihre Vorbeter, Kassirer und Küster, die aus den Spenden der Besucher bezahlt werden. Jedes Mitglied der Gemeinde muß nach Vermögen zu den Gemeindebedürfnissen beisteuern. Säumige Zahler werden bestraft, wozu die Regierung ihren Arm leiht. Strafmittel sind die Weigerung, die Kinder des Schuldners zu beschneiden, seinen Todten zu bestatten oder ihm irgend einen anderen Anspruch an die religiösen Anstalten der Gemeinde zu versagen. Auf diese Weise gelingt es der Energie unserer Vorsteher, für die Bedürfnisse der Armen, Waisen und Wittwen zu sorgen, die im Winter mit Brod, Kleidern und Bettzeug und am Passachfeste mit Mazzoth betheiligt werden.

Die jüdischen Jünglinge sind vom Heeresdienst befreit wofür die Gemeinde eine jährliche Entschädigung an den Staatsfiscus bezahlt.

Es giebt hier, kleinere Gesellschaften ungerechnet, zwei Wohlthätigkeitsanstalten צדקה וחסד und עץ החיים, deren Aufgabe es ist, Kranken beizustehen, und deren Mitglieder zur Zeit des großen Brandes mit heldenmüthiger Aufopferung ihres Amtes walteten und viele Menschenleben vor dem schrecklichen Tode des Verbrennens retteten.

Alle Händler mit Fleisch, Wein, Butter und anderen kleinen Artikeln, ebenso alle Importeure und Exporteure zahlen ein gewisses Perzent von dem Werthe ihrer Waaren an die Gemeinde, woraus die Bedürfnisse der Krankenpflege, des Rabbinats und der Talmud Thora-Schule bestritten werden. Diese Talmud Thora wird von 1000 Schülern, darunter 200 Waisenkindern, besucht, welche von dreißig Lehrern, in den elementaren Wissensgegenständen und in Sprachen unterrichtet werden, an deren Spitze der Verfasser dieses Artikels seit 1885 als Direktor steht. Die reiferen Schüler sind auch im Unterrichte an dieser Anstalt beschäftigt. Außer dieser Schule gibt es Privatinstitute für Knaben und Mädchen, und endlich die Schulen der Alliance israelite, welche von etwa 1000 Schülern besucht werden. Dieselben erhalten einen systematischen Unterricht, der sie befähigt, nach Absolvirung der Schule in Banken und Engros-Häusern einzutreten. Das wohlthätige Wirken der auswärtigen und einheimischen Wohlthäter, welche dieses großartige Werk ermöglicht haben, erkennen wir mit tiefem Danke gegen Gott und die edlen Helfer an und beten aufrichtig, daß ihnen Lohn und Ermuthigung zu weiterem Wirken zu Theil werde.

Aphorismen.

Eine Anthologie von Aussprüchen der führenden Männer im Judenthum.

Das Leblose wird conservirt, um in seiner Gestalt zu verharren, das Lebendige behält seine Gestaltung, indem es fortschreitend sein inneres Wesen entfaltet. In der Religion ist Fortschritt Conservatismus; was aber die Unwissenheit für Conservatismus hält, ist der Tod.

Rabbi Simeon Ben Bakisch sagt: „Peamim schebitulah schel Thora sehu jessodah". „Manchmal ist die Aufhebung der Thora ihre Fundamentirung." (Menachoth 99 a unten.)

Wien. Mayer Friedmann.

Für diejenigen Leser der „Deborah", welche mehr in der deutschen als in der altjüdischen Literatur heimisch sind, mag es vielleicht zur Empfehlung der „Sprüche der Väter" gereichen und eine Aufmunterung sein, denselben eine eingehendere Beobachtung zu widmen, wenn sie darauf aufmerksam gemacht werden, daß die besten, tiefsinnigsten Gedanken der deutschen Classiker sich nicht selten berühren mit Sentenzen unserer so gehaltreichen Sammlung. Solche Uebereinstimmungen sind zum Beispiel:

Sprüche II, 4. Gamliels Ausspruch: Thue Gottes Willen, wie den Deinigen, damit er Deinen Willen zu dem seinigen mache — und Schillers „Ideal und Leben": Nehmet die Gottheit auf in Euren Willen, und sie steigt von ihrem Weltenthron.

Ibid. II, 5. Hillel's Wort: Richte Deinen Nebenmenschen nicht, so lange Du nicht in seiner Lage warst — und Goethe's „Sprüche in Prosa" No. 426: Ueber Abgeschiedene eigentlich Gericht halten wollen, möchte niemals der Billigkeit gemäß sein . . . ., wer will uns, außer Gott, zur Rechenschaft ziehen! Vergleiche auch No. 370 und 371, wo der Gedanke weiter ausgeführt wird.

Spr. III, 13: An wem die Menschen Gefallen haben, an dem hat auch Gott Gefallen; an wem die Menschen keinen Gefallen haben, an dem hat es auch Gott nicht — und Schillers: „Gott nur siehet

das Herz." — D'rum eben, weil Gott nur das Herz sieht, sorge, daß wir doch auch etwas Erträgliches sehn.

Spr. IV, 2: Ein gutes Werk ziehet das andere herbei, „eine Sünde die andere — und

Lessings Nathan III, 9: Wie aus einer guten That, ... doch so viel and're gute Thaten fließen! — und

Schillers Piccolomini V, 1: Das eben ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend, Böses muß gebären.

Sprüche IV, 7: Mache die Thora nicht zur Krone, damit zu prangen, noch zum Spaten, damit zu graben — und

Schiller von der „Wissenschaft": Einem ist sie die hohe, die himmlische Göttin, dem Andern eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgt.

Wenn oben der Leser gedacht war, die von den deutschen Classikern zu den „Sprüchen der Väter" kommen, so mag auch umgekehrt bei Lesern, denen die Sprüche in Fleisch und Blut übergegangen sind, denen aber die deutschen Dichter ferner stehen, der vorstehende Nachweis vielfacher Berührungen zwischen beiden Gedankensphären ein günstiges Vorurtheil für die Letzteren erwecken.

Siegmund Levy,
Professor a. d. Universität Straßburg.

Auch eine Statistik.

An sämmtlichen Universitäten deutscher Zunge wirken insgesammt nun fünf Professoren der Philosophie, die dem jüdischen Glauben nicht blos entstammen, sondern nach wie vor angehören. Es sind dies die Professoren Moritz Lazarus und Hajim Steinthal in Berlin, Jacob Freudenthal in Breslau, Hermann Cohen in Marburg und der Unterzeichnete. Kann es nun bloßer Zufall sein, daß sämmtliche Professoren ehemalige Rabbinatscandidaten sind? Wohl kaum!

Das dürfte vielmehr ein „statistischer" Beweis für die moralische und pädagogische Unschädlichkeit des von aller Welt geschmähten, weil nur von ihrem winzigsten Bruchtheil verstandenen „Talmud" sein. Wenn man bedenkt, wie verschwindend gering die Zahl der deutsch-jüdischen Talmudschüler ist und daß gleichwohl die dem Judenthum entsprossenen Professoren der Philosophie an deutschen Hochschulen bisher alle ausnahmslos aus den Reihen der Talmudjünger hervorgegangen sind, so ist dies „auch eine Statistik", und zwar eine für Feinschmecker der Kulturgeschichte recht lehrreiche und für Jung-Israel durchaus beherzigenswerthe.

Zu Nutz und Frommen der israelitischen Jugend Amerika's niedergeschrieben.

Bern, Schweiz, 2. März 1894.

Dr. Ludwig Stein,
ordentlicher Professor der Philosophie an der Universität Bern.

Das Judenthum hat mit Amerika dies gemein, daß manche schlecht unterrichtete oder übelwollende Europäer dem Judenthume ebenfalls Antipodenschaft zuschreiben und ihm geistige und moralische Inferiorität beimessen. Aber gleichwie Amerika, trotz seiner wirklichen Antipodenschaft, nach einem Kampfe Ebenbürtigkeit mit Europa errungen hat, ebenso wird das Judenthum, ungeachtet seiner vermeintlichen Antipodenschaft, zuversichtlich seine Gleichberechtigung erlangen, wenn auch gleichfalls erst nach hartem Kampfe mit dem finstern Fanatismus. Daher rufe ich den tapferen amerikanisch-jüdischen Kämpen im Allgemeinen und ihrem Veteranen Rev. Dr. Isaac Wise besonders, welche so lange mit ausgezeichnetem Erfolge für das Recht des Judenthums und der Menschlichkeit streiten, ein herzliches „Lebe Hoch!" zu. Mögen sie alle, mit Rev. Dr. Wise an der Spitze, noch lange energisch und siegreich fortfahren, das Judenthum zu humanisiren und die fanatisch verblendete Menschheit zu judaisiren, das heißt, in echt jüdischer Toleranz und Menschenliebe zu allen, die nach Gottes Ebenbilde geschaffen wurden לכל הנברא בצלם!

Hochachtungsvoll
A. Harkavy,
St. Petersburg.

„Aber müde machen sollen uns selbst die Großmächtigsten nicht." Dies Wort Moses Mendelssohns an David Friedländer — zweier Geisteshelden, die wir mit Stoz die Unseren nennen — soll sich auch an uns bewähren. In trüben Zeiten gilt es doppelt, Muth bewahren und Treue halten.

Berlin, 2. März 1894.
Ludwig Geiger.

Nicht allein aus den Flammen des Sinai, sondern auch aus jenen des Moria hat Gott zu uns geredet, denn wir können mit Stolz auf das Feuer, welches den Jerusalemischen Tempel in Asche gelegt hat, hinweisen und sprechen: „Wo ist denn irgend Sterbliches, das die Stimme des lebendigen Gottes redend mitten aus dem Feuer, wie wir, gehört hätte, und wäre am Leben geblieben? (Deuter. 5, 23.)

Wien, 9. März 1894.

Prof. Dr. Schwarz,
Rector der isr. theol. Lehranstalt in Wien.

Freiheit des Bekenntnisses, einmal von Menschen gedacht, kann denkenden Menschen nicht wieder entschwinden.

Gewiß hat jede Religion ihre Mängel; keine ist absolut vollkommen, keine so, daß alle denkenden Menschen ihre absolute Vollkommenheit einsähen, denn sonst hätten wir längst einen Hirten und eine Heerde; aber es kommt allemal nur den Angehörigen einer Religion zu, daß sie Selbstkritik vollziehen. Es ist eine Anmaßung, in die Religion eines Anderen hineinzureden, zu meinen, die Verständigen, die Nachdenkenden würden ihre kritischen Punkte nicht finden. Also überlassen wir jede Religion sich selbst.

Die Wissenschaft allein übt eine unbefangene Kritik über alle Dinge, welche dem menschlichen Denken unterworfen sind, auch über die Religion. Die Wissenschaft allein kennt keine Schranken für ihre Aufgaben. Dafür bleibt sie eben in den Grenzen der Wissenschaft.

Individuen uud Epochen unterscheiden sich nicht blos durch die Dogmen, sondern ebenso sehr durch den Grad und die Tiefe der Religiösität.

Die Religiösität eines Andersgläubigen können wir anerkennen, ja, bewundern, ohne daß wir auf den Inhalt seines Glaubens achten. Ja wir können durch Vorbild und Lehre die Glaubensinnigkeit eines Andersgläubigen erwecken oder empfangen.

Denn — in allen Religionen ist die **Religiösität** selbst das Letzte und Tiefste und das Höchste im Menschenthum überhaupt.

Alle Idealität gipfelt in der Religiösität. Alle Ideen stehen in ihrem Dienst. Sie verleiht Allen die höchste Weihe. Unter Religion aber verstehe ich nicht blos das Dogma, das Bekenntniß und die Satzung, sondern die Religiösität selbst ist jene allgemein — menschliche Erhebung und Läuterung, jenes Aufsteigen vom Kleinen zum Großen, vom Alltäglichen zum Erhabenen, vom Zeitlichen zum Ewigen.

Der Materialismus des Dogma's und das Dogma des Materialismus wachsen auf einem Baume; und es ist kein Baum des Lebens und kein Baum der Erkenntniß.

Mit dem überzeugungslosen Uebertritt von einer Religion in die andere wird ein ethisches Moment geschädigt, dessen die Nation nicht entrathen kann.

Und wenn das Leben zur Wüste würde, — auch in der Wüste hat Gott sich offenbart.

Prof. Dr. M. Lazarus,
Berlin.

Bei Besprechung von Pompejus' asiatischen Kriegen sagt Dio Cassius (37. 16. 17.) von den Juden: „Dieses Land heißt Judäa und die Bewohner Juden. Ich weiß nicht, woher diese Benennung ihnen gekommen ist. Sie wird aber auch auf andere Menschen angewandt, welche ihren Gesetzen gemäß leben, wenn sie auch von anderem Stamme sind."

Ist es nicht eine der größten Aufgaben des heutigen Judenthums, diese merkwürdige Definition des römischen Geschichtschreibers so wahr zu machen, als sie damals war? Wir mögen „Nomima" eher als religiösen Glauben oder ethische Lehren auffassen, denn als (wie es Dio Cassius verstanden haben mag) nationale Sitten und Ceremonien. Das Prinzip bleibt dasselbe.

Können und müssen wir nicht das Judenthum von einer nationalen in eine universale Religion verwandeln, deren Anhänger aus verschiedenen Racen und und nicht blos aus einer einzigen kommen werden. Seine Glaubenssatzungen und Lehren sind universelle.

So muß auch ihre äußere Einkleidung universell sein. In dieser glorreichen Metamorphose wird das amerikanische Judenthum die Führmng übernehmen, ja, hat sie schon übernommen.

Claude G. Montefiore,
London.

Den Antisemitismus hat das Judenthum nicht zu fürchten, denn es ist natürlich, daß seine historische Mission, die reine Lehre vom einig einzigen Gott durch die Zeiten zu tragen, ihm viele Streiter und Gegner erweckt. Auch der Abfall vieler, selbst geistig Hochstehender, darf uns nicht erschrecken; denn was soll das Judenthum denjenigen seiner Söhne, die an seine Sendung nicht glauben? Israel hat ganz andere Prüfuugen, viel größere und schmerzlichere Verluste überstanden und wird, wie nun schon vier Jahrtausende hindurch, auch in Zukunft Feinde und Abtrünnige überdauern, bis seine Lehre Gemeingut aller religiös Fühlenden geworden ist.

Berlin, 6. März 1894.
Prof. Dr. M. Philippson

Auf das Lied der Deborah im 5. Kapitel des Buches der Richter folgen die Worte: ותשקט הארץ ארבעים שנה, das Land hatte Ruhe vierzig Jahre. Das dort gemeinte Land ist Palästina; das damals schon von Feinden ringsum bedrohte Israel konnte wieder ausruhen und sich erholen, sich wieder sammeln und die Früchte seiner Arbeit unverkürzt genießen. Nach Jahrtausenden trat dann in unseren Tagen auf weit entlegenem Boden, im fernen Westen, abermals eine Deborah auf und sang. Sie sang von dem gesegneten Erdtheile, von den großen vereinigten Freiheitsstaaten, in denen das in der alten Welt vielfach bedrängte und beschränkte Israel Ruhe und Frieden, freie Arbeit und unangefochtenen Wohlstand, Bürgerrecht und Menschenrecht gefunden hat, und wo es verjüngt und neubelebt seine wunderbare Geistesfrische, seine altererbte Treue und Anhänglichkeit für seine Brüder in den östlichen Länderstrecken, mehr oder minder auch seine Liebe und Verehrung für die edlen Schätze seines Glaubens und seiner alten Sittengesetze bewahrte oder wiederfand. Die jüngere Deborah sang zwar Manches nicht nach unserem Sinne, da ihre Wege nicht immer unsere Wege, und ihre Gedanken nicht immer unsere Gedanken sind; doch sie sang und zeugte zugleich von vierzig Jahren jüdischen Lebens in den Ländern der Duldung und Glaubensfreiheit, des gleichen Gesetzes und des gleichen Rechtes für Alle, der unparteiischen Verwaltung und Rechtspflege für die Bekenner jedes Glaubens. Möge es dieser Deborah vergönnt sein, auch in den kommenden Jahren Zeugniß abzulegen von der Ruhe und dem Frieden, von der Wohlfahrt und dem Glück, von der Blüthe und dem Aufschwung in der jüdischen Bevölkerung Amerika's! Und wenn dereinst wiederum vierzig Jahre verstrichen sein werden, möge abermals das alte biblische Wort im besten Sinne sich als zutreffend für unsere Glaubensgenossen in Amerika erweisen: ותשקט הארץ ארבעים שנה, Das Land hatte Ruhe vierzig Jahre.

Breslau. Dr. David Rosin.

Aphorismen über Religion und Judenthum.

Ein Beitrag zur Psychologie des heutigen Judenthums.

Von Dr. Cäsar Seligmann.

Wo die Naturwissenschaft mit ihrer Weisheit zu Ende ist, da setzt die Philosophie ein, und wo die Philosophie mit ihrem Latein zu Ende ist, da setzt die Religion ein.

Wer Gott sucht, ist ihn zu finden werth; wer ihn nicht hat, hat ihn noch nie begehrt.

Du kannst den Gott nicht denken, den Du glaubst; glaube den Gott, den Du denken kannst.

„Führe mich nicht in Versuchung," ist ein schlechtes Gebet. Auf der Werfte ist jedes Schiff gut: in Sturm und Wellen muß es sich erproben.

Die schlimmsten Feinde der Religion sind nicht die Radikalen, auch nicht die Frömmler, selbst nicht die Lauen, sondern die, welche ehrlich zu sein sich einreden und nicht einmal gegen sich selbst den Muth der Wahrheit haben; ihre Zahl ist Legion.

Wir haben zu viel Religion und zu wenig Religiösität.

Wenn Orthodoxie die kraftvolle Auflehnung gegenüber Verläugnung jüdischer Individualität, gegenüber Verflachung des geschichtlich ausgeprägten Seins bedeutet, alle Hochachtung! Aber warum das falsche Schlagwort, wo doch nur der dunkle Willensdrang vorhanden, die Individualität zu wahren?

Wie kann man Jude sein, ohne Jude zu sein? Der moderne jüdische Nationalismus ist die Lösung dieses unlösbaren Problems. Sie haben dem Judenthum den Geist ausgetrieben, daß ihnen nur

das Fleisch geblieben ist, von dem sie stammen, und das erheben sie zum Princip. Weil ihnen das Judenthum nicht Glaube ist, nicht Ueberzeugung, nicht Idee, nicht geistiges Lebesprincip, ist es ihnen Nationen geworden. — Oder der Nationalismus ist unreife Romantik, knabenhafte Schwärmerei, abgeguckter Chauvinismus!

Die Wissenschaft des Judenthums, das gehätschelte Schooßkind der Väter der jüdischen Rennaissance, ist nicht der Messias geworden, den man in ihr sah. Das kommt, weil die ganze so hoch gepriesene Wissenschaft nur Philologie ist, Alterthumswissenschaft. Ein trauriges Zeugniß! Als wenn das Judenthum nur alt und nicht auch neu wäre! Als wenn es kein modernes lebendiges Judenthum gäbe! Aber das moderne lebendige Judenthum ist ein Blümchen: Rühr' mich nicht an!

Epigonen einer produktiven Periode zu sein, ist bedrückend, und nun gar Epigonen einer philologischen Periode! Zunz ist todt, Frankel ist todt, Grätz und Jellinek und Perles sind todt, und sie haben uns an dem Knochen jüdischer Wissenschaft kein Fleisch zu nagen mehr gelassen.

Saadja hat das Judenthum mit dem gebildeten Bewußtsein seiner Zeit versöhnt, Maimonides hat sein Judenthum nach seinem philosophischen Gewissen modifizirt, wann erscheint der neue Führer der Irrenden, der das Judenthum mit dem modernen Zeitbewußtsein vermählt?

Wenn die alten Riesen ihre Mutter, die Erde, berührten, so erhielten sie neue Kraft. Wunderbares Bild für Israel! Wenn der Sturm des Hasses sich wider Israel erhebt, schleudert er es zurück in die Arme seiner Mutter, der Religion, und die verleiht ihren Kindern neue Kraft. —

Der mährisch-jüdische Landes-Massafond.

Zum fünfundzwanzigjährigen Bestande der autonomen Verwaltung.

Von Dr. J. H. Oppenheim.

Vom Verzehrer kam Zehrung, vom Starken kam „Süßes". Es ist nur ein Witz der jüdischen Geschichte, daß dieses berühmte Räthselwort unseres uralten Heros einmal zur blanken Wirklichkeit geworden, denn aus der „Verzehrungs-Steuer", welche die Juden Mährens zu bezahlen hatten, ward durch einen hochherzigen, edlen „Starken", Kaiser Josef II., ein Theil alljährlich ausgeschieden und zu einem Fonds bestimmt, aus dem für die mit Schulden behafteten Gemeinden nach Verhältniß ihrer Familienzahl die Zahlung geleistet und somit Zehrung geschafft werden sollte. So ward das Hofdecret vom 26. Juli 1787 zu einer Wohlthat für die armen jüdischen Gemeinden, die an der Last der Schulden in Fällen von Bränden oder anderen Elementarunfällen, Steuern und Abgaben schwer zu tragen hatten, zu einer Art Gegengift gegen die Einführung dieser Ausnahmssteuer, die wie ein lästiger Bienenschwarm die Häuser der Judengasse umschwirrte und mit den Quälereien der Eintreiber zu einer wahren Landplage ausgeartet war. Die ursprünglich angesetzte Hälfte der Verpachtungs-Ueberschüsse über das jährliche Erforderniß von 55,200 fl., die in den Fond fließen sollte, ward bald darauf in den fixen Betrag von 6080 fl. umgewandelt, überdies flossen in denselben die Familien- und Toleranztaxen der fremden, keiner Gemeinde incorporirten Juden, ferner die Abfahrtgelder der in ein anderes Erb- oder in das Ausland auswandernden Juden, endlich ein Drittel der Strafgelder zu, die bei Bestechungsversuchen zur Erlangung einer sogenannten Familienstelle, die in der Heirathsbewilligung vorgeschrieben waren, und ähnliche pönale Zuflüsse, die bis auf die erwähnten Strafgelder im Jahre 1831 wieder aufgehoben wurden, so daß der Fond nur auf das Wachsthum aus dem Zinsertrage angewiesen war. Die Verwendung hatte im Laufe der Jahre mannigfache Abänderungen erfahren. Man half aus den Fondsmitteln den Gemeinden nicht nur zum Wiederaufbau von durch Feuer oder Wasser zerstörten Gemeindegebäuden, sondern überhaupt zur Errichtung und Neuherstellung solcher Baulichkeiten, insbesondere von Schulen für den deutschen Unterricht, mit Darlehen aus, und bewilligte solche auch den einzelnen „jüd. Familianten", das ist Gemeindemitgliedern, zur Herstellung sowie zur Erweiterung ihrer Häuser im Interesse der Feuersicherheit, der Reinlichkeit und Sanität, im ersteren Falle ganz zinsenfrei oder doch zu niederen Zinsen, im letzteren nur gegen volle Sicherheit und die übliche Verzinsung. Aus den Fondserträgnissen wurde ferner der freilich geringe Gehalt des Landrabbiners, Entlehnungen für staatliche Kanzlei- und Rechnungsbeamte, endlich für zahlungsunfähige oder sonst überbürdete Gemeinden ein Theil einer jüdischen Separatsteuer, des „Contributions-Drittelzuschlags" geleistet. Es war also immer das Moment der Bedürftigkeit das für die Verleibung der Beneficien des Fonds das Bestimmende — ein Umstand, der späterhin für die Festsetzung des Charakters dieses Stiftungs-Capitals in rechtlicher Beziehung von entscheidender Bedeutung war.

Mit dem Wiedererwachen der politischen Freiheit und der constitutionellen Einrichtungen in Oesterreich, insbesondere nach dem Unglücksjahr 1866, wurde die Frage nach der Bestimmung des „mährisch-jüdischen Landes-Massafonds", der in landesfürstlicher Verwaltung stand, eine offene. Der Artikel 15 der Staatsgrundgesetze vom Jahre 1867 sichert jeder Confession die autonome Verwaltung ihrer Fonds und Stiftungen zu. Doch wer ist der Eigenthümer dieses Fonds? — das war nun die Frage. Schon im Jahre 1863 hatte der mährische Landtag diesen Fond, der in einem Nominale von fast einer Million Gulden bestand, für das Land Mähren reclamirt — ein Standpunkt, gegen den die Regierung Stellung nahm, indem sie denselben seinem Ursprunge nach als Staatseigenthum erklärte. Den fortgesetzten Bemühungen der jüdischen Notablen, sowie dem Rechtsgefühle des Ministers Dr. Carl Giskra und allen zuvor dem in Sr. Majestät dem Kaiser verbürgten Principe der Gleichberechtigung, hatte die mährische Judenheit es zu danken, daß die Regierung diesen Fond „nach seiner Entstehung und Bedeutung als ein untheilbares und unveräußerliches Gemeingut der gesammten Judenheit Mährens" anerkannte und daß der Kaiser mit allerhöchster Entschließung vom 28. September 1869 das Statut über die Verwendung und Verwaltung des mährisch-jüdischen Landesmassafondes, das von Delegirten der mährischen Gemeinden in seinen Grundzügen entworfen worden war, genehmigte. Diese allerhöchste Entschließung machte mit einem Schlage einerseits allen Zweifeln und Einreden bezüglich der berechtigten Nutznießer des Fondes, andererseits den sich heftig befehdenden, auseinandergehenden Ansichten über die Verwendung desselben ein rasches Ende. Fortan war die gesammte mährische Judenheit die einzig berechtigte, autonome Verwalterin dieses Zweckvermögens und hatte den factischen Besitz dieser Berechtigung angetreten. Von nun an war aber auch dem Streite über die Genußberechtigten und dem Modus der Verwendung der Erträguisse ein Ende gemacht, da das Statut hierüber ebenso gerechte und billige als klare Bestimmungen enthielt. Manche waren nämlich der Ansicht gewesen, man möge das Kapital selbst unter die Gemeinden nach dem Verhältnisse ihrer früheren Beiträge austheilen, Andere, die wohl die Einheitlichkeit des Fonds erhalten wissen wollten, glaubten, daß alle Gemeinden, unbeschadet ihrer materiellen Lage, ob reich ob arm, einen Anspruch auf proportionelle Betheiligung aus den Erträgnissen haben, wieder Andere legten das Hauptgewicht auf die Errichtung allgemeiner Institutionen, eines Rabbiner-Seminars, Lehrer-Präparandie 2c., die Einen waren dafür, den Gemeinden als solchen die Benefizien zukommen zu lassen, die Anderen wieder glaubten, daß deren Beamte und Angestellte zunächst Anspruch auf Aushülfe, Pensionen u. s. w. hätten, da ja auch die Statthalterei derartige Personal-Unterstützungen aus den vorhandenen Mitteln seit Jahren bewilligte.

Die Idee der Auftheilung des Kapitals war mit vollem Rechte abgewiesen worden, aber auch die proportionelle Gleichmäßigkeit der Anspruchsberechtigung der Gemeinden nach Maßgabe ihrer einstigen Beiträge. Vielmehr wurde unter Festhaltung des Gemeinde-eigenthums der ganzen mährischen Judenschaft doch die jeweilige Bedürftigkeit der Gemeinden als Rechtstitel auf die Hülfe des Fondes anerkannt, dem ersteren Principe durch die Einführung der sogenannten Schulsubventionen Rechnung getragen, auf die unterschiedslos alle Gemeinden nach der Zahl der von ihnen angestellten Lehrkräfte Anspruch haben, während die eigentlichen Gemeinde-Unterstützungen und Vorstands-Darlehen nur hülfsbedürftigen Gemeinden im Statute zugesprochen wurden — eine Bestimmung, die einerseits die widersprechenden Interessen der größeren und wohlhabenden mit denen der kleineren, armen Gemeinden zu versöhnen, und andererseits dem wichtigsten Zweck eines jüdischen Kulturfondes, dem religiösen Jugendunterrichte, gerecht zu werden, getroffen war. Uebrigens wurden bis 25 Prozent der jährlichen Erträgnisse der Unterstützung der Gemeinde-Angestellten, deren Wittwen und Waisen gewidmet, 600 fl. für Stipendien an Rabbinats- und Lehramtscandidaten und die Subventionirung von höheren jüdischen Bildungs- und Wohlthätigkeits-Anstalten im Bericht unter die Verwendungszwecke aufgenommen — letzteres eine Kategorie, für die nach den vorausgehenden Zuwendungen allerdings nicht mehr viel erübrigt werden konnte.

Die Verwaltung des Fondes obliegt einem elfgliedrigen Curatorium in Brünn, das von den Delegirten sämmtlicher 54 (jetzt 51) Gemeinden, die alljährlich zu einer General-Versammlung zusammentreten, auf je drei Jahre gewählt wird, und das über seine Gebahrung den Delegirten alljährlich Rechnung und Rechenschaft abzulegen verpflichtet ist.

Der 24. November 1869 war der für die mährische Judenschaft denkwürdige Tag, an dem die Delegirten der Gemeinden im k. k. Statthalterei-Gebäude zur Wahl des ersten Curatoriums zusammentraten. Aus der Wahlurne gingen hervor: Jul. Gomperz, der zum Obmann, Mor. Spitzer, der zu seinem Stellvertreter erwählt wurde, Sigm. Blau, Heinr. Eisler, Friedr. Karplus, D. Mandl, Ad. Münch, Sal. Singer, Marc. Stern, W. Wltzek, Ignaz Wohlmuth. Ein gewisses Hochgefühl erfüllte damals die Brust der anwesenden Gemeinde-Vertreter; unter den Auspicien der kaiserlichen Behörden wurde der eine Million betragende Fond der autonomen Verwaltung, die sich die Judenschaft gewählt, übertragen. Es gab wieder eine Art von „Roshe medinah" so zu sagen.

auf 47,620 fl. 6 kr. gestiegen.

Die durchschnittlichen Ausgaben betrugen in den Terminen:

	1870—72:	1891—93:
Für Schulsubventionen . .	12,059 fl 33 kr.	113,700 fl — kr.
Gemeinde-Unterstützungen	3,616 fl 67 kr.	12,216 fl 67 kr.
Personal-Unterstützungen	11,679 fl 86 kr.	12,096 fl 67 kr.
Bildungs- u. Human.-Anstalten	1,261 fl 67 kr.	3,191 fl 67 kr.

Die kleine Tabelle beweist zur Genüge das Anwachsen der Leistungen des Fonds für Zwecke des Unterrichts und für die Cultuseinrichtungen der Gemeinden. So namhaft nun auch diese Beträge sind — wer da meint, daß mit diesen verschiedenartigen Beiträgen, wozu ja noch die den Gemeinden bewilligten, allerdings verzinslichen Darlehen kommen, den Bedürfnissen derselben entsprochen oder Genüge geschehen sei, der irrt. Denn die Lage derselben ist in Folge der durch die Freizügigkeit ermöglichten Verschiebung der jüdischen Bevölkerung aus den alten Gemeinden nach den Groß- oder Provinzial-Hauptstädten eine höchst prekäre, ja traurige geworden.

Da ist nun die Aushülfe, die der Fond bietet, wohl eine große Wohlthat, allein diese reicht nicht aus, um die Ansprüche aller Gemeinden, und außer Brünn und Ollmütz erheben ja alle anderen Gemeinden mehr oder weniger solche, zu befriedigen. Dazu kommen die kürzlich constituirten sieben neuen Gemeinden, die vor der schweren Aufgabe stehen, alles neu zu schaffen, während die alten, aus deren Mitte sich die neuen recrutirten, über Verkürzung klagen — ein schwieriges Problem, zu dessen Lösung der Fond zwei- oder dreimal so groß sein müßte, während sein Erträgniß in Folge des sinkenden Zinsfußes im Sinken begriffen ist. Dazu bietet der sinkende Opfersinn für jüdische Zwecke, die Möglichkeit des Austritts aus der Confession, von der die Renitenten häufig Gebrauch machen — kein erfreuliches Zukunftsbild. Doch das darf uns nicht abschrecken. Der jüdische Cultus in Mähren hat in seinem Fonde immerhin eine zuverlässige Hülfsquelle!

Erwähnenswerth ist die im vorigen Jahre getroffene Einrichtung einer Ueberwachung des Religionsunterrichtes in den Gemeinden durch einige Vertrauensmänner als Curatoriums-Rabbiner, die sich diesem Ehrenamt aus Interesse für die heilige Sache unterziehen. Es steht zu erwarten, daß diese Einrichtung zur Hebung des leider in vielen Gemeinden und auf dem offenen Lande sehr darniederliegenden Unterrichtes im Hebräischen und der Religionslehre ein gutes Theil beitragen werde. Das wäre die wahrhafteste „Zehrung", die wir nebst der materiellen klingenden dem einstigen „Verzehrer" zu danken hätten.

